Lepri, Valeria Avida et Gavotta

Korrespondenz der Heiligen

aus dem Mittelalter;

und

Briefe der Narren

aus den neueren Zeiten.

Erstes Paket.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1787.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorrede.

Es ist bekannt, daß eine Menge der heutigen Schriftsteller von den Riesenschritten der Aufklärung unter den Katholiken ungemein viel Rühmens schon gemacht haben. Allein in den Schriften jener Männer, welche mit einer bedenklichen Miene auftreten, findet man Nachrichten, aus welchen sich vermuthen läßt, daß die Kleinschreiberlinge die Sache nur mit dem Vergrößerungsglase betrachten, und in dieser Gestalt dieselbe dem Publikum vormahlen. Nach jenen wäre der Gewissenssultan in Rom und der heilige Divan im Konklave oder Vatikan so viel, als beinahe entthronisirt, oder wenigstens durch einen Schriftstellerkordon von unserem lieben Deutschland abgeschnitten. Wäre dieses richtig, so käme ich mit

meinem Scherflein wohl um etliche Meilen zu spät. Betrachte ich aber die bedenklichen Nachrichten, daß die Götzen noch überall am vorigen Orte stehen, und zwar nicht als ein Andenken des vor wenig Jahren noch krankgelegenen Menschenverstandes; sondern als entkleidete Puppen, um vom tändelnden Publikum durch milde Opfer wieder neu gekleidet zu werden, — so gehören vielleicht diese Bogen nicht vollends unter die entbehrlichsten.

Ich will nicht untersuchen, noch weniger entscheiden, ob zur Aufklärung viel oder wenig gethan worden, ob man die Sache am rechten Flecke angegriffen, oder ob man den einzigen Endzweck derselben vor Augen habe. Ich spreche nur von Dingen, wovon ich ein Augenzeuge bin, und die ich mit meinen kurzen Einsichten begreifen kann. In Rücksicht versichere ich also das Publikum, daß es jetzt unter den katholischen Haufen mehr Leute giebt, welche zur Noth lesen und schreiben können, als es vor funfzig Jahren gegeben hat. Viel mag ich nicht behaupten, denn ich müßte nur viel probiren. Für diese Leute schrieb ich also die Korrespondenz der Heiligen aus dem Mittelalter, und die Briefe der Narren aus den neueren Zeiten. — Also für den

Pöbel? Allerdings. Nachdem man für erwiesen annimmt, daß der Pöbel irregeführet ist, so ist es Pflicht, auch diesen auf den rechten Weg zu leiten. Die Menschen haben ohne Ausnahme gleichen Anspruch auf die Wahrheit. Um mich aber nicht zu tief zu erniedrigen, so muß ich auch meinen Autorstolz ein bischen blicken lassen. Ich war einige große Städte des katholischen Deutschlandes durchreiset, und hatte dabei das Vergnügen gehabt, Herren und Damen vom Stande und hohen Adel zu kennen, welche der gelehrte Erasmus von Rotterdam schon vor drittehalb hundert Jahren in seinen Exequiis seraphicis geschildert hatte. Sie sind mit Rosenkränzen, Skapuliren und Agnusdei behangen, ihre Thürschwellen sind mit Hexenkraut gefüttert, und an ihren Fenstern stecken geweihte Wunderruthen, welche die Ungewitter vertreiben sollen. Von solchen Herren, ob sie schon in den Hofkalendern in die Rubrik der gelehrten Bank eingeschrieben stehen, kann man mit gutem Grunde vermuthen, daß sie weiter nichts, als zur Noth lesen und schreiben gelernet haben, und folglich zur Klasse des Pöbels gehören, der bisher auch nicht mehr, als kümmerlich zu lesen gelernet hat. Diesen widme ich also gleichfalls meine Bogen, und sie reissen mich da-

durch aus der Verlegenheit, nicht ganz allein für den Pöbel ohne Staatsperücken und bordirte Westen geschrieben zu haben.

Wie man den Pöbel mit und ohne Staatsperücken, mit und ohne Adelsdiplomen, mit und ohne Federhüten, mit und ohne Hofchargen — zum Nachdenken, das die Quelle der Aufklärung ist, bewegen könne, davon habe ich hie und da einige zerstreute Aufsätze gelesen: ein entscheidender und mit Beifall gekrönter Plan ist, so viel ich mich erinnere, mir nicht zu Gesichte gekommen. Vielleicht hinderte dieses meine magere Bibliothek, meine zwischen Bergen gefaßte Lage. Bei langer Weile blätterte ich die Colloquia des Erasmus durch, meines schon über Jahr und Tag gewählten Lieblingsautors, und unvermuthet gefiel mir die Peregrinatio religionis ergo neuerdings besonders wohl. Ich halte dieses unverhofte Wohlgefallen eben so gut für ein himmlisches Geschicke, als wenn eine Nonne vom Herrn Jesus träumet, und dabei aus den Nasen blutet. — Ich las den Brief nochmal, welchen Maria an den Priester Glaukopluto schrieb, und ich fand darin ein treffendes Gemälde unserer Zeit. „Man fodert von mir Dinge, schreibt Maria,

die sich ein schamhafter Jüngling von keiner feilen Dirne zu fodern getraut.“ Und — ich erinnere mich, daß zu Altenötting, Einsiedel, Mariataferl u. s. f. die Bauersmädchens Halbguldenmessen bestellen, mit der buchstäblich wörtlichen Bedingniß: damit sie in ihrer Schwangerschaft — abortiren (damit nichts daraus werde, ist ihr Volksausdruck). Es ist gewiß, daß bei der jetzigen kaiserlichen Mautordnung Messen gelesen werden, um einen glücklichen Kontreband über die Gränze zu machen. Das nämliche thun Wilddiebe und Räuber, um nicht verrathen zu werden; und damit ich auch vom karakterisirten Pöbel spreche, so weiß ich Fälle, daß der Herr Graf, oder der Herr Baron Messen, Gold und Silber verlobten, um die ungerechten Prozesse zu gewinnen, die strafbaren Rückstände zu bemänteln, und — wieder eine frische Gattin zu bekommen. Der über Meere ziehende Kaufmann, sagt Erasmus, giebt einer in Holz oder Stein geschnittenen Maria die Schamhaftigkeit seiner Beischläferin in Schutz; die aus den Klostermauern entsprungene Nonne flehet die Maria ihre Keuschheit zu erhalten an, welche sie eben aufs Spiel zu setzen anfängt; der in die Schlacht eingedrungene Soldat bittet um eine

fette Beute; der Spieler und Wucherer verlangen einen glücklichen und gesegneten Gewinnst. Das Mädgen bittet die Maria um einen reichen und schönen Bräutigam; die Ehefrau verlanget hübsche Kinder, die schwangere Mutter eine glückliche Niederkunft.

Nach diesem Muster schrieb ich also meine Korrespondenz der Heiligen aus dem Mittelalter, und Briefe der Narren aus den neuern Zeiten. — Ganz gewiß liegt in meiner Arbeit nicht jenes Salz, Scharfsinn, Witz, Laune, Belesenheit, Menschenkenntniß, Ironie, Satyre; nicht jener Schwung, Naivetät, Karakteristik, Gemälde u. s. f. welche Eigenschaften dem Erasmus so natürlich waren, daß ihn nur sehr wenige erreichen können. Ich muß mich mit der dunkeln Idee begnügen, welche ich aus seinen Schriften zog, da ich in dieser Rücksicht ein Werkchen für den heutigen Geschmacksgenius unternahm, welches gegen jenen erlauchten Mann nur elendes Steppelwerk ist. Alles dieses brauchte ich nicht dem vernünftigen Leser zu sagen; und die ganze Vorrede wäre unnöthig, wenn ich nicht die Spanischdeutsch-orthodoxen Katholicken, welche den Erasmus gar nie gelesen, versichern müß-

te, daß schon vor mehr als zweihundert Jahren Briefe im Publikum erschienen sind, welche mit der steinernen Hand unterzeichnet waren. Ex aede nostra lapidea, Calendis Augusti, anno filii mei passi 1524. Virgo lapidea mea manu subscripsi. (*Erasm. Colloq.*)

Nun zur Hauptsache der Vorrede. Es ist außer allen Zweifel, daß Erasmus, der eine ausgebreitete Kenntniß besaß, aus überzeugenden Gründen zur Verbreitung der Aufklärung die Satyre und lächerlichen Gemählde gewählet habe, um die irrende Vernunft zum Nachdenken und Untersuchen zu bewegen. Wie leicht wäre es dem Manne gewesen, welcher der gelehrteste und allgemein geachtetste war, den Aberglauben, die Mönchspossen, die Pfaffenränke, den Religionsbetrug u. s. f. mit philosophischen, physischen und historischen Gründen zu Schanden zu richten, hätte er nicht die richtigsten Beweggründe gehabt, dem Ungeheuer der Leichtgläubigkeit auf eine Art zu Leibe zu gehen, wovon er uns Beispiele hinterließ. Ohne Zweifel waren auch zu seiner Zeit die Menschen am Staatsruder sowohl, als auf Kathedern und bei den Kirchenämtern, entweder

zu stumpf oder zu träge, die gelehrtesten Abhandlungen zu lesen oder zu begreifen. Scherze und Satyren schienen ihm die Mittel zu seyn, den schlummernden Geist aufzuwecken, und ihn zugleich zum Nachdenken aufzumuntern. In dieser Absicht richtete ich mich nach seinen Wink, und ich werde mich freuen, wenn ich das Ziel nicht verfehlet habe.

Inhalt.

1. Maria von Loretto an den ehrwürdigen Herrn Aloysius Novarini, aus dem Orden der Theatiner - S. 3
2. Ein anderes Schreiben der Maria zu Loretto an den Pater Novarini 6
3. P. Aloysis Novarini an P. Lukas Wadinger, weit berühmten Kronikschreiber der seraphischen Franziskanergeschichte 9
4. Maria von Loretto an P. Aloys Novarini 14
5. Der Jesuit Reinaudus an den Jesuit Surius 18
6. Paulus Arezius, Bischof und Theatiner, jetzt in die Zahl der Heiligen eingeschrieben, an den Cisterzienserabt, Ferdinand Ughellus 22
7. Bonifaz Bagatta, aus dem Theatinerorden an die armen Seelen im Fegfeuer 26
8. Antwort der armen Seelen an den Bonifaz Bagatta 32
9. Zueignungsschrift 34
10. Die armen Seelen an P. Bagatta 41
11. Maria von Castellion an den heiligen Bernard 44
12. Bernard an Maria von Castellion 46
13. Jakob Viaudot, Kapellan zu Kastellion, an den grundgelehrten und geistreichen P. Henriquez, der Gesellschaft Jesu Priester 48

14. Maria von Speyer an die Maria von Castellion 62
15. Madame von Castellion an Mad. von Speyer 65
16. Madame von Castellion an den heiligen Bernard 67
17. Der h. Bernard an den Pabst Eugen 68
18. Der Reichsprälat von Salmansweiler an den Reichsprälaten von Ochsenhausen 73
19. Der Reichsprälat von Salmansweiler an den Bernhardinerabt des Klosters Fürstenfeld. 81
20. Der Jesuit Henriquez an Herrn Viandot, Kapellan zu Castellion 86
21. Der Exjesuit Gruber, Prediger zu Neuburg an der Donau, an den Exjesuit Merz, Domprediger zu Augsburg 93
22. Herr Generalvikar Lehenbauer in Eichstädt, an den Jesuit Zakkaria in Rom 99
23. Michael Schwikhart, Domprediger zu Wien, an Thomas Aquinas Jost, Dominikanerprior zu Landshut in Baiern 108
24. Der heilige Dionysius (St. Denis) in Frankreich an den h. Dekuman in England 119
25. Aegidius Pertl, Prior in dem Augustinerkloster zu Seefeld in Tyrol, an Franz de Borgia, Kapuzinerguardian zu Wien 127
26. Der Exjesuit und Exhofprediger in Wien, an den Herrn Verfasser der Moyschen Zeitung in Augsburg 139

27. Thomas Maria Mamachi, Dominikaner zu Rom, und päbstlicher Hofantor, an den weit und breit verschrienen Stephan Tartara, Erztheologen und Priester zu Pavia. Aus dem Italiänischen in die hochdeutsche Sprache übersetzt 142

28. Sendschreiben der h. Theresia an die Nonnen des Karmeliterordens 149

29. Jago in Compostell, an den Propheten Muhamed in Mekka 157

30. Der linke Ellenbogen des heil. Thomas Aquinas in Parma, an seinen leiblichen Bruder, den rechten Ellenbogen des heil. Thomas Aquinas in Toulouse 160

31. Der Exjesuit Pater Hell, an Seine Exzell. den Hochwürdigen, Wohlgebornen Herrn Ignaz Frank, Kurfürstl. Pfalzbaierschen und Herzoglich Zweibrückschen wirklichen geheimen Rath, Hofpfarrer, Kanonikus am Frauenstifte zu München, und zu Xanten 169

32. Der Carthäuserabt von Brühl bei Regensburg, an den Prälaten des Klosters St. Veit bei Neumarkt in Baiern 176

33. Der Exjesuit und Direktor des Priesterhauses zu Wien, Joseph Dissent, an Pater Merz, Domprediger in Augsburg 184

34. Antwort des Pater Merz an den Direktor Dissent 194

35. Der Nachdrucker Zoglauer in Wien, an den Nachdrucker Strobl in München 202

36. Baron Raymund von Wezlar, hochrenomirten Zeitungsnachdrucker in Wien, an den Chevalier de Grandmenil, begnemigten Nachdrucker der Leidner Zeitung daselbst 210

37. Der Exjesuit Anton Weißenbach an den Exjesuit Diesbach 221

38. Der Religionsvereiniger, Herr Masius in Leipzig, an die Jesuitenloge in Mainz 224

39. Der Stadtpfarrer von Glarus, Herr Zwingli, an den Bibliothekar Mertens in Augsburg 227

40. Franz Ceoldo, Universitätsbidell zu Padova, an seinen Amtskollega den Universitätsbidell zu Bologna 237

41. Billet des Herrn Gubernators in Rom, an den Verwalter des spanischen Hospitals St. Jakob daselbst. Datirt den 28. Oktbr. 1786. 246

42. Der Nachtwächter aus Solothurn, an den Thorwächter in Lyon 249

43. Der Buchhändler Bullmann in Augsburg an den P. Zaccaria in Rom 257

44. Pater Prior der Schotten in Würzburg, an den Kapuziner-Guardian zu Neumark in der Oberpfalz 268

Korrespondenz der Heiligen
aus dem Mittelalter;
und
Briefe der Narren
aus den neuen Zeiten.

Erstes Paquet.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Maria von Loretto an den ehrwürdigen Herrn Aloysius Novarini, aus dem Orden der Theatiner.

Lieber Novarini, je suis un peu fachée de vous, daß ihr so heimtückisch seyd. Erst vor ein paar Tagen kam mir ein lateinisches Buch in die Hand, unter dem Titel: *Vita Mariae in Ventre diuae Annae*, und ich sah dabei mit großem Befremden, daß es aus dem Italiänischen ins Lateinische übersetzet sey. *) Ich verstehe freilich blutwenig von dieser Sprache, und ich spreche sie nur zur Noth, wenn zuweilen deutsche Pilgrimme für ihre Dukaten bei mir Hilfe suchen. Ich konnte aber dennoch abnehmen, daß es eine Geschichte von jener Periode enthalte, als ich im Leibe meiner Mutter lag. Ihr habt also meine Lebensgeschichte im Mutterleibe Italiänisch beschrieben? und mir kein

*) Man lese: *Admiranda orbis christiani.* Augsburg bei Bencard. 1695. in Folio, cum Privilegio S. Caes. Majest. im 1. Tom ist vorangedruckt: Vita R. P. D. Aloysii NOVARINI.

Wort davon gemeldet? Das heißt, wenn ich scherzweise so sagen darf, mit einem Frauenzimmer nicht redlich gehandelt. Ihr habt gewiß meinen Wienerhofkapellan und Vorleser mit Franzwein bestochen, daß er mirs vorenthalten soll: und jetzt hab ich unvermuthet, als ich mir in meiner Garderobbe ein Kleid zu meinem Namensfeste heraussuchte, die Pastete aufgedeckt. Was saget ihr nun hierzu, und womit wollet ihr euch entschuldigen? Ihr möget sagen, was ihr wollet, so zweifle ich an eurer Aufrichtigkeit; und ich denke mir immer: ihr seyd ein Mönch . . . Wer mag euch wohl die Data gegeben haben, da es niemand, als mir und meiner Mutter allein bekannt seyn kann, was ich in ihrem Leibe gethan habe? Ihr hattet also etwas in den Tag hingeschrieben, ohne zu wissen, woher, oder warum. Den von euch bestochenen Hofkapellan werde ich zur Strafe nach Wien zurücke senden, und mir einen andern ausbitten. Ich könnte mir zwar von ihm das lateinische Werk verdollmetschen lassen; aber da er mit mir das erstemal falsch war, so traue ich ihm nicht mehr. Ich befehle euch also, und dies zur Strafe, mir die italiänische Ausgabe zu schicken, damit ich sehen könne, was wahr, oder falsch sey. Ich könnte mir zwar ein Exemplar selbst kaufen, aber ich will mein Geld für keine Waare hingeben, bis ich weiß, welcher Werth darin stecket: denn wollte ich alle die marianischen Brühen kaufen, welche jetzt im Druck erscheinen, so müßte ich zuletzt meinen spanischen Halsschmuck her-

geben. Ich spare mein Geld weiter; die Zeiten ändern sich, und dann ists wieder gut herzunehmen: es wehet aus Deutschland ohnehin ein flatternder Wind.

Nun hätte ich mich bald gar in Freundschaft mit euch eingelassen, die ich schlechterdings so lange nicht will, bis ich versichert bin, daß ihr meine Ehre nicht gekränket habt. Ihr seyd mir also zur Strafe ein italiänisches Exemplar schuldig, das ich diese Woche noch zu erhalten hoffe.

Ihr waret überdies so kek bei mir das Ansuchen zu stellen, daß ich euch an der Kirche der Maria zu **Glarea** eine lauretanische Kapelle zu bauen erlauben soll, und daß ich euch hierzu das Modell von der meinigen schicken möchte. Ich bewilligte es, weil mein gutes Herz selten eine Bitte abzuschlagen pfleget; und hierauf habt ihr sogleich eine lauretanische Brüderschaft errichtet. Aber ich nehme jetzt mein Wort wieder zurücke, das ich als ein respektables Frauenzimmer um so mehr thun kann, weil ihr mit mir nicht aufrichtig umgegangen seyd. Ich bin der Maria zu Glarea ohnehin schon lange nicht mehr recht gut, weil sie sich weigerte mir den Lehnseid abzulegen; da doch die offenbaren Urkunden in meinem Archive vorhanden sind, daß alle italiänischen Mariäkirchen nicht anders, als Lehengüter der Haupt- und Stammkirche zu Loretto zu betrachten sind.

Ich erwarte also die Befolgung meines Willens, und verbleibe euch in Gnaden gewogen. Gegeben zu Loretto, den 16. Jänner 1631.

2.

Ein anderes Schreiben der Maria zu Loretto an den Pater Novarini.

Wohledelgebohrner, Hochgelehrter Herr Novarini, Theuerster Freund. Gestern Abends erhielt ich Dero geneigteste Zuschrift samt dem Buche: *Storia della vita di Vergine Maria nell' Vtero di santa Anna.* Mit innigstem Vergnügen durchlas ich Dero gelehrte Arbeit, woran ich so großes Wohlgefallen finde, daß ich das Werkchen heute nochmal durchlesen will. Es ist zwar eben Festtag und großer Ablaß in meiner Kirche, ich erscheine aber nicht, weil mich ihr vortrefliches Werk nicht von der Toilette aufstehen läßt. In Wahrheit, Sie sind ein grundgelehrter Mann, das ich von Ihnen nie erwartet hätte. Ich wünschte nur mein voriges Schreiben wieder zurücke nehmen zu können, worinn ich mich in der ersten Hitze meines Eifers etwas bitter ausgedrükket habe. Verbrennen Sie doch jenen Brief, den Sie ohnehin nicht werden an das Fenster gesteckt haben, und nehmen Sie diesen als ein Zeichen meiner Hochachtung und Freundschaft hin.

Ich reklamire die verhängte Suspension über die Erbauung der Kapelle und errichtete Brüderschaft. Es war ohnehin nur auf große Zudringlichkeit meiner Hofkapelläne geschehen, welche besorgten, daß ihren Einkünften dadurch etwas entgehen möchte, und die bei all ihren Ueberfluß nie satt werden können.

Nun sehe ich Ihre Zurückhaltung vielmehr als ein Zeichen der Hochachtung an, und ich vermuthe, daß Sie mich mit Ihrer Verschwiegenheit nur angenehm überraschen wollten. Und dieses geschah auch; ich war so neugierig, daß ich die halbe Nacht bei Ihrem Werkchen zubrachte, und mich im Taumel des Vergnügens nicht satt lesen konnte. Vortreflich und herrlich war Ihnen die Geschichte meines Aufenthaltes im Mutterleibe gerathen; Sie trafen alle Umstände und Begebenheiten so pünktlich, als wenn Sie mein Zwillingsbruder gewesen wären. Ich bin jetzt wirklich stolz auf diese Geschichte; denn Ihre gelehrte Feder macht mir vorzüglich Ehre. Schreiben Sie mir doch, ich bitte Sie, woher Sie denn alle die historischen Hilfsquellen erhalten haben? Es ist so viel Treffendes und Naives in dem Werkchen, daß man vermuthen kann, die heil. Anna habe Ihnen selbst die meisten Nachrichten mitgetheilet. Ich argwohne, daß Sie sich auf die Anatomie verstehen, oder wenigstens bei einem Kaiserschnitt zugegen gewesen sind, sonst hätten Sie den Vterus maternus nicht so genau beschreiben können.

Hätte ich je etwas auszustellen, so wäre es dieses, daß Sie das Werkchen in Italiänischer Sprache geschrieben haben. Meine Meinung ist sehr veränderlich, und mir wäre es jetzt lieber, wenn Sie die Geschichte in lateinischer Sprache allein abgefasset hätten. Die Ursache ist diese, weil ich Bedenken trage, ob wohl der Pöbel so eine Geschichte ohne Widerrede begreifen, und folglich glauben werde? Sie wissen doch, daß man dem gemeinen Manne die theologischen Phrases und Spitzfindigkeiten nicht in seinen Strohekopf bohren könne. Wäre es in lateinischer Sprache, so hätte man es den Klerikern sub virtute obedientiae auftragen können, daß sie bei Strafe einer Todsünde ohne Widerrede alles glauben sollen: was ist aber mit dem Pöbel anzufangen? Indeß ist alles schon gedruckt, und ich vertraue auf Sie, daß man sich wenigstens in Predigten mit vieler Hitze beeifern werde, die Geschichte begreiflich und glaubwürdig vorzutragen. Vergeben Sie mir diese Ahndung, und machen Sie den Schluß daraus, daß ich Ihnen aus innigster Zuneigung die kleinsten Falten meines Herzens entdecket habe.

Ich danke Ihnen also für Ihre so gründlich und tief gelehrte Arbeit, wodurch Sie sowohl mir, als Ihrem heiligen Orden den höchsten Ruhm und Ehre erworben haben. Aus Dankbarkeit offerire ich Ihnen meine Dienste, und kann ich Ihnen in was immer für Stücken zu einer höheren Beförderung,

oder zur Erweiterung Ihres Ordens verhülflich seyn, so werde ich alles mögliche beitragen, entweder in Person, oder mit Empfehlungsschreiben Sie zu unterstützen. Leben Sie tausendmal wohl, ich versichere Sie nochmal meiner hohen Gnade.

N. S. Ihr Buch werde ich in rothen Sammet binden lassen, und demselben den ersten Platz in meiner Hausbibliothek einräumen.

Gegeben zu Loretto den 2. Hornung, 1631. als am Lichtmeßtage.

3.

P. Aloysius Novarini an P. Lukas Wadinger, weit berühmten Kronikschreiber der seraphischen Franziskanergeschichte.

Hochwürdiger, Hochgelehrter Herr Kollega. Ihre Bewunderung über meine Geschichte, *de vita Mariae in ventre diuae Annae*, war mir sehr schmeichelhaft, und ich bin ungemein stolz darauf, daß ich von Ihnen, als dem einzigen ächten Geschichtforscher, den Beifall erhalten habe. Quo doctissima opera tua non peruenerunt? Et quidem in omnem terram exiuit sonus eorum — fängt sich Ihr Brief an, und ich danke Ihnen für dieses schmeichelhafte Kompliment, welches ich nicht

anders zu erwiedern weiß, als daß ich Ihren Schriften ebenfalls das größte Lob beilegen werde, sobald wieder ein Band Ihrer Franziskanergeschichte erscheinet. Stupor coeli et terrae, werde ich zu Ihren erlauchten Werken sagen, quia ignis egrediebatur, quo majus videri non poterat: oder sollte Ihnen ein noch höherer Lobspruch beifallen, so schreiben Sie mirs, und ich werde nicht ermangeln denselben auszuposaunen.

Vor ein paar Tagen erhielt ich auch von dem gelehrten Jesuiten, **Joannes Bollandus**, ein Komplimentschreiben, indem er zu mir sprach: urbanitatem tuam aequare non possum, cum tu quidem editis in lucem libris, iisque sane quam fructuosis, toti orbi clarissimus sis. Ich habe ihm auch gleich darauf mein Wort gegeben, daß ich seine Acta Sanctorum weit über die Sterne erheben werde. Desgleichen hat mich auch unser Ordensgeschichtschreiber, P. **Josephus Sylos**, in 3 parte historiarum Cleric. Regular. libro II. ziemlich angerühmet, doch mit einiger Zurückhaltung, wie er mir sagte, damit es nicht das Ansehen einer Partheilichkeit hätte. Ich bin also der Meinung, daß, wenn wir viere, Sie, ich, Bolland und Sylos recht zusammenhalten würden, uns kein Teufel mehr schaden könnte. Wir wären gleichsam die vier Stützen des Himmels, und wir könnten mit der Zeit den vier Evangelisten gleich kommen, oder sie gar übertreffen. Wenn es so fortgehet, daß wir mit einander

einverstanden sind, so können unsere drei Orden die einzigen herrschenden in der Welt werden, und es wäre also auf der Erde eben so gut eine Dreieinigkeit, wie im Himmel, vorausgesetzt, daß wir immer einig mit einander wären. Ich rathe Ihnen, daß Sie sich besonders den Johann Bollandus empfohlen seyn lassen, und seine Acta Sanctorum überall recht hoch anrühmen; denn er ist ein Jesuit, und mit diesem soll mans nicht verderben. Die Jesuiten können die beste Schrift herabsetzen, und das schlechteste Buch bis über die Sterne erheben, weil sie sich schon einmal das Zutrauen des Volkes erworben haben. Ich rathe es Ihnen als guter Freund noch einmal; denn die Gunst oder Mißgunst der Jesuiten hat nicht nur auf eine einzige Person, sondern sogar auf den ganzen Orden Einfluß. Ich kehre zu meinem Vorhaben zurücke.

Das Buch: de vita Mariae in ventre Annae — gefiel Ihnen also? Nicht wahr, Herr Kollega, dies war ein herrlicher Einfall? Es hat mich auch die Arbeit viel Mühe und Schweis gekostet; ich mußte viel forschen, bis ich eine rechte Idee vom Vterus maternus erhalten konnte. So was zu schreiben ist wahrlich kein Spaß, besonders wenn man die Medizin nicht studiret hat. Allein ich hatte von der ganzen Mühe schlechten Dank. Ich mag es Ihnen nicht einmal sagen, mit welcher Sprödigkeit die Maria von Loretto meine Arbeit aufgenommen hat. Ich muß halt denken, das Frauen-

volk versteht es nicht besser, und es ist zum ersten und letztenmale geschehen, daß ich dem Frauenzimmer zu Liebe ein Buch schrieb. Sagen Sie Niemanden davon, was ich Ihnen jetzt anvertraut habe, und bleiben Sie mein Freund. Es ist Mitternacht; schlafen Sie wohl.

Eben wollte ich den gestern spät geendigten Brief siegeln, als mir ein Both von Loretto eine unerwartete Nachricht brachte. Denken Sie einmal, theuerster Herr Kollega, die Maria von Loretto hat ihren ganzen Sinn geändert. So sind die Weiberköpfe, alle Wochen anders; denn erst vor einer Woche schrieb sie mir jenen stolzen Brief. Aber jetzt singet sie aus einem andern Tone; meine überhäuften und übernatürlichen Lobsprüche haben ihr Herz gekitzelt, und ich bin bei ihr das Faktotum, der Hahn im Korbe. Die gute Frau verstand nicht lateinisch, und als ich ihr das italiänische Exemplar schickte, so änderte sich ihre Laune schneller als ein Regenbogen. Sie versicherte mich alle ihrer Zuneigung, und bat mich sogar um Verzeihung; eine Herablassung, die kaum von einer Frau zu erwarten war, welche allen italiänischen Marienkirchen als Lehendame zu gebiethen hat. Ich war zwar anfänglich selbst ein Bischen gegen sie aufgebracht, aber jetzt bin ich ihr von ganzem Herzen wieder gut. Im ersten Brief sprach sie nur *per* Ihr mit mir, als wäre ich ihr Küster; nun spricht sie durchaus *per* **Sie**, und sie schätzet mich höher, als alle ihre Hofkapläne.

Im Vertrauen gesagt, Herr Kollega, sie hat mir sowohl ihre persönliche als schriftliche Unterstützung für alle Fälle angebothen, so wohl hat ihr mein Buch gefallen; und Sie wissen doch, wie viel sie zu Rom vermag. Diese Zuneigung müssen wir stets zu erhalten trachten, wir können einmal ihre Gnaden in wichtigen Geschäften benutzen; wenigstens haben jetzt unsere heiligen Orden nichts mehr zu befürchten: und ich zweifle, ob sie dem Jesuitenorden so geneigt ist, wie dem unsrigen. Sollen wir einmal einer vortheilhaften Bulle, oder Seligsprechung bedürfen, so darf uns nicht mehr bange dafür seyn. Vergessen Sie also nicht, sie auch in Ihren Schriften anzurühmen. Es würde nicht gegen die Orthodoxie seyn, wenn Sie behaupteten, daß Franziskus der Vorsprache Mariä seine Wundmahlen zu verdanken habe; und von dem heil. Porziunkula Ablaß könnten Sie das nämliche sagen.

Ich ersuche Sie auch unserer Maria zu Glarea nicht zu vergessen, und die Brüderschaft, welche ich in unserer neuerbauten Lorettokapelle errichtet habe, anzurühmen. Die Bürger von Verona haben zwar alles mögliche beigetragen, ich will sie aber nicht vollends aussaugen, da sie meine Landsleute sind. Wenn ich zur Verbreitung der Antoni- und Strikgürtelbrüderschaft etwas beitragen kann, so befehlen Sie; ich werde nie ermangeln, die Ehre Gottes zu erweitern. Ich habe schon wieder eine neue Idee im Kopfe, die ich Ihnen aber noch ver-

schweige, weil ich an der Ausführung derselben zweifle. Ich schliesse also meinen Brief, da Sie jetzt zween statt einen haben, und empfehle mich Dero heil. Gebet.

Seruus Seruorum Dei,
Aloys. Novarini, Cler. Reg.

4.

Maria von Loretto an P. Aloys Novarini.

Hochgelehrter Herr und Freund. Ich danke Ihnen vielmal, daß Sie mich wieder mit Dero angenehmen Schreiben beehret haben: es freuet mich Ihr Wohlergehen, und ich bin überzeugt, daß Sie an dem meinigen gleichen Antheil nehmen werden. Ich verwundere mich sehr über ihren unermüdeten Fleiß und unerreichbare Gelehrsamkeit, da Sie mit den eingeärndten Lorbern noch nicht zufriedem sind, und immer nur neue erringen wollen. In Wahrheit, Sie haben eine vortrefliche Idee, da Sie den Herzensmagnet beschreiben wollen. Die Welt wird über eine Schrift, welche den Titel führet: *Magnes cordium, hoc est, Jesu vita in ventre Mariae* — in Erstaunung gerathen. Bester Novarini, Sie sind wahrlich der glücklichste Mann in Erfindung der Büchertitel: ich habe alle Buchhändler- und Leipziger-Meß-Katalogen durchlesen, und unter den tausend

Schriftstellern gerieth nicht einer auf den Gedanken. Es ist aber unter den Tausenden nicht einer von so erhabenem, durchdringenden, und schöpfenden Geiste, wie Sie: denn, ohne Schmeichelei gesagt, ich schäzze Sie als den einzigen Mann unter ihren Zeitgenossen.

Freund! Sie wagen es eine schwere Bahn zu betretten, und Sie unternehmen eine Arbeit, die Ihnen, falls sie gelingen sollte, woran ich gar nicht zweifle, einen unsterblichen Ruhm verschaffet. Das **Leben Jesu im Mutterleibe Mariå** zu beschreiben ist keine Kleinigkeit. Sie ersuchten mich, daß ich Ihnen diesfalls mit historischen Nachrichten an die Hand gehen, und ihre Arbeit mit besonderen Daten und erheblichen Umständen unterstüzzen soll; aber, mein Liebster, hierin bin ich eben so arm, als Sie sind. Sie hatten zwar nicht unrecht, zu vermuthen, daß ich Ihnen die zuverläßigsten Nachrichten würde mittheilen können; allein eine Vermuthung ist noch keine Sicherheit, und ich kann Ihnen für gewiß sagen, daß ich schlechterdings nichts weis. Ich wünsche von Herzen, daß Sie eine Person finden, welche Ihnen diesfalls mehr Genüge zu leisten vermag, als ich.

Um Sie doch nicht gänzlich hilfelos zu lassen, so dachte ich auf alle Mittel, womit ich Ihnen meine Dienste bezeigen könnte. Denn ewig Schade wäre es immer, wenn eine Idee, welche schon in der

Benennung eine so große Gelehrsamkeit und Einsichten verräth, in ihrer Geburt ersticket wurde; und das gebe der Himmel nicht, daß der Welt eine Geschichte vorenthalten werde, welche nur ein Novarini aufzuschließen vermag. Aus der Ursache unterredete ich mich mit einigen Personen, und es that sich unvermuthet ein Hofkapellan aus Baiern hervor, welcher meinem Nachforschen einiges Genügen leistete. Ich glaubte zuvor von den Spanischen Hofkaplänen etwas zu erfahren, indem dieses Königreich gleichsam das Magazin aller Mysterien ist, allein sie wußten nichts, und ließen einem plumpen Deutschen die Ehre, mit mir alleine im Kabinette zu sprechen. Der erzählte mir dann, daß Sie zu ihrer Geschichte die sichersten Nachrichten aus seinem Vaterlande holen könnten, indem sich dort bei den Mönchen zu **Bogenberg** eine Maria befindet, welche wirklich schwanger geht, und ihre Frucht so künstlich und natürlich im Leibe trägt, daß mans mit Augen sehen könne. Wenn Sie Lust haben dahin zu reisen, so will ich Ihnen ein Rekommendationsschreiben voraus schicken: wäre es Ihnen aber zu beschwerlich die Reise anzutretten, so könnte man wenigstens durch Briefe Ihren Wünschen ein Genügen leisten. Es steht alles bei Ihnen; und wenn es bei mir stünde, und ich Novarini wäre, so würde ich die Reise unternehmen, es möchte kosten, was es wollte: denn solche Gelegenheiten giebt es wenig, wo man die ganze Geburtsstellung mit offenen Augen sehen kann.

kann. Sie sind meinem deutschen Hofkaplane viele Verbindlichkeit für diese Nachricht schuldig, ohne welchem Sie vielleicht wenig historische Hilfsquellen zu ihrem Vorhaben würden entdecket haben. Und da die Maria zu Bogenberg schon viele Jahre lang in dieser andächtigen Stellung, ohne ihrer Entbindung näher zu kommen, bekannt ist, so werden die dortigen Mönche nicht ermangelt haben, alle Handlungen, Wunderwerke, und Verrichtungen genau aufzuzeichnen, womit sich der ungebohrne Herr Jesus die Zeit hindurch beschäftiget hat.

Ich wünsche Ihnen also zu ihrer vortreflichen Schrift von Herzen Glück, und schmeichle mir, daß Sie mich in Rücksicht meines guten Vertrauens mit einem Exemplare beehren werden, sobald die ersten Bogen aus der Presse gekommen sind. Was ich zur Verbreitung ihrer erlauchten Schrift beitragen kann, werde ich nach Möglichkeit thun. Leben Sie wohl.

N. S. Es rücken wieder allgemach die Gewittermonate heran; empfehlen Sie also Ihren Beichtkindern meine Lorettoglöckchen mit Nachdruck, und grüssen Sie mir die Maria Clarea ein bischen.

Loretto den 23. April 1631.

Votre Servante,
Marie.

5.

Der Jesuit Reinaudus an den Jesuit Surius.

Ihre dickberühmte Heiligenlegende hab ich nach allen Kräften verbreitet, und viele halblateinische Bürger dazu beredet, dieselbe zu kaufen. Ich rathe Ihnen also die Fortsetzung ihres Werkes in dem schlechtesten und **elendesten Latein** zu schreiben, wie Sie bisher gethan haben, damit es die halblateinischen Bürger und Handelsleute desto leichter verstehen, und lieber kaufen mögen. Ich sage, wenn man zur Ehre Gottes schreibt, so soll man in der Sprache keine Hoffarth zeigen; und diesem Rath folgen Sie getreulich: man muß sich nach der römischen Kirchensprache richten, welche sich nicht schämet, mit den gröbsten Barbarismen die Ehre Gottes zu befördern. Auch die studirten Leute, als Hofräthe, Ordensgeistliche, Beamte u. s. f. lesen ihre Geschichte gerne, weil es, wie sie sagen, nicht lange in den Wörterbüchern nachsuchen braucht, was dieses oder jenes Wort auf Deutsch heisse: Sie können z. B. Nierenbratten mit Nierenbratius geben, weil man auch Nierenberga schreibt, u. s. f.

Nun ersuche ich Sie, auch von unserer *Maria de victoria*, so bald es möglich ist, etwas ausführliches zu melden. Sie wissen doch, daß diese Bürgerkongregation schon i. J. 1612. errichtet worden ist. Man gab sich alle Mühe, sie in Flor

zu bringen, es mangelte aber immer an einer schicklichen Gelegenheit. Und die Leute wollen doch für ihr baares Geld etwas sehen. Es that sich erst 1632. der Zeitpunkt hervor, wo sich eine ergiebige Aerndte hoffen ließ. Denken Sie nur, der König von Schweden gieng der Vestung Ingolstadt zu Leibe, und da war Jammer und Noth unter den Bürgern. Nun wagte es ein verschmitzter Kanonier, dem König das Pferd unter dem Leibe wegzuschiessen. Hurtig packten sich die Schweden weit, und die Vestung stand wieder frei. Sogleich benutzten wir Jesuiten den Zeitpunkt, und behaupteten, daß die Maria de victoria durch ein Mirakel den Feind von der Vestung getrieben habe, und es war das erstemal, als wir dem Bilde den Titel: *de* victoria gaben, und dasselbe gleichsam nobilitirten. Denn warum sollte man einem Kanonier, einem lausigen Soldaten die Ehre gönnen, als wäre er der Erretter seiner Vaterstadt? Man kann ihm ja ein paar Thaler Douceur geben, weil er Weib und Kinder hat, und hiemit Amen.

Es gieng kein Monat vorbei, und die ganze Bürgerschaft bedankte sich reichlich bei dem Bilde, daß es so heldenmüthig zu siegen gewußt hatte. Keine Seele dachte mehr an den Kanonier, der vermuthlich schon todt seyn wird. Von dieser Viktoria also müssen Sie in ihrer Legende viel Aufhebens machen, und ich werde den Auszug auf Mo-

natheiligen abdrucken lassen, damit das Mirakel recht verbreitet werde. Wir haben jezt freilich ein kleines Büchelgen drucken lassen, und in demselben die Vestung **Ingolstadt** eine Residenzstadt der Heiligen genannt *). Aber wenn es ein anderer Schriftsteller so nennet, den die Bürger nicht kennen, so macht es einen weit größeren Eindruck, und es fällt der Schein des Eigennutzes weg. Indeß habe ich mit vielem Eifer, der mir jedesmal ein Maß Rheinwein kostet, auf der Kanzel behauptet, daß die Vestung unüberwindlich sey, so lange sich die Bürger unter die Fahne der Mariä Brüderschaft aufnehmen lassen.

Maria, sagte ich, ist die siegreiche Vestungskommandantin, zu deren Befehl ganze Legionen Engel bereit stehen; die heilige **Ursula** (diese Brüderschaft ist auch hier) ist mit ihren **eilf tausend** Jungfrauen unsere Marquetänderin, und es wird uns niemal am Proviant gebrechen. Und sollte der Feind wirklich unsere Vestungsmauern besteigen, so rückt erst der heil. **Mauritius** mit seiner streitbaren Mannschaft hervor (diesen verehren die Bürger als Schutzpatron) der mit seinen geharnischten 6666

*) Man lese: Heiliger Spiegel — Ingolstadt bei Thomas Graß, 1683, in 8vo. die Dedikazionsschrift: an die Edelgestrengen, Hochgelehrten, Ehrenvesten, Fürsichtigen, Ehrsamen, und Wolhlweisen Herrn Bürgermeistere, wie dann auch an alle Innere und Aeussere Rathsverwandten und gesammte Bürgerschaft.

tapfersten Kriegern *) die Feinde theils in die Pfanne hauet, theils in die Gefangenschaft mit sich fortführet. Betrachtet also, ihr andächtigen Bürger, fuhr ich fort, diese unzählige, himmlische Besatzung, und ihr werdet erkennen, daß ihr keinen Feind, so mächtig er immer seyn wolle, zu fürchten habet. Ihr brauchet nicht einmal Soldaten, welche euch nur das Quartiergeld kosten, und oft die Zeche nicht bezahlen. Haltet euch an die Armee der Heiligen, und die Vestung wird unüberwindlich bleiben.

Diese Predigt hatte einen ziemlich großen Eindruck gemacht; die Bürger bezeigten sich so freigebig, daß sie ganze Häuser †) zur Brüderschaft der Maria de Viktoria hergeschenket hatten.

Ich bitte Sie also, diese Geschichte mit vielem Nachdruck ihrer weltberühmten Legende einzuverleiben; nur muß ich Sie unmaßgeblich erinnern, daß Sie sich hüten das Wort **Kanonier** nicht in **Kanonikus** zu übersetzen, denn diese taugen gar nichts in Kriegszeiten, und flüchten sich davon, sobald sie nur einen Feind von ferne wittern. Kanonier ist ein Soldat, der hinter den Mauern die Mörser losbrennet, miles muralis also, oder morduarius, oder — lassen Sie lieber gar den ganzen Kerl weg; es liegt doch nichts daran, und man muß eine

*) Man lese die zitirte Dedikationsschrift an den Magistrat zu Ingolstadt.

†) Man lese daselbst.

längst vergessene Sache nicht wieder aufwärmen. Reimen Sie nur die ganze Sache auf die Maria de Viktoria herüber, und ich werde indeß trachten, ein paar alte Regimentsfähnleins zu erhaschen, und sie in unserer Kirche aufzustecken.

Leben Sie wohl, liebster Ordenskollega; ich bin mit Hochachtung, Ingolstadt den 1. April 1635.

P. Theophilus Reinaudus, Soc. Jesu.

6.

Paulus Arezius, Bischof, und Theatiner, jezt in die Zahl der Heiligen eingeschrieben, an den Cisterzienserabt, Ferdinand Ughellus.

Hochzuehrender Herr Infulkollega. Ihr Buch: Italia sacra, oder die heiligen Italiäner, hat mir ausnehmend wohlgefallen, und besonders hat es mich vergnügt, daß Sie nichts vergessen haben, was meiner hochadelichen Familie zur Ehre und heiligen Ruhm gereichen kann. Wenn Sie noch einen Band zu schreiben fortfahren, so lassen Sie sichs angelegen seyn, die adeliche Familie der Novarini aus Verona sorgfältig zu durchgehen, welcher ich sehr zugethan bin, wie ich denn auch gar nicht zweifle, daß Sie in diesem hochadelichen Hause alte Spuren von Heiligkeit aufdecken werden. Dieses lässet sich um

so eher vermuthen, weil wirklich in unserem Theatinerorden ein Novarini existiret, der einen ganz heiligmäßigen Lebenswandel führet, indem er gar nie, oder sehr selten bei Tage zu schlafen pfleget *), da doch sonst der Mittagschlaf bei allen Ordensmännern üblich ist, welche bis 3 Uhr, das ist, bis zur Zeit des Abendtrunkes, nichts besseres zu thun haben. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, ist das Sprichwort, und hieraus folget, daß unser Novarini nicht so heiligmäßig seyn würde, wenn nicht schon in seiner Familie heimliche Spuren der Heiligkeit verborgen wären. Da nun gar nicht zu zweifeln ist, daß dieser einsmal in das Buch der Heiligen wird eingeschrieben werden, so schadete es gar nicht, wenn Sie indessen präambuliren wollten.

Ich kann mich über die Gelehrtheit unsers Novarini nicht genug verwundern, noch weniger ausdrücken. Es hat sich noch kein Sterblicher gewaget *vitam Mariae in utero divae Annae*, oder *vitam Jesu in utero divae Mariae* zu beschreiben: man kann leicht denken, daß er die tiefsten Einsichten physice, theoretice, practice, und anatomice sowohl virtualiter als actualiter müsse gehabt haben: und daß man es nur auf Rechnung seiner Frömmigkeit schreiben könne, daß ihm die beiden heiligen

*) Die quidem perraro, aut nunquam quiescere solebat — heißt es in der Lebensgeschichte, welche dem Buche: Admiranda orbis Christiani vorangedruckt ist. Augsburg 16,5.

Mütter das Visum repertum einzunehmen erlaubt haben. Erst vor kurzem schrieb er das *Centrum divini amoris*, und zugleich ein *Holocaustum spirituale*, wo er alles in einen einzigen Vers zusammen brachte, und zusammen knüpfte, was man immer aus Liebe Gottes unternehmen kann. Es ist nicht anders möglich, als daß der Geist Gottes aus ihm redet, denn wie könnte er sonst so subtile und erhabene Materien behandeln? Sein *Echo Paradisi* ist ein Meisterstück von Gelehrsamkeit; und jezt habe ich das Buch: *vita Christi in praesepio* vor mir, und ich kann vom Lesen gar nicht abkommen. Ich will zwar die heiligen Evangelisten, welche das Leben Christi beschrieben haben, nicht verachten, aber gegen unseren Novarini müssen sie weit zurücke stehen. Die Evangelisten wußten sauber nichts, was Christus alles im Mutterleibe gethan hatte; und es wären uns die wichtigsten Geheimnisse verborgen gebieben, wenn sie nicht das hellscheinende Kirchenlicht, Novarini, beleuchtet und aufgehellet hätte. Lesen Sie doch, ich bitte Sie, mein theuer Herr Inkulkollega, lesen Sie doch das Leben Christi in der Wiege; Sie werden sehen, was der Mann für unglaubliche, unbegreifliche, und unmögliche Dinge sagt. Ich habe in meinem Leben nie gewußt, was Christus als ein unmündiges Kind für herrliche Thaten in seiner Wiege schon verrichtet hat. Nun weiß ichs aber, und ich danke dem Himmel, daß er unseren Orden mit einem so glänzenden Lichte, ich darf wohl sagen, mit einer gelehrten Sonne beschenket

hat. Doch dieses sey alles ohne vergreiflichen Nachtheil ihres erlauchten Cisterzienserordens gesagt.

Ich erhielt eben heute einen Brief von Jakob Merlo, einem grundgelehrten Pfarrer zu Cölln, der den Novarini das größte Licht von ganz Europa nennet, exortum novum sydus Europae, sind seine Worte, und so glänzet unser Orden durch den Novarini in der ganzen Welt. Die deutschen Völker an dem Rheinstrome hatten Augen und Maul darüber aufgerissen, als sie seine Werke sahen, die sie eben so wenig verstehen, als ich; denn man muß von Heiligkeit glänzen, wenn man solche Schriften verstehen will, und hierzu tauget der dumme Deutsche am allerwenigsten. Ich kann meine Bewunderung nicht anders zu erkennen geben, als wenn ich sage: Cedite romani ſcriptores, cedite Gray: neſcio quid majus naſcitur Illiade *).

Doch — mein Brief wäre im Eifer bald zu lange geworden. Ich empfehle Ihnen also den Novarini, und überhaupt die Geschichte unsers heiligen Theatinerordens bestens an, und sollte ich Ihre gelehrten Arbeiten mit Familien- und Archiv-Beiträgen unterstützen können, so befehlen Sie nur. Sie dürfen sich nicht enge einschränken, denn da Sie schon mit zehn Foliobänden des heil. Italiens fertig

*) Dieses schrieb der selige Arezius im vollen Ernste vom Novarini in mehreren Briefen an seine Freunde; dies heißt: ein Fuchs beißt den andern nicht.

sind, so können Sie wohl den halben Theil des eilften Bandes zur Verbreitung unseres Ordens widmen. Zu welcher Erkenntlichkeit ich es mir jedesmal zum Hauptgeschäfte machen werde, den heiligen und hochberühmten Cisterzienserorden nach allen Kräften anzurühmen.

N. S. Mit Archiv-Beiträgen könnte es mir sehr enge gehen; aber mit anderen wichtigen Nachrichten, welche ich von meiner Großmutter, und diese von ihrem Urgroßvater erzählen gehört, kann ich Ihnen in schwerer Menge aufwarten.

Ihr Freund, und Infulkollega,
Paulus Arezius, Theatiner.

7.

Bonifaz Bagatta, aus dem Theatinerorden an die armen Seelen im Fegfeuer.

Hochedelgebohrne, und Hochzuehrende arme Seelen! Meine liebsten Herzensbrüderchen und Herzensschwesterchen. Sie werden sich vielleicht wundern, daß nach langen sehnlichsten Warten endlich einmal wieder ein Briefchen von dieser schnöden und sündhaften Welt an Sie kömmt. Hieran haben Sie auch ganz recht, und ich verdiene billig ihre gerechten Vorwürfe. Ich hätte schon lange an Sie

schreiben, und mich für die Gefälligkeiten, die Sie mir erwiesen haben, bedanken sollen: aber so ist der eitle Welttand beschaffen: kaum empfängt man die Wohlthaten, so vergißt man des Wohlthäters. Nun da es Mode ist, daß man sich in Briefen entschuldiget, so weiß ich meine sträfliche Nachläßigkeit nicht anders zu rechtfertigen, als mit einer gerechten Klage über die elenden Anstalten unserer bequemen Postmeister. Täglich, ja stündlich stehen die Postpferde bereit, die sündhaften Buhlbriefe von einer Stadt in die andere zu bringen, und an das Fegefeuer wird nicht einmal gedacht, geschweige, daß man die Strassen ausbessern ließ. Sollten etwa einige Postmeister und Strassendirektors im Fegefeuer sitzen, so bitte ich mir meinen gerechten Unwillen nicht übel zu nehmen, indem ich für die Kommunsache meine Klage erhebe.

Hochzuehrende armen Seelen! Wie viele tausend und tausendmale ich an Sie gedacht habe, das läßt sich nicht aussprechen; und ich hoffe, daß Ihnen alle meine Millionen Seufzer, und Tropfen Weihwasser werden zu Theil geworden seyn, welche ich täglich zu Hause, in der Kirche, und besonders auf dem Gottesacker für Sie verspitzte. Es werden Ihnen auch hoffentlich alle meine guten Werke zu Gute gekommen seyn, die ich für Sie verrichtet habe. Ich bin täglich zum Hochgerichte vor die Stadt hinausgegangen, und habe sieben Vaterunser und Ave unter dem Galgen gebethet; ich habe

an allen Ecken und Bildsäulen für Sie ein Vater-unser-Kügelchen vorbeigeschoben; ich habe zweymal des Tages die Armenseelen-Lotterie gezogen, und das mir zugekommene Loos, hätte ich auch sieben Rosenkränze bethen sollen, für sie aufgeopfert; täglich verfügte ich mich auch in die Todtenkerker, wo ich alle Todtenköpfe mit Weihwasser bespritzet, und sieben Vaterunser gebethet hatte: so oft ich unterwegs die Strohehalmen, oder Reisige kreuzweise übereinander liegen gesehen, habe ich fleißig für Sie 3. Ave und 3. Gloriapatri gebethet; ich habe alle Nächte Ihnen zum Troste in meiner Nachtlampe für einen Kreuzer Baumöl verbrennet, und so oft ich meine Wachslichter auslöschete, so habe ich den glimmenden Docht nie abgeschnitten, um Ihnen den Rauch derselben zur Hilfe kommen zu lassen; daß ich dieses Letzte sehr genau beobachtet habe, davon kann sich ein jeder, der mein Zimmer betritt, überzeugen, indem dasselbe jezt schon so schwarz, wie ein Küchenrauchfang, aussieht. Nun hoffe ich, daß nach päbstlich-apostolischer Lehre alle diese guten Werke mein Schutzengel getreulich werde einregistrirt, auf ihre Rechnung geschrieben, und Ihnen hievon per Allegno die geziemende Nachricht gegeben haben.

Es ist aber dieses nicht allein, meine Hochedelgebohrnen, Hochgelehrten und Hochzuehrenden armen Seelen, was ich für Sie gethan habe: denn kämen alle meine guten Wünsche und Willen hinzu,

so würden die Zeugnisse meiner Ergebenheit gegen Sie weit größer und mehrere seyn. Ich hatte täglich eine Josephs- oder Jesus-Statue bei mir am Tische sitzen, denen ich aus meiner Schüssel so viel vorlegte, als könnten die Statuen wirklich essen *), und deren Ueberrest ich alsdenn einer armen Bethschwester †) mit der Bedingung für die armen Seelen zu bethen, mitgetheilet hatte. Gar oft war ich auch Willens Ihnen einen Aepfelkuchen, eine geräucherte Zunge, Schunken, oder Bratwürste zu schicken; aber ich war immer in Sorgen, die Postillons möchten dieselben aufzehren, und so wäre weder mir noch Ihnen geholfen gewesen. Damit es aber nicht herauskömmt, als wollte ich meines wohlthätigen Herzens rühmen, so will ich keine weitere Rüge mehr *thun*, sondern kurz sagen, daß ich Sie sehr liebe und hochschätze.

Ich schreibe jezt ein Buch, unter dem Titel: **Heilige Wunderzeichen**, und dieses, wenn Sie es hochgnädig erlauben würden, wollte ich Ihnen dediziren. Ich habe viel Großes und rühmliches

*) Dieser Gebrauch ist bei den katholischen Bürgern vielfältig, und die Statue sitzt auf einem Sessel am Tische, als wäre dieselbe lebend: nach dem Essen rücket man sie wieder in die gewöhnliche Ecke.

†) Sind Webier, die sich mit diesem andächtigen Kniffe das ganze Jahr durch recht gut nähren, und auf Kosten der armen Seelen wacker essen und trinken, und — sich gar oft in Rücksicht dieses Nahrungszweiges einen hübschen Mann nehmen. Vivant die armen Seelen.

von Ihnen in demselben gesagt, ohne Sie vorher darum zu fragen, und ich rechnete auf Ihre Freundschaft, daß Sie nichts in Abrede stellen würden, was ich zu Ihren Besten, zwar ohne authentischen Quellen, niedergeschrieben hatte. Es würde nur viel Postgeld gekostet haben, wenn ich über alle Fakten und Umstände mit Ihnen einen ordentlichen Briefwechsel gepflogen hätte, und ich schmeichle mir voraus, daß es keinen so gottlosen Christen geben werde, der mir deshalb allen Glauben absprechen will, weil ich wenig oder gar nichts authentisch bewiesen habe. Da ich versichert bin, daß mir die armen Seelen im höchsten Grade günstig sind, so ist es wohl eben soviel, als wenn es eine arme Seele geschrieben hätte, und ich rechne es mir zur Gnade, für eine arme Seele gehalten zu werden. Als ich meine gelehrte und um die göttliche Ehre verdienstvolle Arbeit vollendet hatte, so stand ich lange an, wem ich das Werk dediziren sollte: anfänglich war ich Willens dasselbe irgend einem Fürsten aus Erkenntlichkeit zu widmen, der etwa unserem heiligen Orden prächtige Häuser erbaut, und denselben mit ansehnlichen Stiftungen beschenkt hat. Allein Fürsten sind Fürsten, große Sündenböcke, und mit diesen will ich nichts gemein haben. Hernach gerieth ich auf den heil. Vater Pabst; da aber eben dieser unserem Orden sehr günstig war, und erst vor kurzem den Franz Surgenti, Theatiner, zum Erzbischof von Brundus gemacht hatte, so könnten die Leute glauben, es geschehe aus Schmeichelei,

deren wir Ordensleute uns nur im dringendsten Nothfalle zu bedienen gewohnet sind. Ich verfiel also auf die armen Seelen, und ich mache hiemit mein geziemendes, demüthigstes Anerbiethen meiner schlechten doch von Herzen gutgemeinten Kopfarbeit. Ich erwarte also sehnlichst eine Antwort; wo Sie mir zugleich Nachrichten mittheilen könnten, ob in dem Fegefeuer Buchen = Eichen = oder Fichtenholz gebrannt werde; und überhaupt möchte ich wissen, wie etwa die ganze Wirthschaft beschaffen ist, damit ich es als die neuesten Berichte wenigstens im Nachtrage anhängen könnte. Leben Sie nun tausendmal wohl; ich verharre im täglichen Meßopfer der Ihrige.

N. S. Als Student hatte ich ein Mädchen, Cäzilia mit Namen, karessirt; war eine erz muntere, blauaugigte Hexe; ich denke recht oft, besonders wenn ich mich zum Geisseln ausziehe, an den kleinen Schalk. Sie wird ohne Zweifel auch im Fegefeuer seyn, denn sie hat mich vielmals geküßt. Morgen werde ich eine Messe für sie lesen, ob mir diese schon nicht bezahlt wird.

Dero

Bonifaz Bagatta,
Theatiner, und Geschichtschreiber.

8.

Antwort der armen Seelen an den Bonifaz Bagatta.

Großgünstiger, Hochgelehrtester und Hochedelgebohrner Herr Pater Bagatta. Wir sämmtliche Armen Seelen danken verbindlichst für Dero geneigteste Zuschrift und Andenken. Wir waren innigst gerührt, als wir Dero innerste Zuneigung und Gewogenheit lasen. Dero edelmüthiger Entschluß uns Ihr gelehrtes Werk zu dediziren, erregte in unserem Herzen das größte Vergnügen, und wir hatten darüber Freudenthränen vergossen; indem Sie der einzige Mann sind, der uns eine so ausnehmende Ehre mit der Dedikazion eines Buches erweiset. Eine so hohe Ehre ist den armen Seelen noch nie wiederfahren, so lange das Fegefeuer stehet; wir haben das ganze Register durchsuchet, worinn die den armen Seelen erwiesenen Wohlthaten aufgezeichnet sind, und nicht eine Sylbe von einer Dedikazion gefunden: da wir doch alle Gutthaten eben so fleissig aufschreiben, als die Franziskaner und Kapuziner die Eier, Butter, Käse, Flachs, Gerste, Korn u. s. f. aufzeichnen, damit sie den Wohlthätern nach Verdienst mit Herenkram begegnen können. Bester Herr Bagatta, Sie hatten mit dem Buche einem exzellenten Gedanken; denn dadurch werden Sie uns den sündigen Weltmenschen wieder in das Gedächtniß

niß bringen, die ohnehin eine lange Zeit her sehr lau, und kalt gegen uns sind, als wenn es gar kein Fegefeuer gäbe. Was die Nachrichten anbelanget, die wir Ihnen zu ihrer Geschichte mittheilen sollen, so halten wir es für besser, wenn wir Ihnen gar keine geben. Denn mit wenigen ist Ihnen nicht gedienet, und mit vielen müßten wir ganze Bücher anfüllen; und zuletzt würde es doch bei den Leuten stehen, ob diese alles glauben wollten, oder nicht. Machen Sie das Ding nur recht ernsthaft, daß man beim Lesen zittern und schaudern möchte; Sie dürfen dieses doch nicht umsonst thun, indem dadurch ihr heil. Orden zu mehreren Messestipendien gelanget. Geben Sie nur das Buch bald an das Tageslicht, damit wir ihre vortreflichen Arbeiten bewundern können. Neues giebt es bei uns gar nichts, als daß beinahe alle Wochen sogenannte Brochuristen ankommen, welche mit genauer Noth der Hölle noch entkommen sind. Das sind drolligte Leute, und ihre Cäzilia, von der Sie geschrieben, und für welche Sie Messe gelesen haben, hat mit denselben schon Bekanntschaft gemacht. Es fangen auch bei uns allgemach die verderbten Zeiten an, und es geht schon eine ziemliche Zeither nichts mehr recht zusammen. Alle alte armen Seelen wünschen bald erlöset zu werden, indem die Freigeisterei bei uns einreisset. Doch dieses gestehen wir Ihnen nur im Vertrauen: wenn Sie einmal selbst in das Fegefeuer kommen, so werden Sie alles erfahren, was für eine schlechte Regierung hier ist.

Nun halten wir heute Kirchweihe, und wollen uns etwas zu Gute thun; Sie werden daher verzeihen, daß wir im Schreiben etwas kürzer, als gewöhnlich sind. A propos, wenn Sie Erscheinungen, Nachtgepolter und dergleichen zur Bestättigung ihrer Geschichte brauchen, so befehlen Sie nur; die Brochuristen gehen hier ohnehin nur müßig herum. Leben Sie recht wohl. Wir empfehlen uns

Dero

Gesammte arme Seelen.

9.

Zueignungsschrift *).

Den im Fegefeuer gepeinigten armen Seelen empfielt sich Johann Bonifaz Bagatta unterthänigst, gehorsamst zu Gunsten und Gnaden.

Ihnen, Wohledelgebohrne und verehrteste armen Seelen a), lege ich diese meine äußerst mühesamen

*) Ich liefere hier die Zueignungsschrift, worauf sich die vorigen zween Briefe beziehen, in der wörtlichen Uebersetzung aus dem Lateinischen. Wenn ein frömmelnder Katholike an der Treue meiner Uebersetzung zweifeln sollte, so beliebe er das Original in dem Werke: Admiranda orbis christiani, Tomus 2dus post editionem venetam in germania prima, Augsburg 1695. in Folio, erstes Blatt zu lesen.

a) Vobis, o electissimae Animae, has meas lucubrationes venerabundus sisto. *Videatur Originale.*

Werke unterthänigst zu Füßen: und da es ihr Eigenthum ist, und Ihnen gehöret, so säume ich nicht, Ihnen dasselbe aus ganzem Herzen zu widmen, und zuzuschreiben. Sie wissen es ohnehin, daß ich den bei diesen Schriften ausgedampften Schweiß ganz alleine Ihrem gnädigen Beistande und Unterstützung schuldig bin b): und ich gestehe es offenherzig, daß Sie mir aus ihren edelsten Herzen den thätigsten Beistand in möglichster Fülle geleistet hatten. Denn wie hätte ich dieses ungeheuere und riesenmäßige Unternehmen wagen dürfen, der ich von Natur ein elender Strohekopf c), und von Geburt ein dummer Esel war, welcher nie etwas Mittelmäßiges zuwege bringen konnte? wann ich nicht auf ihre unmittelbare Hilfe all mein Vertrauen gesetzet hätte. Ein unverdientes Glück war es für mich, daß ich Sie als meine Hebammen erwählte, da Sie mir die göttlichen Gnaden, wie durch einen Nürnberger Trichter eingegossen hatten, um eine Schrift zur Welt zu bringen, welche izt eben unter den entsetzlichsten Kreußen und Grimassen von mir gegangen ist d).

b) Exantlatos hoc in opere labores veſtro ſuffragio, expiationique addixi, ipſae ſcitis. *Legatur Originale.*

c) Quippe qui exilis ingenio, corporeis viribus deſtitutus. *Vid. Orig.*

d) Solis veſtris ſuffragantibus auxiliis, et divina, quam mihi é coelo imploraſtis ope, ad optatum

Es ist zwar die Geschichte des goldenen Vliesses ein Poeten-Mährchen, welches Jason nach tausend ausgestandenen Unfällen und Mühseligkeiten auf seiner Seereise nach Colchis erbeutet, und unter dem Schutz der Götter trotz den wüthenden Meerwogen, trotz den feuerspeienden Stieren, und trotz dem grimmigen Drachen, welcher das goldene Vließ bewachte, glücklich nach seinem Vaterlande heimgebracht hatte. Allein — —.

Auf eben diese Art hab ich mein gegenwärtiges goldenes Vließ *), das mit eben so vielen Diamanten glänzet, als es mit abentheuerlichen Wunderdingen vollgestopfet ist e), dem schwarzen Dunkel der Vergessenheit entrissen, und gleichsam den Klauen des Drachen der Finsterniße, womit er sie bewachte, weggekappert, und dem hellen Tageslichte wieder zurückegebracht. Ich würde das Ungemach meiner gefahrvollen Seereise ewig nicht vollendet haben, wenn nicht, theuerste armen Seelen, ihre günstigen Magenwinde in meine Segel geblasen hätten f): ich wür-

finem, opus quod fueram aggressus, deducere valui.

*) Der grundgelehrte Herr Autor versteht hierdurch seine beiden schätzbarsten Foliobände.

e) Vellus hoc aureum, torque splendoribus coruscans, quot Admirandis refertum. *Leg. Orig.*

f) Vestris ego benignis flantibus Ventis. *Vid. Orig.*

de die Beschwernißvollen Irrwege nie überstiegen haben, wenn Sie mich nicht selbst bei der Nase herumgeführet, und die Götter zum Buckeligtlachen bewogen hätten g). Sie waren es, durch deren Beistand ich die Mißgeburt meines Geistes aus der Pfütze herauszog, und vom Dreck entledigte. Wem anders sollte ich also die Exkrementen meines Kopfes widmen, als Ihnen? Ja, Ihnen schenke ich sie, Ihnen weihe ich sie, und Ihnen überreiche ich sie als ein Eingebinde h).

Als ich mit dieser Mißgeburt schwanger gieng, hatten Sie mich auf das Sorgfältigste geputzet, geräuchert, und bei allen Mirakelbildern für mich Verlobnißtäfelgen aufgehängt; es geziemet sich also, daß ich Ihnen dasjenige wiedergebe, und in Ihren Schoos hinschütte, wozu Sie den Saamen hergegeben haben, und das Ihr eigenes Machwerk ist i). Nehmen Sie also aus meiner Hand meine Kopfgeburt mit günstigen Mienen hin, und opfern Sie selbige mit Ihren

g) Vestris suffragantibus auxiliis, ope è Superis à Vobis implorata, difficultatum ambages, longae navigationis moloestiam etc. superavi.

h) Vobis igitur devoueo, vobis consecro, vobis dedico.

i) Opus dum hoc formaretur, adstitistis, invasistis, auxilium è coelo implorastis; igitur vobis donandum, quod vestrum est, vobis litandum, quod à vobis prodiit. *Leg. Orig.*

Händen den Mirakelbildern k), welche zu keiner Zeit und in keinem Stücke ungeneigt sind, so oft man denselben eine silberne Votivtafel schenket. Ich zweifle nicht, daß Sie an meinem neugebohrnen Kinde Ihr Ebenbild erkennen, und wenig Lust haben werden, sich als — Vater wegzuläugnen l); ich schmeichle mir auch zugleich, daß Sie es mir nicht alleine zur Schuld legen werden, daß ich kein schöneres Kind zur Welt gebracht habe.

Ich gestehe es zwar, daß dieses Kindbettgeschenk nur von schlechter Töpferarbeit ist, denn es war der Ausbruch und die Entledigung eines Strohkopfes. Ich reiche Ihnen also einen unsauberen Leckerbissen mit dreckigten Händen dar m); aber all der Unrat, der an dem Kinde ist, und alle die Höckers, Warzen, und Bockengeschwüre, die Sie an demselben sehen, sind lebhafte Zeugen, wie nahe ich mit Ihnen verwandt bin, und sie sind die unläugbaren Kennzeichen, wer Vater zu dem Kinde ist n). Be-

k) Accipite ergo benigno obtutu é manu mea, et è vestris illud excipiat Deus, quorumcunque donorum munificus largitos.

l) Agnoscite in eo, quod à vobis fuit, ignoscite mihi, quod ex me est.

m) Exile est donum, utpote imbecillis ingenii partus, leve munusculum à tenuissima manu oblatum. *Vid. Orig.*

n) At quot in eo sunt apices exarati, tot sunt devotionis meae erga vos testes, quot characteres, tot erga vos indicas.

zucken Sie also mein leimartiges Geschenk nicht lange von Vorne und von Hinten o): sondern betrachten Sie dasselbe als eine Erfindung eines Strohkopfes; denn auch ein Leibkübel ist in Fürstenzimmern von äußerster Wichtigkeit p) q).

Nehmen Sie also diesen Nachttopf hin; und, was ich Sie vor allem bitte, betrachten Sie ihn als Ihr Eigenthum, und bewahren Sie ihn, daß er nicht zerstossen, von keinem Spötter entehret, oder von dem Neid mit Dreck beklexet werde r); sitzen Sie ja fleißig auf denselben, oder stellen Sie ihn unter ihre Bettlade, oder bedecken Sie ihn mit Ihren rothen Unterröckchens s). Unter diesem Schutz unter dieser Wehrmauer ihrer Unterröcke t) wird der Nachttopf, (verstehe mein Buch) vor den Stachelschriften der **Cyniker**, vor der Geringschätzung des neidischen **Momus**, und vor dem Kunstrichteramte des **Aristarch** gesichert seyn; welches ich wünsche, und zu-

o) Muneris vilitatem ne spectetis.

p) Et magnus in re parua esse potest.

q) Immo nec munus erit exiguum, aut vile, si benigne à vobis excipietur.

r) Contra imminentia pericula, contra linguarum aculeos, contraque omnium invidorum morsus.

s) Opus hoc custodite, defendite, tuimini.

t) Sub praepotenti vestro patrocinio ac tutela.

versichtlich glaube. Denn wenn sich alsdann sogar Barbaren scheuen, gegen die Verstorbenen ihre Federn zu spitzen, und sie durchzuhächeln: wer wird wohl so unverschämt seyn seine Zunge an einem Buche zu wetzen, welches als ein Eigenthum der Verstorbenen erkläret ist? Wer wird es wagen dürfen, gegen ein Buch seine Zunge zu stäheln, das mit dem Namen der armen Seelen überschrieben ist, und welches sogar den kaiserlichen Stempel *), als einen trotzbiethenden Schild, an der Stirne trägt? und bei jedem Scheine des Anfalles nur aufschreien darf: Caesaris sum, nolite me tangere †); das ist, ich habe die Taxe nach Wien bezahlt, und kann also dummes Zeug schwätzen, so viel ich nur will. Also wünsche ich es vom Himmel. Und da ich Ihnen eine baldige Befreiung aus den Peinen des Fegefeuers, und eine glückliche Himmelfahrt von ganzen Herzen gönne, oder gutmüthig prophezeihe, so schmeichle ich mir des Sprichwortes: Wurst wieder Wurst, daß Sie mir nämlich vom Himmel die Vergebung aller meiner Böcke, Idiotismen, und dummen Streiche er-

*) Der Herr Autor macht hier eine Anspielung auf das seinem Buche vorgedruckte Privilegium Cäsareum, und giebt in seiner Dummheit durch handgreifliche Winke zu verstehen, wie nothwendig und heilsam es wäre, nicht so sehr die ergiebige Geldtaxe des Verlegers, als vielmehr das Werk selbst genau zu betrachten, bevor das Patent ausgefertiget wird.

†) Aus Liebe zur Wahrheit und zur Bekräftigung meiner vorigen Note, hielt ich es der Mühe werth diese Worte in Originali hieher zu setzen.

flehen werden, damit ich in der Unwissenheit als der alte Strohkopf verharren, und meine römisch-theologischen Grillen mit dem glühendsten Eifer des Fanatismus gegen alle Vernunftlehre durchsetzen möge. Amen.

10.

Die armen Seelen an P. Bagatta.

Edelster aller Edeln, Gelehrtester aller Doktoren, und Hellglänzendstes Kirchenlicht.

Wir danken Euer Edlen in demüthigster Unterthänigkeit für Dero erlauchte und weiseste Dedikazionsschrift nicht minder, als für das uns zum unvergeßlichen Geschenke übermachte Werk selbst. Wir können uns nicht genug über Dero Weisheit verwundern, und wir glaubten, Euer Edeln wären vor lauter superkluger Gelehrtheit zum Narren geworden. Noch mehr aber ist zu verwundern, daß sich Euer Edeln bei Dero unerreichbaren Weisheit dennoch so sehr demüthigen, und aus heiligem Eifer Sich selbst einen Strohkopf und Esel zu nennen geruhen; welches wir nicht anders begreifen konnten, daß wir in Erwegung zogen, Euer Edeln mögen durch Ihre durchdringlichste Klugheit erforschet haben, daß der Himmel seine Esel und Strohköpfe eben so lieb hat, als die Fürsten ihr Hofnarren.

Ja Sie sind das größte Kirchenlicht unter jenen tausend und tausend Millionen Pfenningslichtern, welche jährlich bei St. Stephan in Wien, oder zu Maria Einsiedel, oder zu München im Herzogspitale verbrannt werden. Wir getrauen uns nicht einmal ihre Weisheit genauer auszuforschen, aus Furcht, daß wir gar in Narrheit und Tollsinn verfallen möchten, gleichwie Euer Edeln aus überspannter Begeisterung in Böcke, Idiotismen, und dumme Streiche gerathen zu seyn befürchteten, da doch das Werk selbst von allen Seiten voll gelehrten Glanzes und theologischen Flittergoldes ist. Aber unseren muthwilligen Brochuristen wollen wir ihre drei dicken Folianten recht vest unter die Nase stossen, damit sie lernen, mit welcher Hochachtung sie einem frommen und gelehrten Mirakelschreiber zu begegnen haben.

Freuen Sie sich ja recht mit uns über ihre unschätzbare Geistesgeburt, indem wir voraussehen, daß Ihr gelehrtes Buch die ganze christliche Welt auffodern wird, alle Nothpfenninge zusammen zu suchen, um für uns arme Seelen, und zum Wohlergehen der gesammten Priesterschaft recht viele Halbguldenmessen auszuzahlen. In Wahrheit, nicht nur die Priesterschaft, sondern der heil. Vater Pabst selbst ist Ihnen den größten Dank schuldig, indem Sie die ins Stocken gerathene geistliche Aerarialquelle wieder in Bewegung gebracht haben. Indeß seyen Sie versichert, daß wir alles zu thun geneigt

sind, was immer zur Beförderung ihrer Ehre, Weisheit und Wohlergehens gedeilich seyn mag. Sollte es aber je einen gottlosen Schurken gelüsten, welches Sie in ihrer Dedikazion so sehr befürchten, ihre gelehrten und weisesten Schriften zu verlachen, oder zu kritisiren, oder die Wahrheit derselben gar zu bezweifeln, so werden wir auf die erste Anzeige nicht säumen in Mitte der Nacht mit klirrenden Ketten und mit einem rasselnden Gepolter unter der Bettlade hervorzukriechen, und den gottlosen Zweifler mit feuerigen Maulschällen sanft zum Glauben zu bekehren. Sollte aber dieses noch nicht wirksam genug seyn, so werden wir an den Wänden die Merkmale unserer glühenden Hände hinterlassen, und ihn als einen verworfenen Ketzer dem Dominikanergerichte, welches gewiß alle Grausamkeiten der Hölle übersteiget, und gegen welches unser Fegefeuer das angenehmste Paradies ist, verdächtig machen, und den heil. Scheiterhaufen überliefern.

Wir empfehlen uns also Dero ferneren Wohlgewogenheit, und wiederholen nochmal unsere gehorsamste Danksagung, mit der Versicherung, daß wir unser gegebenes Wort in allen Fällen zu halten geneigt sind.

Dero ꝛc.

II.

Maria von Castellion *) an den heiligen Bernard.

Er ist mir ein rechter Erzplauderer; und er soll sich schämen, daß er sein Maul weniger halten kann, als ein altes Weib. Pfui, schäm er sich! Hab ichs ihm nicht aufs schärfeste verbothen, keiner Seele etwas zu sagen, und wäre es auch der Pabst, dem man der Gebothe der Kirche wegen doch alles sagen und beichten soll. Aber der plaudernde Bernard konnte sein Maul nicht halten: er erzählte es überall, daß ich meinen geschnitzten Jesus auf die Seite gestellet, und ihm meine Brust zum Trinken entblößet habe. Was werden jezt die Kaufmannsfrauen und Kellerinnen von mir denken? Als einen so unüberlegten, unvernünftigen und plumpen Menschen hätte ich ihn nie angesehen; verzeih er mirs, lieber Bernard. Was gieng es denn andere Leute an, ob ich ihm aus meiner jungfräulichen Brust zu trinken gebe, oder nicht? warum mußte er es denn in allen Wirthshäusern und auf allen Wochenmärkten den Weibern vorschwatzen? Ich kann ihn versichern, daß ihm die wenigsten Frauen werden geglaubt, und daß ihn die meisten für einen Narren werden angesehen haben. Aber es geschah ihm recht, warum wollte er großthun mit seiner

*) Im Kirchsprengel Langres in Champagne.

Prahlerei. Glaub er mir sicherlich, er hat das erste und letztemal aus meiner Brust die Milch gekostet. Meinet er denn, ich hatte gar zu große Freude dabei? Er sperrete ja seinen Rachen auf, und verdrehete die Augen dabei, daß ich hätte in die Frais fallen mögen: so fürchterlich, wie ein wilder Stier, kniete er vor mir. Nein, das soll nicht mehr geschehen; nur ein Fältchen meines Hemdes weggerücket zu haben, würde mich ewig reuen: so widrig ist er in meinen Augen.

Und — wie unverschämt, er verlanget, ich soll einen Ordensstifter, einen Heiligen aus ihm machen. Ja, übers Jahr, sind auch so viel Wochen. Ich will schlechterdings von ihm weder etwas hören noch wissen, denn seine Plumpheit und Unschicklichkeit hat mir meinen Magen ganz umgekehret. Mich reuet ein jeder Tropfen Milch, den ich ihm aus meiner Brust habe zufliessen lassen. Er hat mich vielleicht in der Stadt in einen gewissen Verdacht bringen wollen? Solche Tücke traue ich ihm allerdings zu; hierzu hat er einen großen Schädel und tiefe Schweinsaugen. Aber setze er auch hinzu, wenn er wieder plaudert, daß er auf den Knien um meine Brust gebettelt, und sich halb rasend angestellet habe, bis ich mich gleichwohl erbarmte, und seinen groben Zudringlichkeiten nachgab. Er fiel ja über mich her, wie ein Bär mit seinen Bratzen; und wer sollte da so einem Menschen widerstehen können? Denk er ja nicht ans Heiligwerden, seine

Aufführung verdient es nicht. Und er möchte gar als Ordensstifter glänzen? Einen Pflug in der Hand, wenn er ja noch nützlich seyn will; sonst giebt es kein ander Mittel.

Jezt merk er, was ich ihm gutmeinend noch sage. Woferne ich das geringste erfahre, daß er noch immer fortfährt damit zu prahlen, daß ich ihm meine Milch habe zu kosten gegeben, so schicke ich unserem Stadtlieutenant drei Dukaten, daß er ihn ungesäumt, und ohne alle Gnade als Rekroute dem Regiment übergiebt. Dort wird man ihm den Kitzel nach Jungfernmilch schon vertreiben, und ich werde von Herzen lachen, wenn ich ihn einmal durch die Spitzruthen treiben sehe. Man muß solchen Bürschgen das Futter höher spannen, sonst sind sie zu muthwillig. Zu mir komm er ja nicht wieder; und dies sey das letzte Wort, welches ich zu ihm spreche.

Maria von Castellion.
Unterzeichnet mit meiner steinernen Hand.

12.

Bernard an Maria von Castellion.

Mia Donna mirenda, ed alma pietosa! Ich komme von Sinnen, wenn Sie mir nicht augenblick-

lich nach Empfang dieses Briefes wieder gut werden. Ach! was hatte ich schon geseufzet, geweinet, und bereuet! Welche Bitterkeit stecket in diesen entsetzlichen Vorwürfen. Gnade! oder ich bin morgen des Todes. Ich leide die grausamste Marter, die ich nicht länger aushalten kann. Ach, wie erbittert bin ich über mich selbst! ich möchte mein Maul mit glühenden Zangen zerreissen, daß es so plaudernd ist. Mit den bittersten Thränen bereue ich meinen Fehler; und was mir am schwersten fällt, ist, daß ich von allen meinen Verbrechen nichts mehr weis. Ich kann mich nicht des geringsten Vergehens erinnern, und ich glaube, daß es etwa bei einer kleinen Trunkenheit geschehen sey, eine Sache, die so gerne jenen Leuten eigen wird, welche sich zum Mönchsleben entschliessen.

Beste Donna mirenda! ich will gerne alle Vorwürfe auf mich nehmen, wenn Sie mir ihre Gnade nicht versagen, und mir wieder einen gnädigen Zutritt gestatten. Welcher Verlust wäre es für mich, wenn ich künftig der jungfräulichen Milch beraubt würde, die mich über alles entzücket hat. Ich glaube es gerne, daß ich mich recht plump und lümmelhaft angestellt habe; allein das Vergnügen war so groß, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Seyn Sie doch nicht gar so unerbittlich böse auf mich, und gönnen Sie mir künftig ihre schneeweisse Brust wieder. Es mag seyn, daß ich aus Trunkenheit der Freude und des Vergnügens etwas

ausgeplaudert habe; aber es stehet dahin gestellt, ob mir die Frauen wirklich geglaubt haben; denn erstlich glaubt man einem Betrunkenen ohnehin nicht gern, und zweitens scheinet es verdächtig zu seyn, daß ich von einer steinernen Jungfrau Milch empfangen konnte. Ich mag also in meiner Plumpheit gesagt haben, was es immer sey, so ist doch die Sache nicht gar so arg, wie Sie in der ersten Hitze darüber aufgebraunt sind. Man kann ja denken, daß die Menschen — Menschen, und die Steine — Steine sind. Ich halte also dafür, daß die Sachen noch so übel nicht stehen, und der Ehre ihrer Jungfräulichen Milch noch nicht vollends alles benommen sey.

Sie wissen doch, wie sehr ich für Liebe gegen Sie brenne; und da ich verspreche mich zu bessern, und behutsamer aufzuführen, so hoffe ich eine gnädigste Bittes-Erhörung, oder ich sterbe zu Ihren Füßen.

Bernard.

13.

Jakob Viandot, Kapellan zu Castellion, an den grundgelehrten und geistreichen P. Henriquez, der Gesellschaft Jesu Priester.

Hochwürdiger! Ich habe sehr zuverläßig vernommen, daß Sie ihre gelehrte Feder dem heiligen Geschäfte

schäfte der Erhöhung der römisch-katholischen Kirche gewidmet haben, und Willens sind, die Mirakel unsers alleinseligmachenden Glaubens der ganzen Welt zur höchsten Bewunderung aufzustellen. In Wahrheit, eine solche Arbeit erwirbt Ihnen unsterblichen Ruhm, und Sie machen dadurch den römischen Hof ihrem heiligen Orden so sehr verbunden, daß es in Ewigkeit keinen Pabst träumen wird, die Jesuiten jemals aufzuheben.

Ich besitze zwar zu wenig Einsicht, um den Grund der Erhöhung unserer Kirche zu bestimmen, indem ich nur auf der Universität zu Padua als Doktor der Theologie gekrönet worden bin. Allein so viel sehe ich dennoch ein, daß die Mirakel eines der Hauptvesten unserer Kirche sind. Denn welche Gründe sind wohl rühmlicher und erhabener, als diejenigen, welche den menschlichen Verstand übersteigen? Und dieses sind gewiß die Wunderwerke, welche nothwendig desto mehr Eindruck machen müssen, da man auf allen katholischen Universitäten denjenigen Lehrer für den geschicktesten und weisesten hält, dessen Schulmeinungen man weder verstehen noch begreifen kann.

In dieser heiligen Absicht wünsche ich also, daß Sie eine ungeheure Zahl von Wunderwerken sammeln möchten, und so erstaunliche Begebenheiten dem Volke vor die Augen stellen, daß aller mensch-

licher Verstand erstummet, und die ganze Vernunft still stehen muß. Denn ich halte dafür, daß dieses das einzige Mittel sey, die Menschen zu unserer Kirche zu bekehren, wenn man ihre Köpfe mit solchen Dingen vollstopfet, welche ihre Vernunft ersticken, und folglich zum blinden, alleinseligmachenden Glauben bewegen. Ich nehme mir also die Freiheit Ihnen ebenfalls einen sehr wichtigen Beitrag zu liefern, und zwar von einem Mirakel, das allen menschlichen Glauben weit übersteiget.

In unserer Kirche zu Castellion befindet sich ein steinernes Mariabild, in welches der heil. Bernard, der berühmte Ordensstifter, so sehr verliebt war, daß er das steinerne Bild zur Gegenliebe reizte, welches sein steinernes Hemd von dem Busen wegzog, und darauf dem heil. Bernard die steinerne Brust zum Trinken darreichte. Es scheinet zwar dieses Wunder unglaublich zu seyn; allein wenn man nach dem Ausdruck der poetischen Schriftsteller einen Stein zum Erbarmen bewegen kann, so wird es um so mehr begreiflich, daß man durch heilig-glühende Liebe ein steinernes Bild zur Gegenliebe, und zum Milchflüssen bewegen könne. Es giebt freilich heut zu Tage so viele Erzspötter, welche über die ganze Begebenheit nur lachen, dieselbe gar leugnen, und dabei, was das ärgste ist, das gutmüthige Völklein abwendig machen. Gegen diese Spötter müssen Sie mit aller Schärfe losziehen, und denselben die ewige Verdammniß auf den Buk-

kel wünschen. Denn, unter uns gesagt, ich bin jetzt schon im drei und zwanzigsten Jahre Kapellan bei der Gnadenkapelle, und die Opfer der Andächtigen nehmen zusehends ab. Ich erkundigte mich oft heimlich bei Gelegenheit des Beichthörens nach den Ursachen dieser Lauigkeit, und vernahm mit Erstaunen, daß besonders jene Leute, welche auf Reisen gewesen sind, am wenigsten an die Wunderwerke glauben.

Damit Sie aber den obigen Vorfall mit allem Nachdruck erzählen können, so will ich Ihnen auch die Beweisgründe, welche unumstößlich sind, niederschreiben. Da der heil. Bernard ein ziemlich fetter und starkgewachsener Mann war, so war es nicht schicklich, daß ihn das steinerne Mariabild auf den Schoos nehmen, und ihm, gleich andern Kindern, die Brust bequem darreichen konnte. Er mußte also niederknien, und die Milch mit aufgesperrtem Munde durch das Spritzen empfangen. Als nun das Bild gewahr ward, daß der gute Bernard ganz wonnetrunken, gleichsam berauschet, sich wegbegab, so konnte sich die steinerne Maria nicht enthalten, ihren eifrigen Diener durch ein eigenhändiges Schreiben nochmal zu diesem Vergnügen einzuladen. Dieses Schreiben liegt in dem Kloster zu Clairvall aufbewahret, dessen Innhalt man aber nicht mehr lesen kann, weil Bernard Freudenthränen darüber vergossen, und dadurch die Schrift unleserlich ge-

macht hat. Doch ist die Unterschrift noch deutlich zu lesen, und zwar mit den folgenden merkwürdigen Worten: Maria Caſtellionis ſubſcripſi lapidea mea manu. *) Die Ordensſöhne des heil. Bernard halten sehr vieles auf diesen Brief, und sie beeifern sich so sehr ihrem Ordensvater in diesem Stücke gleich zu werden, daß mancher unter ihnen hie und da eine Maria, zwar keine steinerne, zu der nämlichen Gunstbezeigung beredet hat, welche der Ordensvater von der steinernen im vollen Maaße empfangen hatte. Daher kömmt es, daß so manche Erzspötter den Auftritten des heil. Bernard eine ganz andere, ja gotteslästerliche Wendung geben, indem sie in ihrem verkehrten Sinne vermuthen, daß er ebenfalls von einer anderen, als steinernen Maria, die jungfräuliche Milch gesauget habe. Nun säumten die frommen Mönche freilich nicht, dieser ärgerlichen Wahrheitsverdrehung mit einer schlauen und zugleich simpeln Erfindung abzuhelfen. Diese Ehre muß man den Ordensmännern ohne Ausnahme allgemein zugestehen, daß sie jederzeit in den andächtigen Erfindungen ganz alleine die Meister sind. Sie liessen daher in allen ihren Klosterkirchen und auf Klostergebäuden den Ordensstifter Bernard in Lebensgrösse in der nämlichen Stellung mahlen, wie ihm Maria aus ihrer Brust die Milch in den Mund sprizte. Anfänglich schienen die beiden Personen in dieser Stellung freilich ein ärgerli-

*) Eine ähnliche Unterschrift mit den nämlichen Worten hat der gelehrte Erasmus von Rotterodam bekannt gemacht.

cher Auftritt zu seyn; aber die Mönche wußten sich zu rathen: sie liessen noch ein Paar Engel hinzumahlen, und dem Bernard einen Strahlenteller geben, wodurch alles in eine mistische Handlung umgeschaffen wurde. Es giebt zwar zuweilen junge Mönche, welche bei ihrer langen Weile oft Stunden lang vor dem Gemählde stehen bleiben, und — nach Aussage des Novizenmeisters, in himmlische Entzückung gerathen.

Um also dieses Wunder recht bekannt zu machen, so habe ich selbst die nämliche Geschichte an vier Orten in der Gnadenkapelle abmahlen, und zugleich Kupferstiche verfertigen lassen, damit die andächtigen Pilgrime das Wunder weiter verbreiten könnten. Allein dessenohngeachtet werden die milden Schenkungen in dem Opferstocke immer weniger, und die silbernen Opfer, das doch die Hauptsache ist, hören gänzlich auf. Da ich kein müßiger Diener an der Gnadenkapelle seyn will, so gebe ich allen Beichtkindern zur heilsamen Busse auf, daß sie eine heilige Messe zur Vergebung ihrer Sünden sollen lesen lassen; ja ich bin noch weiter gegangen: ich habe sogar von Rom einen Ablaß, der wahrlich sehr theuer zu stehen kam, bewirket, und obendrein eine öffentliche Prozession veranstaltet. Damit ich aber auch das entfernte Landvolk herbei lockte, so unterredete ich mich mit dem hiesigen Gastwirth, und wir kamen überein, daß ich Vormittags eine Prozession, er aber Nachmittags ein Pferderennen ge-

den sollte. Mit diesem Einfalle traf ichs doch; denn es stürzet alljährlich eine ungeheure Menge Landvolks herbei, welches sich bei der Prozession eben so gut, als beim Pferderennen amusiret. Es kostete mich vieles Studieren und Nachdenken, bis ich alles am rechten Flecke griff; und jetzt darf ich mich einigermaßen rühmen, mit meinen Einfällen die Erfindungen der Mönche erreichet zu haben.

Ich fing das Ding so an. Vorher ließ ich einige Wunderthaten, welche das steinerne Bild den Hilfebedürftigen bezeiget hatte, verbreiten, und entweder auf Kupferstichen oder auf gedruckten Oktavblättern rings in der Gegend herum bekannt machen. Nun kam es darauf an, was es für Wunderthaten seyn sollten? Ich studierte Tag und Nacht, und fand zu Folge meiner Logik, welche ich in Padua gelernet hatte, daß immer zween Sätze, je näher sie mit einander verbunden sind, eine desto gründlichere Schlußfolge hervorbringen. Nun was war natürlicher, als daß eine steinerne Brust, welche eine wahre Milch von sich gab, mit jenen Wundern am nächsten müsse vereinbaret seyn, welche man an den Brüsten zu erhalten wünschet? Ich verkündigte also, daß alle diejenigen, welche eine kranke Brust haben, durch übernatürliche Kraft von der steinernen Brust geheilet werden können. Diese Bekanntmachung geschah zwar nur im allgemeinen Ausdruck; es ließ sich aber ex natura rei schliessen, daß es sonderheitlich die Frauenzimmer angehe. Von diesen

war um so eher alles zu erwarten, je leichtgläubiger sie sind, und da es bekannt ist, daß sie sehr ungerne ihre Brüste einem Arzte entblößen. Ganze Schaaren Jungfrauen knieten also vor dem Bilde, und fleheten um Hilfe; und die Ehefrauen setzten das größte Vertrauen auf die steinerne Brust, in der Hofnung, daß ihre trockenen Brüste ungezweifelt für ihre Säuglinge den Zufluß der Milch durch ein Mirakel wieder erhalten werden, da die steinerne Maria so freigebig war, sogar einen großgewachsenen Buben, der täglich zum Heurathen war, den baumstarken Bernard nämlich mit ihrer steinernen Brust zu säugen. Die bedrängten Frauen folgerten freilich sehr vernünftig, und man kann es ihnen nicht verdenken, daß sie lieber eine Wohlthat für die Unmündigen verlangten, als die mütterlichen Brüste einem zwanzigjährigen Menschen darzureichen, der im Falle des Hungers sein Brod mit Arbeiten verdienen könnte. Allein diese Sprache sprechen nur unstudirte, einfältige, mit den himmlischen Geheimnissen wenig bekannte Leute. Die Herren Theologen auf der weltberühmten Universität zu Padua, obschon diese Schule bei dem Auslande im niedrigen Rufe stehet, folgern ganz anders, und meines Erachtens mit unumstößlichen Gründen.

Vorausgesetzt, sagen jene Theologen, daß die Milch, welche aus der steinernen Brust geflossen, an dem h. Bernard in so weit ist verschwendet worden, weil sich dieser sein Brod mit der Arbeit hätte ver-

dienen können: und vorausgesetzt, daß die steinerne Maria weit klüger und rühmlicher gethan hätte, wenn sie mit ihrer Milch statt des müßigen und starken Bernards die hilfelosen, armen, und unmündigen Kinder genähret hätte, so ist dieses nur im weltlichen und pöbelhaften Verstande zu verstehen: aber im mistischen und theologischen Verstande verhält sichs anders, behaupten die Theologen von Padua. Vorausgesetzt, fahren sie fort, daß die steinerne Maria mit ihrer steinernen Brust ein Mirakel zu thun Willens war, welches sie auch unstreitig im Sinne hatte, so konnte und mußte das nämliche Mirakel nicht anders und mit keiner andern Person geschehen, als eben mit dem h. Bernard. Es war nothwendiger Weise eine erwachsene Person hierzu erforderlich, indem das Wunder von den unmündigen Kindern wenig oder gar nicht wäre verbreitet worden. Zudem wäre ein Kind hierzu nicht einmal ein schickliches Werkzeug gewesen; denn man hätte das Kind an die steinerne Brust selbst hinlegen müssen, um es zur Milch empfänglich zu machen: und auf diese Art wäre das Wunder immer zweifelhaft geblieben. Allein Bernard empfieng die Milch mittels des Spritzens aus der steinernen Brust, und dadurch wurde nicht nur er selbst, sondern die ganze Welt überzeugt, daß es eine wahrhaft wunderbahre Milch gewesen sey. Ferner wäre ein Kind zu unfähig gewesen, die himmlische Lust dieses Wunderwerkes im vollesten Maase zu fühlen, und zu beschreiben: denn wir wissen, daß es den Kindern sehr

gleichgültig ist, ob sie aus einer braunen oder weissen Brust trinken. Allein das Gefühl und die Empfindung Bernards überstieg in diesem Falle alle Gränzen; schon als das steinerne Hemd vom Busen weggezogen wurde, so vergieng dem Bernard das Sehen und Hören; er fiel in eine Betäubung, und seine Augen wurden bockstarre. Man muß sich wahrlich verwundern, daß er noch so viel seiner bewußt gewesen, daß er den Mund aufsperren sollte. Er mußte also ganz alleine das Werkzeug dieses Wunders abgeben; er war ganz alleine mit dem Gefühle begabt, die Süßigkeit einer steinernen Jungfraumilch zu empfinden. Allein ich lasse mich zu weit in die theologischen Untersuchungen ein, und es war wirklich eine Vermessenheit von mir, einem Pater Henriquez in diesem Stücke vorgegriffen zu haben, da Dero berühmter Namen sowohl, als die Gesellschaft Jesu selbst, der Sie einverleibt sind, schon als Bürgen stehen, daß Sie dergleichen Schulmeinungen besser verstehen, und besser aus einander zu setzen wissen, als ich.

Damit ich also wieder auf das vorige komme, so berichte ich Ihro Hochwürden P. Henriquez, daß meine Gedanken nicht ohne Wirkung waren. Ich fand gar bald wieder klingende Münze im Opferstocke, und die Kirchenwände glänzten von silbernen Votiven. Die silbernen Brüste, welche geopfert wurden, vermehrten sich täglich, und es war meine einzige Sorge, die steinerne Maria immer in gutem

Kredit zu erhalten. Es kam mir zwar selbst bedenklich vor, und ich zweifelte, ob wohl allen Frauen und Jungfrauen in ihren Brustanliegen im Ernste geholfen worden sey. Wie bald, dachte ich, würde der Kredit verschwinden, wenn etliche Personen ungeheilet wieder nach Hause gehen müßten. Denn alle zu heilen, das war doch kaum zu hoffen; indem sich solche Patienten einstellten, welche von Natur unheilbar waren. So zeigten sich, z. B. adeliche Damen, welche noch einen gewölbten Busen von der steinernen Marja verlangten, da sie schon die runzeligten Sechzigerjahre an der Stirne trugen; es erschienen Jungfrauen und Fräuleins, welche um das nämliche anhielten, da sie sich doch auf eine gewisse Art schon verdorben, und für diese Gnade unbrauchbar gemacht hatten. Von dergleichen Patienten war immer zu besorgen, daß sie ihre eigene Schuld auf Seite der steinernen Maria hinüberschieben, und folglich dieser den Kredit der Wunderwerke benehmen möchten. Diese Besorgniß rieth mir eine Prozession ein, um recht viel Volk zu versammeln, und den Unzufriednen das Gewicht zu benehmen. In dieser Lage durften immer einige als ungehört und ungeheilet seyn; es that nichts zur Sache; denn die Haufen waren zu groß, als daß man allen die nämliche Meinung und Sage beibringen konnte. Je mehrere Pöbelseelen man zusammen bringet, desto besser ist es; mit armen, dürftigen Leuten läßt sich alles machen, und giebt man ihnen ein paar Flaschen Brantewein preis, so versteinigen

sie die Gegner, sie mögen recht, oder unrecht haben. Mit dieser Finesse brachte ich alles glücklich zu Stande, und ich veranstaltete eine Prozession, die ganz sonderbar in ihrer Art war, und sich vor den gewöhnlichen Prozessionen weit auszeichnete.

Ich ließ die steinerne Maria von dreien Priestern vom Altare herab heben, und diesen Auftritt mit Trompeten und Pauken eröfnen, worauf die benannten drei Priester im schönsten Kirchenornate das Bild bis zum Portal des Tempels hinaustrugen. Das Volk riß Augen und Maul aus den Angeln, als es auf einmal drei Priester in der Kirche beschäftiget sah; indem man seit undenklichen Zeiten nicht gehöret hatte, daß sich Priester zu einem Geschäfte haben brauchen lassen. — Allein diese geringe Mühe konnten die guten Herren leicht auf sich nehmen; denn bei dem Portale standen schon sechs Jungfrauen in Bereitschaft, welche das Bild von den Priestern auf ihre Schultern übernehmen mußten. Und so giengs dann hernach fort mit der ganzen Prozession im Jubelton und Freudengeschrei, und groß und klein, jung und alt beguckten die steinerne Brust, welche einst Milch gegeben hatte. Stellen Sie sich den Eifer vor, mit dem die Mädchens um die Charge fleheten, das Bild tragen zu dürfen, und, so zu sagen, in die Fußtritte der Priester zu tretten. Schon ein halbes Jahr zuvor meldeten sie sich, und fleheten um die Zusage bei mir. Ich wählte aber durchgehends nur die Bürgermeisters-

und Kaufmannstöchter; worauf deren Aeltern die Authentizität des Milchflüßens mit solchem Eifer behaupteten, daß derjenige des Bürgerrechtes verlustig ward, der das Wunder der steinernen Brust nur in etwas bezweifeln wollte. Auf diese Weise brachte ich das Mirakel wieder in Ansehen, und die steinerne Maria blieb wieder im vorigen Kredit.

Nun muß ich auch Ihro Hochwürden die ferneren Wunder erzählen. Ich habe zween Priester, welche bei obigem Geschäfte oft gegenwärtig waren, gekannt, wovon einer **Edmund** geheissen, und der andere **Klement**, der einmal beim Vizestatthalter **Gaillard** Hofmeister gewesen war; welche beiden Männer ihrer Frömmigkeit wegen überall berühmt waren. Diese legten vor mir das Bekenntniß bei ihrer priesterlichen Ehre ab, (Priester lügen doch nie) daß sie bei der Wegnahme des Bildes, um dieses zur Prozession herabzuheben, öfters als einmal so häufige Milch neuerdings aus der steinernen Brust haben flüßen gesehen, daß dieselbe über ihre Hände herabgeflossen war, wodurch sie sich genöthiget sahen, in der Sakristei ihre Hände von der Milch abzuwaschen und abzutrocknen *). Dieses Bekenntniß hatte ich mit großen Buchstaben in das Jahrbuch unserer Gnadenkapelle eingetragen, um der Nachwelt eines der größten Wunder aufzubewahren.

*) Wer in diesem Briefe die Erzählung und den Inhalt der Geschichte bezweifelt, der beliebe den gelehrten P. Henriquez zu lesen, und die Rubrique vom 13. Mai darüber nachzuschlagen.

Da nun Ihro Hochwürden mit der Herausgabe der heiligen Wunder und Jahrbücher fortfahren, so hoffe ich durch gegenwärtigen Brief einen wichtigen Beitrag geliefert zu haben. Sie werden hoffentlich dieses Mirakel um so lieber bekannt machen, da durch Dero Zuthun die römische Kirche einen neuen Wachsthum erhält, und Sie einem Orden einverleibet sind, der die einzige Stütze des Weltbeherrschenden Pabstthumes ist. Es wäre mir ein leichtes gewesen, die ganze Milchgeschichte mit meiner Feder der katholischen Welt bekannt zu machen: allein um so lieber ist es mir jezt, wenn dieses durch Jesuitenhände geschieht: indem das christkatholische Volk schon lange gewohnt ist, alles zu glauben, und mit blinder Ehrfurcht anzunehmen, was immer die Jesuiten zu schreiben, zu predigen, und zu lehren belieben. Es ist also an dem allgemeinen Beifalle des Publikums gar nicht zu zweifeln, und ich hoffe nicht, daß nur eine vernünftige Seele so vermessen seyn werde, etwas zu bestreiten oder zu kritisiren, was einmal die Gesellschaft Jesu als eine untrügliche Wahrheit unter Bedrohung der ewigen Höllenstrafe vertheidiget und bekannt gemacht hat. Wäre aber je dieser gräuliche Fall, den man nicht vorhersehen kann, so bitte ich Ihro Hochwürden, einen Kontroversprediger ihres Ordens zu bewegen, daß derselbe in einer feierlichen Predigt einen solchen Zweifler mit den gröbsten Schimpfwörtern, mit Bannflüchen, und Vermaledeiungen öffentlich bestrafen möchte. Auf die Kontroverspredigten der Je-

suiten setze ich jederzeit mein größtes Zutrauen; indem es bekannt ist, daß kein Priester, kein Mönch aus den übrigen Orden und Gesellschaften mit so viel eindringenden und handvesten Grobheiten die Ketzer und Zweifler zurecht weisen könne, als es der grimmige Geifer der Jesuiten zu thun im Stande ist, aus deren Munde so viel Fluch und Schimpf herausströmet, daß die Zuhörer wie vom Donner getroffen darüber erstarren.

Ich beschliesse also mein langes Schreiben, und verharre in tiefester Devozion

Jakob Viandot,
Kapellan an der Gnadenkirche zu Kastellion, der geistlichen Rechte und der Gottesgelahrheit Doktor, wie auch Mitglied der Universität zu Padua.

14.

Maria von Speyer an die Maria von Kastellion.

Madame! Nun bin ich hinter das Geheimniß gekommen, und erst nach langer Zeit mußte ich mit vielem Befremden erfahren, warum der h. Bernard, der sonst mein Diener war, so viel Wesens und Aufhebens von Ihnen machte. Ja, das war doch

allerliebst, daß Sie einem Kinde in Dragonersgröße ihre Brust zum Säugen darreichten: dies wird wohl hinter dem Vorhang geschehen seyn, denn öffentlich würde sich die ganze Welt darüber geärgert haben. Ei, ei! nun weiß ichs, warum der schlaue Bernard nicht mehr in meinen Diensten bleiben wollte; die Süßigkeit ihrer steinernen Brust hat ihn so sehr gereizt, daß er gar hinter der Thüre von mir Abschied nahm. Dies ist der Dank, daß ich ihm so große Wohlthaten erwiesen, und ihn zum Ordensstifter in Rom empfohlen habe. Käm er nur mir wieder einmal unter die Augen, der Undankbare, der vor vier Jahren unter freiem Himmel hätte bleiben müssen, wenn ich ihn nicht aus meiner mir anstammenden Güte über ein Jahr lang beherberget hätte. Einen so abscheulichen Dank hätte ich nie erwartet: und es wäre schwerlich so weit gekommen, wie nicht Sie, Madame! sein Herz gänzlich verdorben hätten. So kann man sich freilich leicht die Jungens verbindlich machen, wenn man ihnen ungescheut den Busen öfnet, und denselben die eigene Milch zu trinken giebt. Allein, Madame, seyen Sie versichert, Sie haben sich wenig Ehre gemacht: nicht eine einzige Frau in Deutschland lobet ihre Handlung; Jungfermilch hin, Jungfermilch her, heißt es überall, man kann sich wenig erbauliches bei diesem Vorgange denken. Aber, Madame! Sie werden mir doch den ganzen Vorfall nicht wegläugnen wollen? O ja, dies sollten Sie thun, alsdenn belieben Sie meine Abfertigung zu erwarten. Sie wis-

sen es vielleicht noch nicht, daß ich den Brief, den Sie an Bernard geschrieben, in meinen Händen habe? Ja, den nämlichen Brief hab ich, in welchem Sie dem geschwätzigen Bernard seiner Plauderei wegen Reproche machten. Können Sie sich der folgenden Stelle noch erinnern? „was werden jezt die Kaufmannsfrauen und Kellerinnen von mir denken?" und was werde ich dazu sagen, hätten Sie hinzu setzen sollen. — Doch glauben Sie ja nicht, daß ich eifere, der Himmel bewahre mich vor diesem Narrenschritt; dergleichen Bernards könnte man genug finden, wenn man willig genug wär, ihnen den Busen zu öfnen.

Nun, werden Sie fragen, warum ich diesen Brief wohl geschrieben habe? Ich antworte: damit Sie wissen, daß Ihr schönes Briefchen in meinen Händen steckt. Nu, dies ist doch das bekannte Damengeschäft, sich mit verlornen und entwischten Briefchens abzugeben, und hiervon wollte ich Ihnen rapportiren, die ich die Ehre habe zu seyn

Madame

Votre Servante
Maria von Speyer.

15.

Madame von Kastellion an Madame von Speyer.

Madame! Sie sollens haben mein Briefchen, das ich scherzweise an Bernard geschrieben, um einen langweiligen Winterabend mit einem Hofnarren zu verkürzen: ich melde Ihnen nur kurz im Gegentheile, daß ich auch Briefchens in meiner Kommode besitze, welche Euer Liebden an den nämlichen Bernard geschrieben. Ja freilich, allerliebst, daß Sie ihn an das Milchtrinken so sehr gewöhnten, daß man den Bettler nicht mehr von der Stelle bringet, bis man ihm die nämliche Gnade zugestehet *). Euer Liebden werden also Ihre Handschrift eben so wenig wegläugnen wollen, als ich die meinige. Ich eifere eben so wenig um den Bernard, als Sie; aber das kann ich nicht begreifen, warum Sie ein größeres Recht haben sollten als ich, Kinder in Dragonersgröße zu säugen. Wie oft Sie

*) Bernard hatte nicht nur aus der Brust der Maria von Kastellion, sondern auch aus der Brust der Maria von Speyer öfter als einmal die Milch gesäuget Und hierauf beziehen sich diese Briefe; die Geschichte aber selbst beliebe man bei Bagatta auf dem 52. Blatt zu lesen. Nam et Spirae in germania, sind die Worte, simili favore ab ipsa Dei parente donatus est. Et etiam nunc ea imago, ex cuius mamilla lac miraculose in os Bernardi effluxit, summa veneratione adservatur. . . . Bernard trank also überall Jungfermilch, als gieng er von einem Wirthshause in das andere. Anm. des Herausgebers.

dieses gethan, das stehet in den Briefchens, welche Sie an Bernard geschrieben, und die ich, ohne mir Mühe zu geben, aus ihm herausgeschwatzet hatte. O, möchte ich an alles zurücke denken, und Ihnen dasjenige vorwerfen, was ich herausschwatzte. Allein eine Dame vom Stande giebt sich nicht mit Vorwürfen ab; nur die deutschen Damen sind so dreiste, sich in Sachen zu mengen, die sie nichts angehen. Als mir Bernard seine Vertraulichkeit erzählte, die er mit Ihnen hatte, so hielt ich sie für zu unwürdig, um mein Gedächtniß damit zu belästigen, und ich konnte sehr gleichgültig seyn, ob Sie ihm aus Ihrer hölzernen Brust Milch gegeben haben, oder nicht. Aber eine deutsche Dame ist immer sehr Nasenweise, um zu wissen, was jenseits geschieht, da Sie sich um die Fruchtbarkeit meines steinernen Busens bekümmerten. Doch, wozu soll sich eine marmorne Dame mit jener, die nur aus gemeinen Holz geschnitten, lange balgen? Um den Ausbruch eines Weiberkrieges zu vermeiden, welche jedesmal die gefährlichsten sind, so hab ich mich entschlossen den Mediateur zu machen, und Ihnen den Ordensstifter als einen Pensionär zurückzustellen. Hiemit erhalten Sie dasjenige, was Sie in Ihrem Briefe, der mir sehr empfindlich fiel, verlangten. Ich hoffe, Sie werden dabei zufrieden seyn, und mir die Ehre gönnen, eine Rivalin nach Herzenswunsch beruhiget zu haben. Zur Neuigkeit muß ich noch hieher setzen, daß jetzt Bernard auch einen sehr guten Appetit zum Weintrinken hat; wollen Sie ihn

also vollends befriedigen, so müssen Sie nicht nur Ihre hölzerne Brust, sondern auch Ihren Keller mit einer ergiebigen Porzion Vorraths versehen. Ich bin

Maria von Kastellion.

16.

Madame von Kastellion an den H. Bernard.

Ich weiß nicht, soll ichs seiner Dummheit oder Verschlagenheit zuschreiben, daß er einen dümmern Streich nach dem andern begehet. Er hat mir wieder neuerdings den größten Verdruß zugezogen, daß er meine Briefe so schlecht verwahret, und dieselben entweder in der Trunkenheit verlieret, oder freiwillig für geschwätzige Weiberworte hingiebt. Ich halte dafür, ja, ich bin vielmehr überzeugt, daß er mit mir recht falsch umgehe; denn wie wäre es sonst möglich, daß die Madame von Speyer einen Brief von mir besitze, den ich an ihn geschrieben habe? Oder war es etwa gar seine Absicht, mich in die größten Verdrüßlichkeiten zu verwickeln? So viel Tücke kann ich ihm wohl zumuthen, wenn ich mich erinnere, auf welche Art er die Madame von Speyer bei mir herabgesetzet und angeschwärzet

hat. Ich sehe wohl, daß er nur ein Maulmacher ist, und sich alle Ränke erlaubet, um seine Absichten zu erreichen. Er wäre mir ein schöner Ordensstifter, der nur Feindseligkeiten und Zwiste anzettelt. Laß er sich ja vor meinen Augen nicht mehr blicken, noch weniger unterstehe er sich, mir wieder einmal zu schreiben. Ich sage ihm voraus, daß ich alle seine Briefe unerbrochen und ungelesen wieder zurücke schicken werde, um mich auf keine Weise durch seine verstellten Heucheleien irreführen zu lassen. Wenn ich nun je etwas wünschte, so wäre es dieses: daß ich ihn nie gekannt haben, und daß er gänzlich vergessen möchte die

Maria von Kastellion.

17.

Der h. Bernard an den Pabst Eugen *).

Euere Heiligkeit haben mich sehr zwischen Thür und Angel gestellt; nun stehe ich da, und ich weiß mir nicht zu rathen. Alles Volk murret, und ist

*) Der geneigte Leser sieht wohl, daß die Briefe in der Sache des h Bernard ausser der chronologischen Ordnung sind, und daß der Brief des Biandot an Henriquez zu frühe sey eingerücket worden. Allein sie wurden nach jener Reihe abgedruckt, nach welcher man die Originale aus der Archivsschublade zog, und in dieser Rücksicht beliebe der Leser seinen gerechten Unwillen zu besänftigen. Anmerk. des Herausgebers.

wider mich aufgebracht. Ich konnte es freilich nicht vorher sehen, daß meine Prophezeihungen nicht eintreffen werden; ich glaubte das beste Mittel ergriffen zu haben, um den Abt Suger aus dem Sattel zu heben. Denn anfänglich gieng mir alles gut von Statten; das Volk glaubte meinen Prophezeihungen, und mein Anhang wuchs täglich so stark, daß ich gar nicht mehr zweifelte, die Stelle eines Reichsverwesers zu erlangen †). Nun da jetzt alle Unternehmungen fehlgeschlagen, und unglücklich abgelaufen sind, so wird mir alle Schuld beigeleget. Ich habe freilich durch mein Prophezeihen ganze Haufen Unterthanen angelocket, und gespornet, daß sie den Kreuzzug nach Jerusalem mitmachen sollten: aber jetzt sind die Kerls alle todtgeschlagen, und die Weiber fodern von mir ihre Männer, und die Kinder ihre Väter. Ich kann doch auch nicht dafür, daß mir die Narren geglaubt haben; ich predigte halt, wie mirs einfiel, und wie ichs zu meinem Vortheil am besten fand. Wenn ich nur den Abt Suger todt machen könnte; der verderbt mir allen Spaß; er ist jetzt ungemein bei dem Volk beliebt, und ich — bin des Todtschlagens nicht sicher. Eure Heiligkeit müssen mir aus dieser Verlegenheit

†) Bernard hatte mit aller Zuversicht den glücklichen Ausgang des Kreuzzuges geweissaget, um das Volk an sich zu ziehen, und sich dadurch in Ansehen zu bringen. Er war der Nebenbuhler des Abtes Suger um die Reichsverweserstelle Als aber Bernards Weissagung nicht eintraf, so wurde er vom ganzen Volke als ein Schwärmer verdammt. Gesch. d. Kreuzzüge 3ter Band, Frankenthal, Seite 35.

helfen, oder ich bin gezwungen alles zu entdecken und zu verrathen. Eure Heiligkeit werden mir diesen Vorwurf nicht übel nehmen, denn ich bin in die Enge getrieben, und man wird mich wohl als einen neuen Ordensstifter nicht im Pfifferling sitzen lassen. Man kann sich jetzt mit Mirakeln auch nicht durchhelfen, weil das Volk schon einmal erbittert ist, mir nicht zu glauben; ich mag sagen, was ich will. Es ist mir zwar selbst leid, daß so viele Menschen umgekommen sind; denn von zweimal hundert tausend Franzosen kam nicht einmal der zehnte Theil davon. Allein Eure Heiligkeit sagten immer, man müsse die Leute mit Versprechen der Ablässe, der ewigen Gnadenschätze, der Sündenvergebung und der übernatürlichen Mitwirkung zum Kriege aufmuntern: und so hatte ich den Leuten vom übernatürlichen Beistande, und von Mirakeln geweissaget, deren nicht ein einziges erfolgt ist. Ich fürchte jetzt am allermeisten die Vorwürfe des Königs *), von dem ich gehört habe, daß er auf der Heimkehre begriffen ist. Ich glaube, daß sich unsere Armee in Palästina gar nicht gewehret habe, sonst wären gewiß die von mir geweissagten Siege erfolget. Man sagt, daß ein großer Theil durch Hungersnoth sey aufgerieben worden; aber warum hat man mir nicht gefolget? Ich hatte gleich im Anfange gerathen, die steinerne Ma-

*) König Konrad gesteht in einer Urkunde für das Kloster Mosach, die er zu Klemon gab, offenherzig, daß er auf die Ermahnungen des Pabstes und des Abts Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug unternommen habe. Gesch. d. Kreuzzüge 2ter Band.

ria von Kastellion, und die hölzerne von Speier mitzunehmen, um im Falle der Noth wenigstens Milch zu haben. Da ich selbst aus beiden Statuen öfter als einmal die Jungfernmilch gesauget, so hätten die Soldaten zur Hungerszeit wohl auch mit dieser Kost vorlieb nehmen können. Wäre nur ich selbst mitgewesen, man hätte gewiß gesieget.

Nun weiß ich diesen Vorwurf von mir nicht anders abzulehnen, als daß ich ein Buch schreibe, und die erfolgten Uibel auf Euere Heiligkeit hinüber schiebe †). Dieses können Euere Heiligkeit wohl auf Sich nehmen, da Sie ohnehin die Last aller Todsünden der ganzen Welt auf Ihrem heiligen Rücken tragen. Es thut auch nichts zur Sache, wenn schon das Volk Ihnen alles zur Last zu legen anfängt: Eure Heiligkeit sind weit von der Scheibe entfernt, und ich komme dabei aus der Schlinge. Nach Verlauf eines Jahres ist alles wieder vergessen; Eure Heiligkeit bleiben dennoch, wer Sie sind, und kömmt ein neues Mirakel darzwischen, so ist uns beiden wieder geholfen. Daß ich auf Ihren Befehl das Kreuz geprediget habe, das werden Sie mir wohl noch gestehen; ich schiebe also alle Schuld auf Ihre Befehle. Eure Heiligkeit können meinetwegen in Rom die ganze Schuld mir beilegen; dies ist mir ganz gleichgültig, denn ich bin nicht *in loco*. Nur bitte ich zu verhüten, daß diese Sage nicht geschriebener in das Archiv kömmt; denn das würde nach

†) Man lese Bernards Bücher von der Betrachtung.

der Hand meine Heiligsprechung verzögern, und ich könnte bei meinen Ordenssöhnen in übeln Ruf kommen. Ein Heiliger muß ich doch werden, denn ich spare schon ziemlich Geld zusammen. Ja wenn ich den Abt Suger von St. Denis hätte stürzen können: das wäre ein Posten für mich gewesen, und ich würde schon lange die Heiligsprechungskosten in baarer Münze voraus gezahlet haben. Ich habe zwar auch andere Kniffe erfunden, mich der Vorwürfe zu entledigen, und das Volk fängt schon allgemach an, mir dieselben zu glauben. Ich behauptete, daß die Sünden der Christen unter den Hauptursachen der verunglückten Unternehmung gewesen seyen. Ich hatte mich mit Mose verglichen, der ebenfalls dem israelitischen Volke versprach, Gott würde sein Führer seyn, da doch um ihrer Sünden willen von den vielen Tausenden, die aus Aegypten ausgezogen waren, kein einziger, ausser Josua und Kaleb, in das verheissene Land gekommen war. Ich schätze mich sogar glücklich, sagte ich, daß sich Gott meiner als eines Schildes bediente, daß die Schmähungen mich allein treffen, und daß dadurch Gott und seine Ehre unangetastet und ungelästert bleibe. — Nicht wahr, dies ist ein feiner Kunstgriff? Ich hoffe, daß mir Eure Heiligkeit in diesem Betrachte beistehen, und mich durch Dero Ansehen aus der Falle ziehen werden. Sollten aber Eure Heiligkeit mir bessere und ausgesuchtere Wendungen zu rathen wissen, da Höchstdieselben mit dem heiligen Geiste täglich dreimal in näherem Vertrauen zu sprechen pflegen, als ich, so werde ich

Dero Rathschläge in tiefster Ehrfurcht annehmen, und dieselben, wie bisher Dero Befehle, auf das Genaueste vollziehen; der ich unterthänigst die heiligsten Pantoffel küsse

Euerer Heiligkeit

unwürdigster Sohn,

Bernard,

Abt zu Clairvaux und Ordensstifter.

18.

Der Reichsprälat von Salmonsweil an den Reichsprälaten von Ochsenhausen.

Theuerster Herr Kollega. Sie werden es wohl schon wissen, daß ich vor drei Monaten auch eine Excellenz geworden bin? Wenigstens hatte ich es in zwoen Zeitungen bekannt machen lassen, und ich betrat diese Ehrenstelle nach alter Reichsprälatenmanier, nämlich mit prächtigen Tafeln, Musiken, und Jagden. Nun bin ich das, was ich mir schon in meiner frühesten Jugend, da ich als Student zu Wemdingen die Kapuzinersuppe bettelte, gewünschet hatte; das ist, ein regierender Reichsprälat im ausgedehntesten Verstande. Wir sind also Kollegen zusammen, und ich wünschte sehnlichst, den Herrn Kollega einmal auf meiner Reichsprälatur bewirthen zu können, wo ich nicht ermangeln würde, den

Herrn Kollega nach Standesgebühr, nämlich mit Pauken, Trompeten, Kanonen, und unter Paradierung meiner Miliz zu empfangen. Da ich aber dieses Glück während der jetzigen rauhen Winterszeit wenig hoffen kann, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen mit diesem Briefe überlästig zu fallen.

Bester Herr Kollega, ich setze mein ganzes Vertrauen auf Sie, und ich schmeichle mir, daß Sie mir Ihre Freundschaft gönnen werden, indem ich Sie allein ausgewählet habe, dem ich mein Herz eröffnen will. Ich habe erstaunlich viele Punkte auf meiner Brust, über welche ich Sie um Rath fragen werde, indem ich sehr viele Veränderungen auf meiner Reichsprälatur vorzunehmen Willens bin. Ich möchte z. B. gerne ein paar Leibhusaren aufnehmen, und die Livrei meiner Diener abändern; ferner wünschte ich einen Zug englischer und einen andern Zug hollsteiner Pferde; hierzu brauchte ich einen guten Bereiter aus London, hernach einen Galawagen aus Paris, und einen Reisewagen aus Straßburg, weil ich nach Wien zu gehen, und dort ein halbes Jahr zu verbleiben gedenke, um von meinen äusserst mühesamen Regierungsgeschäften ein Bischen auszuruhen. Ich hätte auch einen Portraitmahler nöthig, weil ich mich gerne möchte mahlen lassen; der Kerl müßte aber ein guter und geschwinder Arbeiter seyn, denn ich lasse wenigstens dreihundert Portraits verfertigen, um meine Freunde damit zu beehren, und einige auf meinen Reichs-

prälatenschlössern aufzustellen. Ferner möchte ich Kuppelhunde aus dem Würtembergischen, englische Docken, und Hühnerhunde. Die Reigerpeiz bin ich auch Willens in Flor zu bringen, weil ich einmal in einem alten Buch gelesen, oder wenigstens sagen gehört habe, daß sich die alten Könige und Kaiser mit den Falkenjagden belustiget haben. Mit Kammermusik bin auch nicht versehen, und ich muß täglich vom Bette aufstehen, wie die gemeinen Leute. Auch einige Spiegelzimmer möchte ich zubereiten lassen, und einen engländischen Garten mit einigen hundert Abwechslungen. Sehen Sie, Herr Kollega, mit welchen schweren Bürden ich meine Regierung angetreten habe, indem mein seliger Vorfahrer sauber gar nichts veranstaltet hatte, was zum Ruhm und zur Verherrlichung der Reichsprälatur ersprießlich war. Manchen Tag sind mir die Regentenbürden so schwer, daß ich genöthiget bin einen Mittagsschlaf zu thun, und mich zu Bette tragen zu lassen.

Und was meinen Regierungsantritt vor allen erschweret, ist die Ausartung der heiligen Klosterdisciplin unter meinen Ordenssöhnen. Ja, Herr Kollega, dieser Punkt schmerzet mein väterliches Herz so sehr, daß ich um etliche Jahre ehender werde zu Grabe gehen müssen. Sie wissen, wie nahe uns die Beobachtung der heil. Gelübde unserer Ordenssöhne am Herzen liegt, und mit welcher schmerzlichen Wehmuth wir die Uibertretung derselben bewei-

nen, wenn es uns zu Ohren kömmt, daß die Ordenssöhne von der heil. Regel ausschweifen. Ach, diesen Schmerz empfinde ich täglich; täglich blutet mein Herz, und meine reichsabteilichen Thränen stürzen über die Wangen wie der Rhein über seinen Felsen herab. Ich kann Ihnen wahrlich nicht alles niederschreiben, was ich hier empfinde, denn die Regierungslast drücket mich gänzlich zu Boden. Sollten Sie aber am nächsten Frühling mich besuchen, so werde ich mir alle erdenkliche Mühe geben meinen werthesten Herrn Kollega mit Musik, Jagden, Spazierenfahren u. s. f. zu unterhalten, und Sie mit einer wahrhaft reichsprälatischen Tafel zu bewirthen. Denn was die kostbaren Weine betrifft, so bin ich jetzt, Gott sey Dank, mit allen Sorten versehen, indem ich einen eigenen Weinkonservator aus Lion für meine Keller bestellet habe. In diesem Stücke war mein seliger Vorfahrer, Gott wolle ihms vergeben, sehr nachläßig, und er hat unsere Reichsabtei wirklich in schlechten Ruf gebracht. Ich hoffe aber, wenn mir Gott eine lange Regierung verleihet, alles wieder zu ersetzen, und Küche und Keller in einen solchen brauchbaren Stand herzustellen, daß sich weder ein Fürst, noch ein König schämen darf, in meiner gefreiten Reichsabtei zu essen und zu schlafen.

Um also auf dasjenige zu kommen, was ich eigentlich zu schreiben Willens bin, so muß ich Ihnen, theuerster Herr Kollega! mit innigster Betrüb-

niß anvertrauen, daß sich unter meinen Ordenssöhnen einige verdorbene, ungehorsame Köpfe befinden, welche meine weisesten Regierungsschritte tadeln und verachten. Ja, wäre ich nicht durch Eingebung des heiligen Geistes zu dieser Würde gelanget, so wollte ich es noch gerne übertragen; da ich aber einstimmig, und ohne Widerrede von dem Kapitel durch den mächtigen Einflüß der Kommissairs gewählet worden bin, woran ich noch lange zu bezahlen habe, bis ich dieselben mit meinen gemachten Versprechungen befriedige, so fällt es mir unendlich bitter, von ungehorsamen Söhnen in meiner reichsabteilichen Laune gestöhret zu werden. Sie werden es selbst erfahren haben, daß man nach geendigter Wahl bald da, bald dort mit einer goldenen Uhr, mit Wildprät, Wein, oder mit etlichen Dutzend Dukaten seine Erkenntlichkeit bezeigen müsse, damit die Votanten die Stimme des heil. Geistes um so lieber erkennen und befolgen. Nun da ich in diesem Stücke kein Filz seyn will, so beehre ich meine Gönner nach Möglichkeit, ich lade sie zur Tafel, ich lasse dieselben mit meinen Pferden abholen, und ists gut Wetter, so fahre ich mit ihren Frauen oder Töchtern in meiner Berlinerchaise spazieren. Im ersten Augenblick meiner Regierung nahm ich es mir schon kräftigst vor, die Pflichten eines Reichsprälaten auf das Pünktlichste zu erfüllen. In dieser Absicht nahm ich einen neuen Kutscher mit einem großen Schnurrbart und einen munteren Jäger in meine Dienste; ferner ließ ich mir eine eigene Mundköchin aus Dün-

kelspiel bringen, in welcher Wahl ich so glücklich war, daß ich sie unter allen reichsprälatischen Mundkö- chinnen oben ansetze. Es würde mein Brief zu lange werden, wenn ich alle ihre Eigenschaften, ihre vortreflichen Talente im Kochen, und ihre ausneh- mende Geschicklichkeit im Bedienen niederschreiben wollte. Ich sage Ihnen nur kurz, daß ich so gut mit dieser Mundköchin zufrieden bin, daß ich ihren Jahrgehalt um hundert Thaler verbessert, und ihr noch eine besondere Zulage aus der reichsprälatischen Chatoulle angewiesen habe. Man kann hieraus leicht abnehmen, daß ich aus besonderer Hochschä- tzung guter Eigenschaften und Talente überall das Verdienst hervorziehe, und dasselbe belohne, um kei- ne Regentenpflicht zu versäumen, und um durch Be- lohnung des Verdienstes Aufklärung, Künste, und Wissenschaften fürstlich zu befördern.

Also zur Hauptsache. Ach, lieber Gott, ich empfinde wieder neuen Aerger, wenn ich meinen Verdruß niederschreibe: es wurde mir der empfind- lichste Streich gespielet. Ein Kupferstecher hat mich lebhaft gezeichnet, wie ich auf meinem sechsspänni- gen Wagen mit Jäger, Bedienten, und Vorreitern über die Felder in Gesellschaft eines Frauenzimmers spazierenfahre: in einer Allee geht eben der heil. Bernard zu Fuß daher, aus dessen Munde folgende Worte gegen mich gerichtet sind: unterthänigster Diener Euer Hochwürden und Gnaden Excellenz, Herr Reichsprälat. — Die Antwort aus meinem

Munde heißt: guten Morgen, Frater Bernard. — Ist dieser Schimpf nicht zum Todtärgern? Der ich allezeit mit größter Ehrerbietung und Andacht von unserem Erzvater und Ordensstifter, dem heil. Bernard, gesprochen habe. Und dennoch legt man mir zur Last, als hätte ich keine Hochschätzung gegen diesen heiligen Mann, und als wäre mir meine Mundköchin näher am Herzen, als der heilige Erzvater. So gehet es, wenn man seine Pflichten genau erfüllen will; überall ist man der Verläumdung preisgegeben, und ich erfahre das nämliche Schicksal, das dem heil. Bernard selbst begegnete, dessen Feinde mit großer Verachtung die Geschichte erzählten, als der heil. Vater aus der steinernen Brust die jungfräuliche Milch gesauget hatte. Meiner Mundköchin geschieht es um kein Haar besser, und, was das ärgste ist, so sind selbst die Ordenssöhne die ersten und gröbsten Verläumder. Wüßte ich nur, wer den teuflischen Kupferstich veranstaltet hatte, ich gäbe gerne hundert Dukaten für die Entdeckung. Ich bitte Sie, werthester Herr Kollega, mir diesfalls beizustehen, und den Urheber ausfindig machen zu helfen. Man muß ein Exempel statuiren, sonst ist kein Reichsprälat vor der entsetzlichen Verläumdung mehr sicher. Ich habe zwar schon einen Verdacht auf einen Religiosen; nur ein Bischen mehr Gründe brauche ich noch, so lasse ich ihn lebendig einmauern.

Wie sehr mich diese Beschimpfung schmerzet, das können Sie daraus abnehmen, weil es heut schon der vierte Tag ist, daß ich nicht mehr aus meiner Abtei gekommen bin. Als ich das erstemal den schändlichen Kupferstich erblickte, so fiel ich beinahe in eine Ohnmacht, und noch bin ich nicht bei Kräften. Ich müßte vor langer Weile sterben, wenn mich nicht meine Mundköchin wieder aufmunterte, welche mich Tag und Nacht nicht verläßt, und mein erstarrtes Blut mit Schokolade wieder aufwärmet. Ja, ich bin so schwach und kraftlos, daß ich drei volle Tage zu diesem Brief brauchte, um ihn recht ordentlich und in einem fließenden Style zu verfassen. Er ist zwar ein Bischen lang; aber ich schreibe gewöhnlich lange Briefe, weil ich mich an die Regeln des P. **Neumayers** halte, der in seiner Idea Rhetorices die Amplifikationsfigur gleich einem **Cicero** zu lehren gewußt hatte. Ich befolge immer dieses Buch, und es nutzet mir ungemein recht geschmackvolle Briefe zu schreiben. Freilich schreibe ich sehr wenige, etwa zween, oder drei im Jahre; aber wenn ich einmal ans Schreiben komme, so hat alles Händ und Füsse, und meine Aufsätze wurden noch überall mit großem Beifall gelesen. Ich bin im Ernste willens diese Briefkunst auch in meinem Klosterstudium einzuführen. Die neue Briefkunst gefällt mir gar nicht; sie ist zu kurz, und ohne Figuren.

Schließ-

Schließlich wiederhole ich also nochmals meine Bitte, und ich mache meine ernstliche Einladung auf einen vier Wochen langen Besuch. Ich schmeichle mir auch, daß mir mein Herr Kollega den Beistand leisten werde, um mein reichsabteilisches Ansehen, Würde, und Hoheit aufrecht zu erhalten, der ich alle mögliche Gewehrleistung entgegen versichere. Ich bin u. s. f.

19.

Der Reichsprälat von Salmonsweil an den Bernhardinerabt des Klosters Fürstenfeld.

Lieber Herr Prälat! Ich befinde mich jetzt schon im zwoten Monat in Paris, und ich lebe so vergnügt, daß ich wenig Lust mehr habe heimzukehren. Meinen ungehorsamen Ordenssöhnen zum Troz bleibe ich noch lange hier, und geniesse zu meiner Gesundheit ein bischen der Welteitelkeiten. Wollen Sie hieher reisen, so nehmen Sie ja so viel als möglich Geldes mit; denn die guten Stunden wollen theuer bezahlt werden. Wünschen Sie recht vergnügt zu leben, so rathe ich die Kutte auszuziehen, und als Abbe' zu erscheinen: dies hat gegen die heilige Ordensregel wenig zu bedeuten, indem die Mode hier den Vorzug hat. Ich weiß zwar wohl, daß Sie auf Ihrer Abtei kein so unum-

schränkter Monarch sind, als ich auf meiner gefreiten Reichsprälatur, wo man nach Belieben schalten kann, wie man will. Aber dafür will ich Ihnen einen guten Rath ertheilen: äußeren Sie ein heftiges Verlangen, aus frommen Andachtseifer die Fußtritte und Uiberbleibsel des heiligen Bernard in Clairveaux zu besuchen, und dahin zu wallfahrten; in welcher Rücksicht Sie kein Mensch von dem heiligen Vorhaben abhalten kann. Sind Sie einmal über die deutsche Gränze, alsdenn lassen Sie den Postillon nach Belieben blasen. Mundus vult decipi, ergo decipiatur, heißt das Sprüchwort, und mit diesem heiligen Spruch werden oft die Leichtgläubigen von ihren Krankheiten geheilet. *) Seyen Sie doch nicht engbrüstig; wenn Sie nach Paris kommen, so wird Ihnen der Probabilismus der Jesuiten gute Dienste thun. Hier lebt man ganz anders, als in dem steifen und mürrischen Deutschland: die Deutschen machen sich tausend Skrupel, tausend Zweifel, und tausend folternde Gewissensängstigkeiten, wozu der Pariser nur lachet, und eine schöne Pariserin ist im Stande drei Duzzend Todsünden mit einem einzigen Fächerhieb von der Stirne wegzuwischen.

*) Man lese des Hrn. Beckers deutsche Zeitung vom Jahre 1785. wo von einem Schaafhirten gemeldet wird, daß er in Obersachsen unter dem Titel eines Wunderdoktors das Landvolk mit den Worten: mundus vult decipi &c. die er etwa von einem Studenten erlernet hatte, von ihren Krankheiten heile.

Mein lieber Herr Ordenskollega! Sie werden sich verwundern, wenn Sie einmal hier sind, und mit den schönen Pariserinnen bekannt werden; diese schmeicheln wie die Syrenen, und man bringt sie nicht eher vom Halse, als bis sie einen zum Schlafen bewogen haben. Nichts weniger, als daß sie so scheu wären, wie die schwäbischen Mädchens, welche erröthen, oder gar davon laufen, sobald man sie anreden oder anrühren will. Doch sagen Sie hiervon ihren Ordenssöhnen nichts, sie würden nur lüstern gemacht, und auf irrige Gedanken geführt werden. Stellen Sie sich ja nicht pedantisch an, wenn Sie nach Paris kommen, man würde Sie nur auslachen: noch weniger behaupten Sie die Mirakel des heil. Erzvaters **Bernard**, daß er aus zwei Mariábildern, nämlich zu Kastellion und Speyer, die jungfräuliche Milch getrunken habe. Ganz Paris würde Ihrer spotten, und die Gassenjungens würden Sie öffentlich als einen deutschen Stockfisch ausrufen, welche Ehre wir den Herren Spaniern niemals rauben wollen. Die Franzosen kennen die Schwachheiten und Thorheiten der Heiligen weit besser, als die zwischen den Mauern eingesperrten Mönche. Der französische Rigorismus stehet hier nur in den Büchern geschrieben, und wer sich gerne von den rigorosen Beichtvätern will zum Besten halten lassen, gegen diesen hat weiter auch die Polizei nichts einzuwenden.

Sobald Sie hieher kommen, so müssen Sie sich anstellen, als wären Sie aus gelehrten Absichten gereiset, wie ich. Diese Miene ist sehr leicht anzunehmen: man kauft bei Lizitationen etliche Haufen Bücher, Kupferstiche, Naturalien, und wie das gelehrte Zeugs alles heißt, und diese schicken Sie gelegenheitlich nach Deutschland, wodurch Sie sich den Ruhm eines Gelehrten erwerben können. Ich habe schon ein paar Wagen voll dergleichen Dinge nach meinem Kloster geschickt, damit die Chorfraters etwas zu begucken haben. Auf diese Art gewinnt man sich ein gelehrtes Ansehen, und in Paris kann man vor etliche Dutzend Dukaten ganze Haufen gelehrtes Gezeugs haben. Ich bitte aber dieses geheim zu halten, denn es ist nicht nöthig, daß mans im Kloster wisse, ob die Bücher theuer oder wohlfeil zu stehen kommen. Meine Untergeordneten haben nur zu wissen, daß ich Geld brauche, und daß sie dafür sorgen sollten, daß ichs baar erhalte; die Verwendung aber hat Niemand zu wissen.

Bevor Sie reisen, müssen Sie sich im Kapitel einige gute Freunde machen; denn, unter uns im Vertrauen gesagt, die Klostergeistlichen sind immer schlaue Vögel: Sie könnten während Ihrer Abwesenheit der Prälatenstelle entsetzet werden, und würden Sie allen Pariser Schönen zum Gelächter werden. Mir wars beinahe bald eben so gegangen: zum guten Glück hatten mich ein paar Freunde von der geistlichen Unterminirung unterrichtet, und

da schob ich hurtig einen großen Riegel in die Quere. Ich kaufte die Bibliothek von der Maitresse **Pombardour**, wodurch ich Mittel bekam, die Posten meiner Ausgaben anzeigen, und mich in jedem Falle rechtfertigen zu können. Sie wissen doch, was eine Maitresse ist? oder sind Sie etwa gar so unschuldig, daß Sie die wahre Definizion derselben erst in Paris wollen kennen lernen? Ich wünsche es nicht; denn hier sind dergleichen Lehrstunden sehr theuer; dafür hat man aber die Ehre einem Kollegium privatissimum beizuwohnen, welches ganz allerliebst ist. Ich werde auch ein paar Lappen oder einen Schenkel unsers Ordensstifters zu kaufen trachten; denn hier sind dergleichen Sachen spottwohlfeil, und man hält mehr auf schöne Coeffuren, als auf alte Mäntel der Heiligen. Leben Sie also recht wohl; ich muß mich jetzt zur Oper anschicken, und alsdenn gehts nach der Redoute. Eben recht, eine Frage: lebt der Jesuit **Weitenauer** zu **Innsbruk** noch? Ich habe Bücher aus allerhand Sprachen gekauft, die ich nicht verstehe; ich werde jenen Mann zu mir bringen lassen, versteht sich, nach meiner Reichsabtei, damit er mir doch den Inhalt der Bücher wenigstens erkläre. Ich hatte freilich die Katze in der Tasche gekauft: aber das thut nichts; ich bin einmal Reichsprälat, und ich kann thun, was ich will. Leben Sie wohl.

20.

Der Jesuit Henriquez an Herrn Viandot, Kapellan zu Kastellion.

Hochgelahrter Herr Doktor! Machen Sie doch nicht gar so gräulich Lärm von Ihrer steinernen Maria, als wenn diese die einzige wäre, die im Stande ist, Milch zu geben. Wenn Sie sich in der heiligen Geschichte tiefer umsehen, und mit den Stein- Holz- und Leinenwand-Wundern näher bekannt machen wollen, so werden Sie mehrere dergleichen antreffen. Damit ich Sie vollends überzeuge, daß wir Jesuiten die gründliche Gelehrsamkeit aus allen Fächern inne haben, so will ich Ihnen nur ein kurzes Verzeichniß der Milchgebenden Mariechen entgegen setzen.

Neben der Maria von Kastellion hat auch die Maria von Speyer den heiligen Bernard an ihrer Brust trinken lassen. Ferner hat auch der heilige Bernard an der Maria zu **Clairveaux** gesäuget. Wo er also immer hinkam, so öffneten sich die Brüste von selbst, wie Brunnquellen beim Heere des Moses. — Es giebt aber mehrere Heilige und fromme Diener, denen die nämliche Gnade wiederfahren ist. Der heil. **Fulbert**, Bischof, hatte so große Schmerzen an der Zunge, daß er hätte sterben müssen, wenn ihm nicht ein ungemein schönes Mädchen (das außer Zweifel die Jungfrau Maria

gewesen) in der Nacht erschienen wäre, und ihm ihre schneeweisse Brust zum Trinken dargereichet hätte: worauf **Fulbert** augenblicklich genesen, und das Mädchen verschwunden ist. Ja das Mädchen, Maria nämlich, hatte dem frommen Bischofe so viel Milch aus ihrer Brust in den Mund gespritzet, daß dieselbe über seine Wangen herabfloß; worauf er sie mit einem Tuch wegtrocknete: und dieses Milchtuch wird noch am heutigen Tage in der bischöflichen Kirche zu Carnotia aufbewahret, und von dem Volk andächtigst verehret und geküßt. *) Der heil. **Joannes Chrysostomus** war bei der Jungfrau Maria so sehr beliebt, daß er schon als Knabe aus ihrer Brust zu trinken **) das seltsame Vergnügen genoß; wodurch sie ihn natürlicherweise so nahe an sich gewann, daß er künftig jede andere Brust würde ausgeschlagen haben. Ein gewisser Priester, dessen Namen der heil. **Petrus Damianus** im 6ten Buche, 29sten Briefe, zwar vergessen, aber die Geschichte getreulich aufgeschrieben hat, — (ein Fall, welchen man besonders bei den Geschichtschreibern der Mirakel sehr oft antrift,) dieser Priester nun wurde durch die Brust Mariä von einer todtgefährlichen Krankheit geheilet, weil diese ihm eben zur Zeit, als er dem Tode nahe war, nächtlicher Weile per Extra = Ordinari = Post erschien, und ihn mit ihrer Milch wieder in das Leben zurück=

*) Man lese zur Steuer der Wahrheit: Benedicti Gononi Chronicon Beatissimae Virgin. ab anno 1020.

**) Marraccius, Antistites Mariani cap. 9. §. 27.

stellte. Das nämliche geschah auch mit einem andern Priester, wie beim *Vincentius Bellovius* in speculo historiarum lib. 7. cap. 84. zu lesen ist, welcher Geschichtschreiber zufolge seiner frommen Amtsbrüder überhaupt ebenfalls so heimtückisch war, daß er den Namen nicht aufzeichnete. Dieser Priester also, den ich eben so wenig, wie Vincentius Bellovius, nennen kann, führte zwar keinen guten Lebenswandel; nur hatte er eine Gewohnheit an sich, die er von der Kindesmagd geerbet hatte, daß er nämlich niemals bei einer Kirche vorbeigieng, ohne zu sagen: **selig ist der Leib, der dich getragen hat, und selig sind die Brüste, die du gesäuget hast.** Es ist wirklich recht sonderbar, daß sich der Mann eben diese Worte zu seinem Schußgebete *) gewählet hat, und es läßt sich schließen, daß er ein besonderer Liebhaber der Brüste, und ein mächtiger Vertheidiger derselben gewesen sey. Da nun der Priester, dem der Geschichtschreiber keinen Namen gegeben, plötzlich todtkrank ward, indem er sich durch seinen unordentlichen Lebenswandel den venerischen Gift so sehr zugezogen, daß er Zähne, und Zahnkiefer verlor, so empfieng er gleichfalls die Gnade, Jungfernmilch zu trinken. In der stockfinstern Nacht erschien ihm Maria, und reichte ihm ihre Brust dar: worauf er also

*) Schußgebete, Stoßseufzer, Herzklopfer, u. s. f. werden von den Katholiken die kurzen Gebete genannt, wovon obiges ein Beispiel ist, weil sie eben so geschwinde, als ein Schuß, oder Stoß, oder Klopfer vom Munde wegschnurren.

gleich von seinen Geschwüren geheilet, und wieder frisch hergestellet ward. Diese Gnade erhielt er aber aus keiner andern Rücksicht, als weil er so oft obiges Schußgebetlein gesprochen hatte. — Arnoldus schreibt in auctuario SS. Belg. die octava Septembris de beato *Alano* de rupe ordin. Praed. daß der selige **Alanus**, wenn er betete, nur das Maul aufreissen durfte, so kam alsogleich Maria aus der Wolke daher, öfnete ihren Busen, und sprizte ihm die Jungfernmilch in den Mund. Das größte Wunder aber geschah mit dem heil. **Codratus**, *) der gleich, nachdem er geboren ward, seine Mutter verloren hatte, indem diese in den Kindesnöthen starb. Nun was thut nicht die Jungfrau Maria, wenn sie einen Knaben schon als Kind zärtlichst liebet? Maria ist zwar zu dem Codratus auf keiner Wolke herabgestiegen; es gieng dießmal das Wunderwerk umgekehrt zu. Denn Codratus wurde, sobald seine Mutter verschied, in die Luft erhoben, wo das Kind aus der Brust Mariä säugte, welche die Stelle der Mutter in der Luft vertreten hatte.

Sehen Sie also, Herr Doktor von Padua, dieses sind andere Wunder, weit erhabener, weit maulaufreissender, als die Ihrigen, welche nur fungi, oder Pfifferlinge gegen die eben erzählten zu nennen sind. Nehmen Sie mir diesen Ausdruck nicht übel; wir Jesuiten haben einen Artikel in un=

*) Masculus de s. Codrato mart. in Sinop.

serem Institute, daß wir nichts loben, was nicht aus unserer Feder fließt, und alles verachten, was andere Menschen thun; wozu Sie nur die Monita Secreta Patrum Societatis Iesu zu lesen belieben, wenn Sie anders einen ächten Abdruck, das doch viel sagen will, vor sich haben. Sie werden mir aber selbst eingestehen, daß ich Sie durch diesen Brief überzeuge, daß wir nach allen Ecken der Welt unseren Briefwechsel treiben, und nicht nur das wissen, was an den Höfen vorgehet, sondern daß uns sogar die Busenheimlichkeiten der Frauenzimmer nicht verborgen sind, wie Sie aus den jeben angeführten Geschichten gesehen haben. Nichts desto weniger aber respektire ich dennoch Dero gelehrtes Schreiben mit dem verbindlichsten Dank, und ich versichere Sie zugleich, daß ich die ganze Milchgeschichte in meine Mirakelsammlungen mit eben dem Vergnügen aufnehme, als ich mich um Dero wertheste Freundschaft und gelehrten Briefwechsel mit allem Eifer des Vertrauens bestrebe. Zu verwundern ist es allerdings, daß sich Maria mit ihrer Brust besonders gegen das männliche Geschlecht gewogen erzeiget; mir ist ein einziges Frauenzimmer, die Nonne **Maria Villana** aus dem Predigerorden bekannt, welche das Glück hatte, an der Brust der himmlischen Maria zu trinken. Wir Gottesgelehrte wissen keine andere Ursache dessen anzugeben, als diese, weil die Milchwunder bei dem weiblichen Geschlechte lange den Eindruck und die Erstaunung nicht bewirken, als bei dem männlichen. Denn so-

bald ein Mädchen über zwölf Jahre hinaustritt, so kann sie wenig Vergnügen an einem Dinge finden, das sie selbst mit sich herumträgt: bei den Mannsleuten aber werden alle Sinne bezaubert, wenn sie einen weissen Busen zu sehen, oder gar denselben zu befühlen bekommen. Eine Wahrheit, welche die Gottesgelehrten aus der Erfahrung bewiesen haben. Daher sind eben die obigen Milchwunder durch die Lobsprüche der Männer so allgemein in der Welt bekannt gemacht und angerühmt worden, wovon die Mädchens sicher würden geschwiegen haben, welche gerne von dem nicht öffentlich sprechen, was sie heimlich zu thun wünschen.

Dieses sind also die hauptsächlichsten Wunder, welche sich mit der Jungfermilch der Maria zugetragen haben: es sind aber nicht die einzigen, denn die Zahl aller jener frommen Priester und Mönche, welche eine besondere Zuneigung zu den jungfräulichen Brüsten tragen, ist unbeschreiblich. Ich hab Ihnen nur diejenigen genannt, welche sich nicht geschämt haben, öffentlich zu bekennen, daß sie sich den marianischen Jungferbusen haben öfnen lassen. Ueberdieß giebt es eine unzählige Menge keuscher Priester, unter welchen die Jesuiten die größte Zahl ausmachen, die nur heimlich, und so zu sagen, hinter dem Vorhange, an jungfräulichen Brüsten ihr himmlisches Vergnügen finden, und die viele tausendmale mit der sogenannten marianischen Milch sind gefüttert worden. Ich vertraue Ihnen aber

dieses nur als meinem besonderen Freunde an, indem ich nicht wünsche, daß die Mirakel, welche dießfalls mit den Jesuiten geschehen sind, bekannt werden sollen. Wir überlassen diese Ehre vielmehr andern Mönchen, z. B. den Dominikanern, Franziskanern, Karmeliten, Augustinern u. s. f. und wir begnügen uns allein mit der geringen Ehre, wenn man von uns vermuthet, daß wir unsere Weisheit vom Himmel oder wenigstens von den Engeln empfangen haben. Uibrigens danke ich für Dero werthesten Brief, und setze zugleich meine Bitte bei, mich von mehrern Wunderwerken, die sich in Ihrer Gegend über kurz oder lang ereigneten, Nachricht zu geben, und meine Mirakelsammlung dadurch zu bereichern. Nun noch eine zwote Bitte: wenn mein Werk die Presse verläßt, so spioniren Sie fleißig, was man dazu spricht. Vielleicht giebt es so verwegene Freigeister, welche über die Mirakel nur spotten und lachen. Diese zeigen Sie mir alsogleich namentlich an, mit Beisetzung des Karakters derselben, damit ich mich darnach zu richten weiß. Sie bauen sich dadurch hohe Stufen in den Himmel. Leben Sie wohl.

P. Henriquez,
der Gesellschaft Jesu
Priester.

21.

Der Exjesuit Gruber, Prediger zu Neuburg, an der Donau, an den Exjesuit Merz, Domprediger zu Augsburg.

Liebster Herr Kollega. Nun arbeite ich schon ein ganzes Jahr lang hier im Weinberge des Herrn, und der ausgestreute Samen meiner Predigten will dennoch nicht recht Frucht bringen. Die Betschwestern und Andachtsbrüder laufen mir freilich wie Pudelhunde nach; aber was helfen mir diese? Ich verzehre nur die Zeit mit denselben; denn das immerwährende Beichten und Gewinsel im Beichtstule nimmt kein Ende. Bei all meinem Eifer und Mühe ist dennoch nichts für unsern heiligen Jesuitenorden gethan: kein einziger Jüngling kömmt zu mir, der bereit wäre, das Gelübd der Keuschheit in meine Hände zu schwören. Als ich zu München an der St. Michaelshofkirche Prediger war, so hatte ich manche ansehnliche Herren und Frauen unter meinen Händen, welche sich ganz von mir leiten ließen, und sich nicht einmal getrauten ohne meiner Erlaubniß das Ehebett zu betreten, oder ohne meiner Einwilligung bei der Gattin zu schlafen. Solche Leute wären freilich noch eine mächtige Stütze des Jesuitenordens; denn, gesetzt auch, daß sie die Keuschheit nicht gänzlich halten können, so ist man doch versichert, daß sie als christliche Aeltern wenigstens ihre Kinder zum Gelübd der Keuschheit

zwingen. Und in diesem Stücke ist es ein göttliches Gesetz, daß die Kinder den Aeltern gehorsamen sollen, damit wenigstens von diesen dasjenige Gott geopfert werde, was jene muthwilligerweise im Feuer der irrdischen Liebe verbrannt haben. Ohne mich zu rühmen, so gestehe ich Ihnen, daß mir sogar eine der ersten Ministersfrauen wie ein Pudelhund nachgelaufen ist; dieser mußten nothwendig auch andere Frauen folgen, wenn sie durch die obige empfolen zu werden wünschten: und auf diese Art erhielt ich ein zahlreiches Auditorium vom adelichen Frauenzimmer. Dort gieng mir aber das Predigen nicht anders von Munde, als wäre ich vom heiligen Geiste beseelet; ich erhielt sogar den Ruhm, den Jesuit Schindler übertroffen zu haben, der das ganze Münchner Publikum auf seiner Seite hatte. Ja! dortmals soll sich wer unterstanden haben, über die Jesuiten zu schmälen: man hätte einen solchen Frevler des Landes verwiesen. Es ist doch wahr, daß ich ungemein bedauert worden bin; über dreihundert alte Weiber und lahme Jungfrauen standen um den Wagen herum, als ich die Stadt verlassen mußte; viele getrauten sich nicht, des öffentlichen Gespöttes halber, von mir mündlichen Abschied zu nehmen. Diese beurlaubten sich mit Abschiedsbillets, welche mit Thränen benetzet waren, und die, nachdem ich dieselben am Ofen getrocknet hatte, noch über vier ganze Pfunde wogen. Vier ganze Pfunde Abschiedsbillets! dieß war doch keine Kleinigkeit. Ich würde sie sicher auf zehn Pfunde

gebracht haben, wenn man mir eine Abschiedspredigt zu halten erlaubt hätte. Allein meine Feinde waren zu mächtig, und ich bitte täglich den heiligen Aloys, daß er noch im Himmel darüber Rache fodern möchte.

Ich kann jetzt freilich hier in Neuburg Bürger und Bauern den Tausenden noch anwerben; aber dergleichen Leute nützen einem Jesuiten wenig, sie gehören nur für den geistlichen Troß, oder die sogenannten Bettelpfaffen. Was mich gegenwärtig vor allen ärgert, das sind die verfluchten Schriften. Ich bekomme vor lauter Zorn die Auszehrung. Es vergehet keine Woche, wo nicht zwei oder noch mehr ärgerliche Piecen erscheinen. Und was das unausstehlichste ist, die meistenmale werden auch die Jesuiten in denselben mitgenommen. Ach! ich weine blutige Zähren, über den Schimpf, der unserem unschuldigen Orden so oft zugefüget wird. Hier giebt es so junge Regierungsräthe, Advokaten und Kanzelisten, welche die teuflischen Schriften so sehr verbreiten. Aber ich will sie zittern machen, die Aergernißgeber, und die Verbreiter der Verläumdungen. Morgen schreibe ich nach München an meine Freunde, daß sie die nämlich besessene Person, aus der schon einmal zu München während meiner Predigt der Teufel geschrien hatte, auf meine Kosten hieher schicken möchten, damit auch hier der Teufel mit seinem Gepolter die Verläumder unsers unschuldigen Ordens erschrecken möchte. Wenn die Menschenzungen nicht mehr im Stande sind, die Bö-

seiwichter zu bekehren, so muß man sich der Teufelszungen bedienen. Ich hoffe es mit der Gnade des heiligen Geistes so weit zu bringen, daß man an Teufel, Hexen und Zauberei eben so fest glaubet, als vor neunzig Jahren. Lebte nur unser P. **Gaßner** noch, es wäre mir nicht bange, alle Leute zu Narren zu machen.

Lassen Sie, Herr Kollega, doch auch einmal in Ihren Kontroverspredigten den Teufel brüllen; und wenn Sie keinen haben, so schicke ich Ihnen den meinigen. Sie dürfen schon etwas mehr wagen, da Sie so viele Rathsherren auf Ihrer Seite haben, als ich. In Wahrheit, das liebe Augsburg ist eine recht heilige Stadt; das zweite Rom. Wäre ich an Ihrer Stelle, so müßte mir ein Rathsherr heilig gesprochen werden.

Jetzt fällt mir erst die Ursache bei, warum ich hauptsächlich an Sie schreibe. Vergeben Sie mir diese Unordnung: bei Männern von wichtigen Geschäften geht es nicht anders. Ich erfahre sehr oft das nämliche auch in meinen Predigten; daher kömmt es, daß ich nie abbrechen kann, weil mir erst zuletzt die Hauptsache einfällt, welche ich im Anfange hatte vorbringen wollen. Ich habe einige mit vieler Kunst und Fleiß ausgearbeitete Predigten: ich möchte dieselben gerne unter dem fürchterlichen Titel: **Die unter dem Vorsitz der heil. Dreifaltigkeit und in**

Gegenwart der himmlischen Heerschaaren auf öffentlichem Kanzelgerüste zur Hölle verurtheilten Freigeister. Religionsspötter, und Brochuristen, samt deren vermaledeiten Anhang der Buchdrucker, Buchhändler, und Kupferstecher — — — im öffentlichen Druck herausgeben. Dieses Werk war ich zuerst in Nürnberg drucken zu lassen Willens, damit es im Auslande mehr bekannt würde: ich fand aber keinen Verleger in derselben Stadt, die ganz vom Lutherthume angestecket ist, und die ohne Zweifel zur Strafe, weil dort die gottlose, erzketzerische gelehrte Zeitung herauskömmt, in wenig Monaten wie Sodoma zu Grunde gehen wird. Die Verfasser dieser Zeitung sind keine andern, als jene verworfene Menschen, welche vermöge der päbstlichen Bullen vom ewigen Erbtheile ausgeschlossen sind. Und sie verdienen es auch; denn es ist zum Todtärgern, wie sie gegen unseren gelehrten und unschuldigen Orden ihre Feder spitzen. Ich habe diese Zeitung in sechs Fastenpredigten nach einander verdammet. Wüßte ich nur mit der deutschen Sprache besser umzuspringen, ich hätte sie schon längst widerlegt: denn sie machet unserem Orden einen gräulichen Schaden, weil sie von den Katholiken so häufig gelesen wird. Am besten wäre es, wenn wir Jesuiten ebenfalls eine gelehrte Zeitung herausgeben würden: ich bin gleich dabei, nur mangelt mir die Rechtschreibung, die griechische und hebräische Sprache, welchen Mangel

etwa ein Hr. Professor aus **Dillingen** ersetzen könnte. Es müßte aber beschlossen werden, kein anderes Buch zu loben, als nur solche, welche von Jesuiten geschrieben worden, oder die dem Jesuitismus vortheilhaft sind. Auf diese Art würden wir die Nürnberger, und Berlinerbibliothek zu Schanden schreiben. Der heil. Geist, der keinen Jesuiten verläßt, würde uns schon beistehen. Vorher wünschte ich aber meine Predigten unter obigem Titel zum Druck zu befördern. Würden diese nicht etwa **Wolf** oder **Riegers Erben** annehmen wollen? In diesen Handlungen werden ohnehin die besten Predigerwerke verlegt, und das meinige würde gewiß einen grossen Absatz machen. Ich überlasse es Ihnen den Verlag zu besorgen, und wenn meine Arbeit in ihrem Kontroversprediger Verlag herauskömmt, so wird es mich ungemein vergnügen. Um den guten Absatz stehe ich bürge: ich darf nur an die Bücherverbreiter unseres Ordens, z. B. an P. **Goldhagen** in Mainz, an P. **Schönberg** in München, an P. **Hell** in Wien schreiben, so wird das Werk ausserordentlich verbreitet. Ich sehne mich dießfalls nach einer gütigsten Antwort. Sobald dieses Geschäft besorget ist, so wünsche ich wegen dem Vorhaben der gelehrten Zeitung einen ausführlichern Briefwechsel zu führen. Hochdeutsch dürfte diese nicht geschrieben werden; denn die Freunde des Jesuitenordens hassen die hochdeutsche Sprache vom ganzen Herzen, wie Sie es selbst wissen. Die ansehnlichsten Herren und Damen würden sich

diese Zeitung beilegen, und wir könnten uns beim Adel sowohl als bei der Bürgerschaft, und besonders bei der andächtigen und Gerechtigkeit liebenden Kaufmannschaft in großes Ansehen setzen. Ich erwarte Ihre baldige Entschlüssung.

Leben Sie also recht wohl, und empfehlen Sie mich bei jenen Rathsherren, welchen die Aufrechthaltung unseres Ordens noch am Herzen liegt. Ich bin mit Hochachtung u. s. f.

22.

Herr Generalvikar Lehenbauer in Aichstädt, an den Jesuit Zakkaria in Rom.

Hochwürdige Exzellenz! Es ist mir unbewußt, daß Ew. Hochwürden mit den Riesenarbeiten zur Verbreitung der alleine seligmachenden römischen Religion Tag und Nacht beschäftiget sind: dennoch wage ich es, die erhabenen und geheiligten Arbeiten Ew. Hochwürden mit meinem Schreiben zu unterbrechen. Ich hoffe, daß Sie dießfalls um so weniger auf mich ungnädig seyn werden, als ich mir ebenfalls die Verbreitung der alleine seligmachenden Religion im höchsten Grade angelegen seyn lasse. Ich schwatzte oft halbe Nächte darüber, und ich studire mit solcher Anspannung meiner Kräfte,

daß ich mir sehr oft den Koffee von meiner Jungfer Köchin ins Bett bringen lasse.

Aber welchen Undank tragen wir Gelehrte von unseren Kopfarbeiten davon! Meine Feinde haben in der ganzen Stadt einen Verdacht verbreitet, als ließ ich mir aus anderen Absichten den Koffee von der Köchin ins Bett bringen. Und die Engel im Himmel könnten es bezeugen, daß ich einen ganzen Tisch voll Kanonisten und Theologen vor meiner Bettlade stehen habe, welche ich alle Morgen, bevor ich aufstehe, im Bette durchblättere. Theuerste, Hochwürdige Exzellenz! Die Verleumdung meiner Feinde geht so weit, daß sie mich schon mehrmalen in öffentlichen Druckschriften beschimpften, und meinen frommen Lebenswandel vor dem deutschen Publikum verdächtig machten. Aber ich kan die bösen Lügner mit Dokumenten und Zeugnissen überführen, indem ich noch alle Attestaten in den Händen habe, welche ich als Jesuitenstudent alljährlich von meinem Reverendus Magister empfangen hatte. Es stehet in denselben ausdrücklich geschrieben, quod mores aloysianos omni pietate et laude plenos praefetulerit. (Daß ich die frömmsten, und lobwürdigsten Sitten, gleich dem heil. Aloysius, habe). Dieses rühmliche Zeugniß gaben mir fünf Lehrmeister, deren Treue und Glauben zur selbigen Zeit keine Seele bezweifelte, ohngeachtet die Lehrmeister nur junge Jesuiten waren, deren noch keiner, wie

es dortmals üblich war, 20 Jahre alt gewesen ist.

Allein wenn ich schon diese unumstößlichen Zeugnisse abdrucken lasse, so glaubt mir bey den heutigen verdorbenen Zeiten kein Mensch mehr; und in Deutschland ist ein solches Sittenverderbniß, daß man gegen alles spottet, was immer die Jesuiten vormals rühmliches und dem päbstlichen Stuhle ersprießliches gethan haben. Ich habe jetzt auf neue Mittel gedacht, meinen geraubten Ruhm wieder herzustellen: ich bin nämlich Willens meinen heiligen Eifer mit aller Stärke blicken zu lassen. Zu diesem Ende bitte ich Ew. Hochwürden Exzellenz mir bey der heiligen Kongregazio de Propaganda einen Partikel des jüngst selig verstorbenen Dieners Laber zu bewirken. Ich will gerne die Taxen und Unkosten bezahlen, was sie immer kosten mögen, wenn ich nur einen recht grossen Partikel empfange, damit ich denselben dem Volke zeigen, und zum küssen darreichen könne. Leider werden die Uiberbleibsel dieses seligen Mannes sehr kostbar und selten seyn, weil er nur ein Bettler war, und folglich wenig Effekten wird hinterlassen haben. Ich versichere aber, daß ich damit zufrieden bin, wenn es nur ein alter Mantel, oder ein zerlumpter Wamms ist, sollten auch noch die, salva Venia, Läuse auf demselben herumkriechen. Man erweiset ja ohnehin den alten Mänteln, Pantoffeln, Schlafmützen, und Schlafsesseln der Heiligen überall die gebührende Eh-

re, und ich habe schon Maria-Haar-Kapellen gesehen, wo die frommen Christen vor dem heiligen Haare ihre Andacht verrichteten. Wenn ich den Mantel oder Wammes sammt den Läusen empfange, so halte ich es für eine sehr grosse Gnade; denn ich denke, die Läuse tragen noch das Blut mit sich, welches dieselben aus dem heiligen Körper des göttlichen Dieners gesauget haben. Daher kann ich mich, Troz aller Religionsspötter, vor dem ganzen Publikum rühmen, daß ich nicht nur allein die heiligen Lumpen, sondern sogar das Blut in der Gestalt der Läuse des seligen Dieners **Laber** besitze. Dieses halte ich für ein besonderes Mittel unsere erzkatholische Religion wieder aufrecht zu erhalten: denn ich zweifle gar nicht, daß die heiligen Uiberbleibsel kaum eine Woche lang auf dem Altare stehen werden, ohne einige Mirakel zu wirken. Alsdenn werde ich die Erzspötter den Hrn. **Schlözer**, und den **Deutschen Zuschauer** beschämen, welche sich sogar erfrechten (keuschen Ohren sey dieß anvertraut) den seligen Laber einen Taugenichts und müßigen Lumpen zu nennen.

Ach! Himmel, welche Verdorbenheit unserer Sitten! Wüßte der heil. Vater Pabst alle die verführerischen und ketzerischen Schriften, welche ohne Scheu tagtäglich in Deutschland erscheinen, so würde das himmlische Geschäft der Exkommunikation so groß werden, daß der heil. Vater kaum Zeit gewinnen würde, die Schokolade in päbstlicher Laune zu trinken. Dieses Nichtwissen befördert freilich die

Ruhe ungemein; bedenket man aber den Schaden, welcher dem heiligen Stuhle dadurch zuwächst, so muß man blutige Zähren vergiessen. Ich hätte einen Vorschlag, wodurch die uralten Herkommens erbrechtlich päbstliche Ruhe nicht im geringsten gestöret, und nebenbei die drohende Gefahr der eingreifenden Ketzerei abgelehnet würde. Mein Vorschlag wäre dieser: hier in Deutschland einen Assessor bei der Kongregazio Indicis aufzustellen, dessen Geschäft es wäre, alle halbe Jahre einen Kathalog jener verdammlichen Bücher nach Rom zu schicken, die der heil. Vater gelegenheitlich, z. B. vor Schlaffengehen, wenn er eben die Limonade ausschlürfet, mit einem Male, oder per Bausch exkommuniziren könnte. Käme nun alle halbe Jahre so ein Kathalog der excommunicirten Bücher mit dem **Fischerring** gestempelt an die Bischöfe nach Deutschland, und würde alsdenn über diese Bücher aus allen Kräften geprediget, o! dieß würde die herrlichste Wirkung hervorbringen. — Ohnmaßgeblich zu sprechen, so ist ohnehin der römische Hof weit zu nachgiebig gegen die deutschen Bischöfe; indem sich einige unter diesen sogar das Ansehen geben wollen, als hätten sie den römischen Hof wenig zu achten. Ja, das sind böse Zeiten, da man den heil. Vater nicht mehr als infallibel erkennen will. Um auf das vorige zu kommen, so erbiethe ich mich, die Stelle eines Assessors bei der heil. Kongregazion zu übernehmen; und wenn ich dazu Hoffnung haben sollte, sogleich An-

tizipando einige Dukaten voraus für die gebührende Taxe zu erlegen.

Wenn mir nun Ew. Hochwürden Exzellenz dieses alles zuwege bringen, so stehe ich mit Leib und Seele dafür bürge, daß Eichstädt der erste Ort in Deutschland seyn werde, wo die päbstlichen Hoheitsrechte über die christlichen Schaafe wieder aufblühen werden. An gelehrten Männern fehlet es hier nicht, es ist weit und breit bekannt, daß unser Ort das wahre Jesuiten-Nest genannt werde. Freylich wird dieses nur spottweise gesagt; aber selig diejenigen, welche ihres Glaubens wegen verspottet werden, und ich bin stolz darauf, von Jesuiten erzogen, unter denselben zu leben, und von Jesuiten gegängelt zu werden. Hätte ich diese nicht stets um mich herum, ich wüßte mir sehr oft als General-Vikar nicht zu helfen: aber so befolge ich immer ihren Rath, und ich finde mein Gewissen dabei so ruhig, wie die Wölfe das ihrige, wenn sie in einer Höhle beysammen stecken.

Bei dieser Gelegenheit hab ich noch eine Anfrage zu thun; ob es denn gar nicht möglich wäre, den verstorbenen Jesuit Gaßner unter die Zahl der Heiligen hineinzubringen? Dieß würde dem Jesuitenorden einen grossen Vorschub zu ihrer Wiederauflebung geben: und der selige Gaßner hat doch weit mehr Wunder gethan, als der selige Laber. Jezt wären noch viele hundert Augenzeugen im Le-

hen, und ich kenne Schneider, Strumpfwirker, Leinenweber, Schreiner, Schlosser, Schuheflicker, Bierbrauer u. s. f. dem Dutzend nach, welche alle bereit wären, die Wunder des seligen Gaßner mit einem Eide zu bekräftigen. Mir wäre sehr leid, wenn dieser Wundersmann in die Vergessenheit gerathen sollte; ob ihn schon die Mitglieder der baierschen Akademie als einen Narren, Schwärmer, Phantasten, oder gar Betrüger erkläret haben. Das sonst mit so vielen Ordensgeistlichen besezte Baiern hat sich wahrlich an dem Diener Gottes vergriffen: für welchen Frevel aber bald darauf die göttliche Strafruthe erfolgte, da ein naher Krieg das ganze Land mit dem Untergang bedrohete. So geht es, wenn man der Heiligen spottet. Den Spöttern des heil. **Walburgis-Oels** wird gewiß das nämliche widerfahren. Allein unser einer muß den Schaden zugleich empfinden; denn was nützen die Groschen-Opfer der Bauern und armen Bürger, wenn die Dukaten-Opfer der Grafen und Baronen ausbleiben? Das ganze Vertrauen auf dieses heilige Oel ist verschwunden, und so kan es natürlicher Weise keine Wirkung mehr thun. Es giebt sogar Weltpriester, welche die hohen Wunderwerke dieses heil. Oeles nicht erkennen wollen: aber sobald ich es erfahre, daß einer desselben spottet, der erhält in Ewigkeit weder Pfarre noch Pfründe. Ich lasse fleißig durch geheime Ausspäher nach diesen Vögeln lauern, und wenn ich je einen erhasche, den schreibe ich in das schwarze Buch, und der bekömmt

keine Gnade mehr, sollte er auch auf freiem Felde erhungern. Die Herren Jesuiten erweisen mir dießfalls sehr gute Dienste; man muß diesen wirklich die Ehre lassen, daß sich Niemand sogut auf das geheime Ausspioniren verstehet, als sie.

Leider, liegt unsere Diözes so nahe am Lutherthum; dadurch erschnappen die jungen Geistlichen allerhand ketzerische Bücher. Ich sorge freilich dagegen, so viel mir möglich ist: ich durchlese fleißig ihre Bittschriften, und so ich nur die geringste Spur der neuen deutschen Rechtschreibung und des lutherischen Styls, den man hier die schöne Schreibart nennet, erblicke, derselbige bleibt abgewiesen, er mag um was immer für eine Sache bitten. Ja die Verdorbenheit der Sitten ist schon so weit gekommen, daß man sogar das lutherische Deutsche nicht nur allein schreibt, sondern auch spricht. Da kömmt oft so ein neugebackener Student daher, und will sich mir nach der neuesten Komplimentirungs-Methode empfehlen: aber ich betrachte ihn nur von unten, auf welche Art er seine Krazfüsse macht, und hieraus erkenne ichs in einem Hui, daß er öfter getanzet, oder wenigst bey den Freygeistern in Gesellschaft gewesen. Dann spricht er empfehlen anstatt befilchen, ja anstatt jo, sind anstatt seynd, Lehrer anstatt Schulmeister, Sonnabend anstatt Samstag, Dienstag anstatt Erchtag, behagen, entsprechen, genesen, und hundert dergleichen verdammte lutherische Wörter, woraus ich

genug abnehmen kann, daß der Kerl nur deutsche Bücher gelesen hat: mit dergleichen Burschen bin ich kurz weg; ich promovire keinen zur Weihe, und ich gebe ihnen dafür den wohlmeinenden väterlichen Rath, so bald als möglich — preußische Soldaten zu werden. Ist nicht Schade um die Taugenichts, und ich baue mir dadurch neue Stuffen nach dem Himmelreich.

Lieber Gott! wie vieles hätte ich noch zu schreiben, wenn ich alle Beweise anführen wollte, wie nahe mir das Seelenheil meiner Nebenmenschen am Herzen liegt. Aber ich kan nicht mehr; ich habe chon den ganzen Tag mit diesem Briefe zugebracht, und jetzt eben, da es zehn Uhr schlägt, bringt mir die Köchin die Mandelmilch zum Schlaftrunk. Nun wiederhole ich nochmal meine unterthänigste Bitte, die heilige Reliquie des alten Wammes samt den Läusen bei dem heiligen apostolischen Stuhle für mich zu bewirken: weil ich dieses als das einzige Mittel ansehe, die verfluchten Freigeister zu demüthigen, zu beschämen, und zu Schanden zu richten, welches mein einziger Wunsch ist. Ach! mit welchen fröhlichen Augen sehe ich dem Auftritt entgegen, wenn die heiligen Reliquien sich den Gränzen unserer Stadt nähern werden. Alle Glocken müssen geläutet werden, und ich selbst bin bereit samt der ganzen Priesterschaft mit Kreuz und Fahnen das Heiligthum in unsere Stadt begleiten zu helfen. An Triumph-Pforten, Sinnbildern, und Erleuch-

tungen soll es nicht gebrechen, wenn ich anders versichert bin, woran ich zwar als ein römisch-katholisches Pflegekind gar nicht zweifle, daß einige Mirakel erfolgen werden, welche die Opfer der Rechtgläubigen nach sich ziehen, und wieder dasjenige ersetzen, was durch die Fahrläßigkeit des Walburgis-Oels verlohren gieng. In dessen Hofnung u. s. f.

Johann Martin Lehenbauer,
Hochfürstl. Bischöfl. Eichstädtscher geistl. Rath. und Vikarius Generalis.

23.

Michael Schwikhart, Domprediger zu Wien, an Thomas Aquinas Jost, Dominikaner-Prior zu Landshut in Baiern.

Hochwürdiger Freund! Ich habe eine erstaunliche Neuigkeit von meinen Beichtkindern vernommen; nämlich, daß der leidige Antichrist wirklich gebohren sey, und zwar in einer baierschen Stadt. Hilf Himmel, wie wird es mit unserer römischen Kirche stehen. Erkundigen Sie sich doch nach dem Geburtsorte des neuen Satans. Alles, was man hier erzählet, trift überein. Die Mutter, heißt es, nähre sich mit Kartenaufschlagen in Baiern, und sey eine vor Jahren aus dem salzburgischen Binzgau

verwiesene Wahrsagerin: der Vater, setzet man hinzu, sey ein Freimäurer, welche Rotte schon lange Zeit in Baiern rumoret. Ach! hätten Sie ihr Vorhaben **die Inquisition in Baiern einzuführen** — durchgesetzet! Welche herrliche Dienste würde Ihr Vorschlag dem römischen Stuhle geleistet haben: wäre Ihre Absicht gelungen, so wären schon längst alle Freimäurer, Schönschreiber, Belletristen und Aufklärer auf dem heiligen Scheiterhaufen verbrannt, und mit diesen wäre zugleich der Vater des Saamens des Antichrists zur Hölle gestürzet worden. Was nützet die gegenwärtig von den Jesuiten angesponnene Verfolgung der Freimäurer, wenn man sie nicht verbrennet? — Nicht ohne Ursache wurde Ihr **Vorschlag die Inquisition in Baiern einzuführen** — von einem grundgelehrten, und erztheologischen Konsistorialrathe von **Freising** zum Imprimatur promovirt: weil nämlich jener altkasuistische, und superkluge Theolog durch göttliche Erleuchtung schon vorgesehen hat, daß die Inquisition noch das einzige Mittel wäre, die einreissende Ketzerei aus Baiern auszurotten.

Wahrlich ewig Schade, daß dieses menschenbeglückende Projekt nicht zu Stande gekommen ist. Wie viele ketzerische Familien wären jetzt nicht mehr! wie viele freigeisterische Kinder wären im Mutterleibe auf dem Scheiterhaufen erstickt worden! wie viele tausend Bücher hätte man zur Asche brennen können. Der unselige **Zaupser**, und alle baieri-

schen Schriftsteller, welche gegen die Inquisition geschrieben haben, werden es in jener Welt tief in der Hölle verantworten müssen, daß sie so viele te Deum laudamus, so viele geistliche Hochämter, und so viele heilige Zeremonien und Gebete verhindert haben, die man bei einem Auto da Fe' zum Thron des Allmächtigen vorzuschicken pfleget. Ach! alle diese te Deum mit Trompeten und Pauken sind zu Wasser geworden: welcher Verlust für die römische Kirche! Um diesen einigermaßen wieder zu ersetzen, so rathe ich Ihnen mit Ihrer gelehrten Schrift nochmal einen Versuch zu wagen; vielleicht könnten Sie in der jetzigen Epoche dasjenige bewirken, was Ihnen in der vorigen mißlungen hatte. Und so könnten Sie dennoch mit göttlicher Gnade den Antichrist in der Wiege noch erwürgen. Aber behutsam müßten Sie die Sache anstellen, sich an die gehörigen Orte, z. B. an den Beichtvater und dessen großen Anhang zu wenden wissen; Sie müßten sich allenfalls hinter einige Prediger, hinter einige Röcke, und wären es auch Reifröcke, stecken: und auf diese Art Ihr himmlisches Vorhaben allgemach zur Reife befördern. Was mich betrift, so soll es Ihnen an Empfehlungsschreiben nicht gebrechen: denn ich habe in manchen Häusern einen großen und wichtigen Einfluß. Indessen werde ich thun, so viel ich kann, und meine Predigten sollen die Vorläufer zur Verfolgung des Antichrists werden. An Schimpfen und Schmählen gebricht es mir gewiß nicht,

und wenn ich schon hoher Orten verklagt werde, so habe ich doch wieder mächtige Vertheidiger.

Leider kann ich es bei all meiner Kanzelbemühung, ich mag schreien, wie ich will, zu keiner Bewegung bringen. Ich bin Willens künftig weit mehr in der lateinischen, als in der deutschen Sprache zu predigen, weil jene weit mehr Herzen rührt als diese, obschon die Zuhörer kein Latein verstehen. Dieses gründe ich auf die Erfahrung, welche der selige **Joannes Capistranus**, aus dem Franziskanerorden selbst zu Wien gemacht hat. Er war sichtbar mit dem heiligen Geist versehen, den er vom heiligen Franz von Assis als ein Present empfing, als eben dieser Ordensstifter in der Kirche zu Assis von demselben entbunden ward. *) Dieser Joannes Capistranus ward eigends vom Kaiser **Friedrich** nach Wien berufen, um die freigeisterischen Wiener nach Herzenslust von der Kanzel herab zu lästern, allwo er im Junius 1451. auch glücklich ankam. Aber da gabs noch fromme Leute in Wien; viele tausend Personen giengen ihm entgegen, und verherrlichten seinen Einzug. Wie der selige Mann mit dem Cruzifix in der Hand in seiner Franziskanerkutte so dahertrabte, „da fiel nie-

*) Ioannes Capistranus Assisium abiit, sanctissimae Virginis opem eo loco imploraturus, in quo ipsius Institutor Franciscus eiusdem Deiparae meritis concepit, ac peperit Spiritum evangelicae Veritatis. Dieses ist der buchstäbliche und unverfälschte Auszug des Textes. Man lese darüber die Annalen der Franziskaner auf das Jahr 1451.

der viel Volks auf die Knie, schlugen ihre Hände gen Himmel vor Freuden, und lobten Gott, und bemühten sich zu sehen, zu verehren, und anzurühren den Wundersmann, denn er war ein Abgesandter Gottes. Wie er dann auch von allen Doktoren, Professoren, Studenten, und von der ganzen Universität empfangen ward aufs feierlichste. So ward er auch empfangen zu Wienerisch Neustadt vom Kaiser, und dem jungen hungarisch-böhmischen König Ladislaus, auch von hohen Ministern und allem Volk mit größter Ehrbezeigung." *)

Die heutigen Wiener kommen mit ihren andächtigen Voraltern in keine Vergleichung mehr: diese sind himmelweit von jenen unterschieden. Ich mag jetzt täglich in meinen schwarzen Mantel eingehüllet das Brevier unterm Arme, und das Kruzifix im Busen spatzieren gehen, keine Seele fällt vor mir auf die Knie. Das wäre freilich was anders, wenn mir der Kaiser im Augarten selbst entgegen gieng; dieß würde unter dem Publikum Aufsehen machen. Aber von diesem will ich nichts melden; wenn sich nur die übrigen gegen einen Prediger betrügen, wie sichs gehörte. Niemand neiget sich vor mir; niemand bemühet sich mich zu sehen, oder zu verehren, und unter den tausend Damen, und tausend Frauenzimmern ist nicht eine, welche die himmlische

*) Seite 587. und 589. Alt- und neues Wien, erster Theil, von P. Math. Fuhrmann, in 18. Wien bei Ignaz Heninger 1738. und Linz bei Joh Prasser.

lische Lust anwandelte, mich — anzurühren. O! Verdorbenheit der Sitten! da hüpfen die unverschämten Mädchens vor meiner Nase vorbei, ohne mich anzusehen, und schmiegen sich um die Lenden ihrer Buhler. Wer sollte nun Frucht schöpfen, wenn man so gering geschätzet wird? Ich wünsche, daß Ihnen die dicken Bierbräuerinnen in Landshut mehr Ehrerbietigkeit bezeigen, als mir, oder — es geht der ganze römische Glauben kaput.

Käme jetzt der selige Johann Capistranus nach Wien, er würde blutige Zähren weinen. Aber dortmals, vor mehr als dreihundert Jahren war ein anderer Glaube, eine bessere Religion in dieser Stadt. Jetzt wird man verspottet, wenn unser einer nicht nach der lutherisch-hochdeutschen Schreibart prediget. Allein Joh. Capistran wußte gar kein deutsches Wort zu sprechen: er verstand nur die lateinische und italiänische Sprache allein, weil er ein geborner Italiäner und Bußprediger zu Venedig war. Dessen ohngeachtet hörten ihn die Wiener mit gierigster Aufmerksamkeit predigen, und der Zulauf des Volkes war so groß, daß bei seiner zwoten Predigt die Stephanskirche das Volk nicht mehr fassen konnte, und der Selige genöthiget war, auf dem Kirchhofe der Stephanskirche zu predigen. Sie werden sich etwa verwundern, wie dieß Ding zuging. Doch — mit einem guten Volk läßt sich alles machen. Der Bußprediger bestieg das Kan-

zelgerüst, und mit diesem sein Dolmetsch: beide stan-
den auf der Kanzel, und das, was Joh. Capistran
in lateinischer Sprache vortrug, das erklärte der
Dolmetsch dem Volke augenblicklich in deutscher
Sprache. Es stunden also Original und Uiberse-
tzung auf einem und dem nämlichen Fleck beisam-
men, so daß es eine Herzenslust gewesen seyn mag,
den Lateiner und den Deutschen mit einander spie-
len zu sehen. *) Alle Bewegungen, Krümmungen
und Gebärden des Joh. Capistran wurden von dem
zur Seite stehenden Dolmetsch nachgeäffet: verdreh-
te jener die Augen in lateinischer Sprache, alsogleich
verdrehte auch dieser die seinigen in der deutschen:
seufzte jener, so seufzte auch dieser, und heulte der
Italiäner, so war der Dolmetsch das Echo dieses
Geheules. Es war freilich ein nie gehörter Einfall,
auf diese ganz sonderbare Art zu predigen: allein
was erfindet der Italiäner nicht, woran die Deut-
schen ihr Wohlgefallen bezeigen? Die Wiener lie-
ben ohnehin die Neuigkeiten ungemein, und die
nämliche Predigt zugleich in zwei Sprachen zu ver-
nehmen, das war Ihnen allerliebst. Obschon die-
ses Spektakel, wie mein zuverläßiger Geschichtschrei-
ber des **alten und neuen Wiens** versichert, je-
desmal über drei Stunden dauerte, weil die näm-
liche Predigt mit Pausen und Grimassen zweimal
gesprochen wurde, so wurde das Volk dennoch des

*) Man lese Alt- und Neues Wien von Fuhrmann, Prie-
ster des Eremitenordens, cum licentia et privilegio S.
Caes. Maj. — Seite 590.

Zuhörens nicht müde: welches ein handgreiflicher Beweis von der Frömmigkeit und Andacht jener Zeiten ist. Wie geht es aber heut zu Tage? Man erscheinet nur aus Neugierde, und aus keinem Bekehrungseifer: und ich erinnere mich nicht bei all meinem Heisergeschrei nur eine Seele bekehret zu haben. Wenn ich erst drei Stunden lang, wie Johann Capistran, auf der Kanzel zubrächte, so würden jetzt gewiß alle Zuhörer davon laufen, und kaum einige Mütterleins und Pudelhunde mehr bleiben.

Wenn ich mir so alles vorstelle, und die Zeiten mit einander vergleiche, so scheinet es mir nicht anders, als wenn das Glaubenslicht auf dem ganzen deutschen Boden erloschen wäre. Denken Sie sichs nur, „Joh. Capistranus hat sogar die ganze hohe Schule zu Wien in seine Andacht gezogen; dahero viele Doktoren, Magisters, Baccalaurei, edle und tapfere Studenten sich resolviret, die Welt zu verlassen, und in den Orden St. Franziskus zu treten.“ *) Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich darüber nachdenke: nicht ein Student will jetzt ein Franziskaner werden. Ich mag kein Pfaffe seyn, sagen sie laut und ungescheut; ich folge der Stimme der göttlichen Natur, setzen sie hinzu, und nehme mir ein Weibchen. O Keuschheit! o Cölibat! du bist bei diesen boshaften Zeiten für ewig

*) Ebendaselbst, Seite 592.

verloren: alles heurathet und opfert dem Teufel: Mädchens und Jünglinge fliehen den geistlichen Stand, wie die Handwerksbursche das Zuchthaus. Man dürfte jetzt tausend Jahre in Wien leben, so würde kein einziger Professor den Franziskanerhabit anziehen: ein jeder nimmt sich ein Weib, als wenn an diesen stinkenden Pfützen, wie sie ein gewisser Pabst zu nennen beliebte, alle Glückseligkeit gelegen wäre. Im Gegentheile waren aber die Professoren jener Zeit ganz andere Männer: hochgelehrt und berühmt in ganz Europa, wie es ihre hinterlassenen vortreflichen Schriften augenscheinlich beweisen. Zu selber Zeit hatte man die päbstlichen Rechte zu Wien mit solcher Hitze vertheidiget, daß die Kanonisten in Rom Jahre lang für ihre einträglichen Besoldungen schlafen und gähnen durften. Es waren auch die Sitten ganz anders: „viele gelehrte, **adeliche** und **reiche** Jünglinge hatten sich dortmals zu Wien von der Welt beurlaubt, und sind in den Franziskanerorden getreten, unter welchen der junge **Wenzeslaus** Freiherr von **Wolfsstein** sogar den kaiserlichen Hof verlassen, und sich vom jungen König Ladislaw getrennet hat. *)“ Franz von Assis war also diesem jungen Baron weit werther und schätzbarer, als die Freundschaft des Königs, und als das Glück des Hofes. Man achtete dortmals die Ermahnungen der Prediger wie das Evangelium selbst; denn Joh. Capistran hatte so großen Einfluß auf die Zuhörer, daß „nach einer einzigen beweglich ge-

*) Daselbst, Seite 592.

halteten Predigt 50 Jünglinge, schreibe funfzig, den Franziskaner-Ordenshabit inständigst verlangten." *)

Betrachtet man unser heutiges Wien, so ist alles umgekehrt: wird je zuweilen ein Jüngling in ein Kloster betrogen, so läuft derselbe nach einem halben Jahre wieder davon, und — heurathet. Es ist zu beweinen, daß die heil. Klosterzucht gänzlich aufgehöret hat: vor Zeiten waren in Wien „auch heilige Klosterfrauen, und geistlich geweihete Jungfrauen. Allda ist ein Kloster zu St. Hieronymen geheissen, darin empfahl man allein bekehrte Weibspersonen, die Tag und Nacht in deutschen Zungen ihr Lobgesang verbringen: und wo deren eine wiederum in die Sünde fiel, und das auskündig wäre, so wird sie ertränket in der Donau." **) Nicht wahr? dieß heißt eine Klosterzucht. Aber was geschieht jetzt? Heut zu Tage haben die geweihten Mätzen freien Lauf, sind dispensirt, gehen auf Tanzsäle, und — die Haare börsten sich, werden schwanger. Hätte ich zu befehlen, ich ließ alle schwangere Nonnen ertränken, oder lebendig verbrennen. Man könnte wohl ein paar Dutzend unkeusche Nonnen mit in das Feuer hineinwerfen, wenn die Polizei ohnehin die Kontrabantwaaren verbrennen hilft.

*) Ebendaselbst, S. 593.

**) Alt- und Neues Wien. S. 624.

Sie sehen also den beweinenswürdigen Zustand unsers heutigen Wiens. Ich fürchte, Gott strafet uns, daß wir keinen Tropfen Wein mehr zu trinken haben. Wenn dieß wäre, so möchte ich nicht mehr leben: denn was ist es auf der Welt ohne Wein? — Aber predigen will ich morgen über das Laster der dispensirten Nonnen Unkeuschheit, daß alles zittern muß. Holet auch der Teufel keine Seele mehr, wie vor Zeiten. Was nützen die Löcher an den Mauern in dem Minoritenkloster, durch welche der Teufel einen Becker hinausgeholet hat, wenn man sich nicht spiegelt daran? Vor Zeiten wurden diese Löcher von allen Fremden begaffet, aber jetzt laufen sogar die Fremden selbst nach den Löchern im Augarten und im Bratter. Ach! da giebt es Laster, daß unser einen die Zähne wässern. Ja, wollte jetzt der Teufel alle die Gottlosen holen, so hätten wir noch mehr gräuliche Löcher, als es wirklich giebt; und es stehet zu besorgen, daß nicht die ganze Stadt zum allgemeinen Sündenloch werde.

Müßte ich mich nicht jetzt zu einer Predigt für den morgigen Tag vorbereiten, so käme ich mit meinem Briefe an kein Ende. Ich bitte Sie daher, mir über alles eine recht baldige Nachricht zu ertheilen: und ich werde mich freuen, wenn ich von Dero Wohlergehen etwas angenehmes lesen kann. Um Ihnen meinen Diensteifer zu bezeigen, so erbiethe ich mich die Bestellung der ungarischen Weine für Euere Hochwürden Pa-

ternität zu besorgen, und Hochdieselben wie im vergangenen Jahre mit einigen Eimern wieder zu versehen. Kann ich mehr thun, so belieben Sie es mit ein paar Handzeilen zu melden. Ich empfehle mich mit aller Hochachtung u. s. f.

24.

Der h. Dionysius (St. Denis) in Frankreich an den h. Dekuman in England.

Ihr werthestes Schreiben erhielt ich erst im Maimonat, und es freuet mich, daß Sie ihren Feinden eine Nase gedrehet haben. Sie wurden also enthauptet, so viel ich sehe, und alsdenn machten Sie es, wie ich gethan habe, nämlich: Sie nahmen ihren abgehauenen Kopf wieder unter den Arm, und begaben sich hübsch nach Hause. Gewaschen hab ich vorher meinen Kopf nicht, wie Sie den ihrigen *), aber gelaufen war ich, als hätte ich meinen eigenen Kopf gestohlen. Es war auch keine geringe Sache meinen abgehauenen Kopf zwei Meilen weit **) nach Hause zu schleppen, und die Henkersknechte hinter mir drein, als wollten sie mir meinen Kopf nochmal nehmen. Es war eben Mittagszeit, als ich so daher kam, und die Leute erschraken ungemein, als ich meinen Kopf in beiden

*) Vita sancti Decumani, martyris.

**) Halloix in vita S. Dionysii cap. 2*.

Händen so daher trug. Mein Portrait stehet jetzt auf vielen Altären, und weil ich nicht wie die übrigen Heiligen meinen Kopf am Rumpfe trage, sondern denselben auf meiner Hand halte, so machen viele Jungens ein Gespötte daraus, und nennen mich — den Mann ohne Kopf. Indeß mag die böse Welt sagen, was sie wolle; ich hatte einen herrlichen Spaß beim Köpfen, und ließ mir von Engeln artige Polakkos und Scherzettos dazu geigen. Lesen Sie nur meine Geschichte beim Halloix, und sie werden finden, daß ich die Wahrheit schreibe. Die Pariser bezweifeln zwar immer meine Geschichte, ob sie schon bei St. Denis am Plavon abgemahlt ist: liegt mir aber wenig daran. Ich denke mir hierbei wie ichs bei den Henkern gedacht hatte, nachdem diese mir den Kopf abgehauen, nämlich: — lecket mich im Podex — ich bleibe, wer ich bin.

Wenn eine Zusammenhaltung und Uibereinstimmung unter den Christen wäre, und jeder mit seinem Kopf unterm Arme davon gieng, so würde den Henkern das Köpfen bald vergehen. Aber so haben wenige den Muth, wie wir beide; und so viel ich aus einer Sammlung sehe, welche ein Priester von denjenigen Heiligen schrieb, die nach der Enthauptung ihre Köpfe wieder mit sich fort trugen, so sind unser kaum zweihundert. Wenn Sie dieses Buch verlangen, so will ich Ihnen dasselbe nach England schicken. Denn hier hat es ohnehin

geringen Beifall, und die wenigsten glauben daran. Unter allen gefielen mir die vierzig Irreländischen Mönche *), welche ebenfalls geköpfet wurden, und daher unsere Spießkameraden sind.

Man sagt immer, der Mönch sey ein träges, empfindungsloses, grames, erstorbenes Wesen; aber die Vierziger von Irreland zeigten von allen Seiten, daß sie Mönchs-Genies, und aufgeweckte Köpfe waren. Im Vertrauen gesagt, Bruder Dekuman, wir beide wären nur Ochsen gegen dieselben, ob wir schon im Rufe der Heiligkeit stehen. Denn hören Sie mich nur, was die schlauen Vögel alles thaten. Die vierzig Mönche waren aus dem heiligen Cisterzienser Orden, und, der Himmel weis warum, alle vierzig wurden an einem Tage enthauptet. Vielleicht hatten sie Antheil an den Unruhen und Weiberkriegen, welche in Irreland gäng und gäbe sind, das ich nicht untersuchen will. Was thaten aber die Kerls alle nach ihrer Enthauptung? Ein jeder hob seinen Kopf wieder von der Erde auf, steckten ihn unter den Arm, so zogen sie paar und paar wieder in ihr Kloster zurücke. Der Herr Prälat saß eben beim Nachtmahle, als er wider alles Vermuthen seine vierzig Söhne hereintreten sah. Diese begrüßten ihn mit einer klösterlichen Verbeugung, worauf sie sich im Refektorium an ihre nämlichen Plätze begaben, welche sie vor der Hinrichs-

*) Man lese in Menologio Cisterciensi, 14. Augusti, de Coenobio Magiensi.

tung behauptet hatten. Kein Wort wurde gesprochen; der Prälat konnte vor Schrecken nicht reden, und die Hingerichteten hatten starken Appetit zum Essen und Trinken. — Auf welche Art dieses Essen und Trinken geschehen sey, meldet der Geschichtschreiber nicht, und er überläßt es der Billigkeit des Lesers, mit einer christkatholischen Leichtgläubigkeit darüber nachzudenken.

Kaum war abgegessen, so gab der Prälat mit einer sehr höflichen Miene, das sonst nur mit einem wilden Pochen geschah, das Zeichen zum Schlafengehen. Sonst trank der Hr. Prälat immer ein Gläschen Burgunder, um dadurch anzuzeigen, wer Prälat ist, weil ohnehin das Burgunderglas als das einzige Charakterzeichen der Klosterobern gehalten wird: aber dießmal hatte er wenig Appetit, er gab das Zeichen zur Ruhe. Allsogleich packte ein jeder der Hingerichteten seinen Kopf unterm Arme, und — Adieu partie.

Was Teufel? dachte der Prälat, sind es arme Seelen, oder Mönche? Geister sinds, sagte er zu sich selbst, denn die Lehre von den armen Seelen war zur selbigen Zeit ziemlich neu, und man hielt noch nicht so überzeugend fest an das Fegefeuer, als nach der Hand, wo sich die Bettelmönche vermehrten, und von der Lehre des Fegefeuers ihre Nahrung suchten. — Geister verschwinden, war des Prälaten letzter Gedanke, mit dem er selbst verschwand, oder vielmehr einzuschlafen anfieng.

Vier Uhr Morgens: es ward in die Mette geläutet. Nach sieben Monaten erschien der Prälat wieder das erstemal im Chore. Es mögen Geister oder arme Seelen gewesen seyn, der Prälat konnte nicht schlafen. Kaum war das Domine labia mea aperies angestimmt, so erblickte der Prälat die 40 hingerichteten Mönche wieder im Chore. So selten sonst der Prälat im Chore erschien, welches höchstens zweimal im Jahre geschah, so wohnte er auch nur diese wenigen Male nicht anders, als mit schlummernden Augen der Mette bey: das Labia mea aperies lag mit dem Burgunderglase im ewigen Streit, und dieses behielt den Vorzug. Allein jetzt war es das erstemal, daß der Prälat seit seiner zwanzigjährigen Regierung Augen und Mund im Chore öfnete.

Die 40 Enthaupteten begaben sich in ihre Chorstühle, setzten ihre Köpfe nahe an dem Chorbuche auf den Stuhl hin, und — sieh Wunder, o Christenmensch! — die Köpfe fiengen an das Gloria Patri, das Alleluja, und die Psalmen alle mit so heller Stimme zu singen, als wären sie niemals abgehauen worden. Kein Wunder also, daß der Hr. Prälat bey diesem unerwarteten Auftritt, trotz den Anfällen des Burgunderglases, zu schlummern vergaß. Er riß Augen und Maul auf, als er die 40 Köpfe die Psalmen singen sah, und zwar in einem so lauten Tone, als wäre das Chor voll der

gesundesten Mönche *). Hiemit ist aber die Geschichte noch nicht alle: das Erstaunenswürdigste ist, daß die Mönchsrümpfe, indeß ihre Köpfe die Psalmen sangen, sich wieder in die Zellen begaben, und so lange schlummerten, als die Mette dauerte. Nach beiläufig anderthalb — oder zwo Stunden, welches ohngefähr die Mettezeit ist, erschienen die Rümpfe wieder im Chore, nahmen die heischer geschrienen Köpfe unter die Arme, und verfügten sich, mir nichts dir nichts, wieder in ihre Schlafzellen zurücke.

Nun frage ich Sie, ob das Ding nicht vollends zum Bucligtlachen hersieht? Ich kan mir kein unterhaltenders Lustspiel vorstellen, als die Szenen, wo der oberste Theil der Mönche im Chore singet, während der untere Theil derselben auf dem Federbette ruhet. Die schlauen Vögels hatten also nach ihrer Hinrichtung weit bessere Tage, als zuvor; denn vorher mußten sie zu allen Geschäften, die sie vorhatten, den Kopf mitnehmen: nachdem aber dieser vom Rumpfe getrennet ward, so konnten sie ihre Arbeiten und Pflichten nach Belieben, mit oder ohne Kopf, verrichten. Denken Sie sich nun einmal alle die Auftritte dieser Mönche: war es Zeit zum Studieren, so durften sie nur ihre Köpfe in die Bibliothek hinstellen; ihre übrigen Theile hatten indessen Zeit genug entweder zum Spatzieren gehen,

*) Das nämliche Menologium Cistercienſe de coenobio Magienſi.

oder eine junge Frau zu besuchen. War es Zeit zum Messe halten, oder die klösterlichen Betrachtungen anzustellen, so erschienen die Rümpfe in der Kirche oder im Oratorium, während die Köpfe in der Zelle auf den Polstern ruheten. Immer waren Rümpfe und Köpfe getheilet, und es waren nur wenige Fälle, z. B. der Namenstag des Hrn. Prälaten, die Ordensfeste mit Schmause und prächtigen Tafeln, die Klosterdisputationen, und Weinkeller-Visitationen, wo zu Folge der heiligen Ordensregel und klösterlichen Herkommens Kopf und Rumpf beysammen erscheinen mußten, um den Feierlichkeiten desto mehr Glanz und Ansehen zu verschaffen. Alle übrigen Handlungen konnten ohne Kopf verrichtet werden, und man sagt, daß die 40 Mönche bei den meisten Geschäften **ohne Kopf** erschienen sind. — — Halten Sie diese Nachricht nicht vor recht artig? und zugleich vor sehr bequem für den heiligen Mönchsstand? Ich bemühe mich diese Geschichte überall zu verbreiten, und es giebt jetzt, Gott sey es gedankt, recht viele Klöster, wo die Mönche ihre Geschäfte zu verrichten gelernt haben, ohne daß sie ihre Köpfe dazu nöthig hatten. Vielleicht ist es unnöthig eben diese löbliche Gewohnheit in Engelland zu verbreiten; und ich vermuthe, daß ich mit meinem gutgemeinten Rath zu spät kommen werde, gleichwie es mir mit den Italiänischen und Spanischen Mönchen geschah, wo man mich nur auslachte, indem ich zur Antwort erhielt: daß die Geschäfte der Mönche ohne

Kopf schon seit undenklichen Zeiten in ihren Klöstern das Hausrecht erhalten haben.

Seit dieser Zeit halte ich den Mönchsstand für das glücklichste Leben von der Welt: denn ich kan mir sonst keinen Stand vorstellen, wo man ohne Kopf so gut sein Glück machen kann; die großen Höfe allein ausgenommen. Man betrachte zum Beispiele den Schuhmacher, den Schneider, den Rademacher, den Töpfer, und tausend andere Handwerksleute, und man wird überall finden, daß diese zu ihren Arbeiten den Kopf nöthig haben, wenn sie anders nicht verhungern wollen. Ich freue mich also an Ihnen einen glücklichen Gesellschafter gefunden zu haben, der mit mir alle die unzähligen Vortheile genießt, welche den Männern ohne Kopf zu theil werden: und in dieser Rücksicht hoffe ich, daß Sie niemals gereuen werde, geköpfet worden zu seyn. Geben Sie mir ja öftere Nachrichten von ihrem jetzigen Wohlergehen, gleichwie ich nicht ermangeln werde, Ihre Briefe zu beantworten, und im tiefsten Respeckte zu verharren

Dyonysius,
vulgo: der Mann ohne
Kopf genannt.

25.

Aegidius Pertl, Prior in dem Augustinerkloster zu Seefeld in Tyrol, an Franz de Borgia, Kapuzinerguardian zu Wien.

Gottlob, daß ich aus der verfluchten Falle noch lebendig gekommen bin. Die Teufelsfreigeister, die Erzketzer, die verfluchten Büchelschreiber, die Satansauthoren zu Wien hätten mich bald um mein Leben gebracht. Ich bin jetzt wieder auf meiner Zelle; aber hoch und theuer hab ich geschworen, mein ganzes Leben lang keinen gedruckten Buchstaben mehr zu lesen. In allen Teufelszeitungen, Brochüren, Journalen, Bibliotheken, Sammluugen, und wie die ketzerischen Büchertitel alle heissen, überall stehet die verwünschete Teufelaustreibungsgeschichte von Kloster Seefeld in die Länge und die Quere abgedruckt. Lieber Gott! wie sehr ist unser Kloster verläumdet worden. Ewig Schade für unser Bräuhaus, daß wir jetzt so wenig Bier sieden; unsere Paters wollen nicht mehr auf die Kollektur hinaus, denn überall, so sagen sie, schreien die Bauersbursche: Betrüger, Schwänkemacher, Schurken. Ach, was müssen wir alles ausstehen! Weit und breit war unser Bier berühmt, und jetzt liegt unser Bräuhaus beinahe öde. Ja der Kaiser, ich will ihm weiter nichts böses prophezeihen, hat uns einen schlimmen Streich gespielet: aber Glück wird er wenig dafür haben, daß

er unser Kloster samt dem heiligen Orden zu Schanden gerichtet hat.

Ich bitte Sie, lieber Pater Guardian! helfen Sie doch mit Ihrem Kapuzinerkonvente unserem Orden wieder ein bischen auf; behaupten Sie ja recht keck, daß alles nicht wahr sey, daß alles eine Lüge sey, was man von dem Kloster Seefeld schreibet und erzählet. Ich habe jetzt an mehr als achtzig Klöster geschrieben, mit der dringendsten Bitte, das nämliche zu thun und zu behaupten, daß alles nur eine von den berüchtigten Klosterfeinden zu Wien ausgestreute höchst ärgerliche und unverschämte Lüge sey. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, und dieses ist das letzte Mittel, welches ich ergreife, unseren durch viele Jahrhunderte her erhaltenen guten Namen wieder einigermassen herzustellen.

Schon seit der Zeit, als die kaiserliche Kommission unser Kloster und die Teufelaustreibung zum Protokol brachte, schmecket mir kein Bier mehr: ich leide wirklich an der Auszehrung, ich, der ich sonst der Mann war, keine Bierkanne zu scheuen, wäre sie auch so groß, als unsere Weihbrunnenkessel. Ich hoffe aber mit der Gnade Gottes, wenn alle Klöster, an die ich geschrieben habe, und noch schreiben werde, eifrig die ganze Sage als eine Lüge erklären, daß ich dennoch den verlornen Ruf unserer Heiligkeit wieder zurückbringen werde.

Lei-

Leider hatte Seefeld das Unglück gerade von so nasenweisen Kommissären und gerade bei dieser Regierung untersucht zu werden. Geschahen doch in anderen Jahren häufige Teufelaustreibungen, und das mit Begnehmigung der bischöflichen Ordinariate, ohne daß sich die ungeweihte weltliche Justiz darein mengen durfte. Wir armen Mendikanten müssen immer das Baad austrinken: wären es Jesuiten gewesen, es würde, bei meiner Seele! nicht halb so scharf untersucht worden seyn. Wenn Sie mir nicht glauben, so will ich Ihnen eine Probe davon sagen. Der Exjesuit **Gruber** in München ließ an einem Neujahrsabend öffentlich in der Kirche den Teufel aus einer besessenen Person murmeln, und laut aufrufen. Wer hatte dieses untersucht? Niemand; denn es war ein Exjesuit dabei. So treibt auch jetzt der Exjesuit **Spitzenberger** zu Deggendorf die Teufel aus, ich habe Briefe in Händen; wer untersucht es? Niemand; es ist ein Exjesuit. **Gaßner** trieb in **Elwangen** Teufel aus; wer bestrafte ihn? Niemand; er war ein Exjesuit. Mehrere hundert solche Beispiele weiß ich, wo man überall, so läppisch es auch zugieng, die Augen zudrückte, um die Christgläubigen nicht von ihrer Bahn abzuführen, auf welcher sie schon beinahe tausend Jahre lang fortgetaumelt sind. Nur unser armes Kloster mußte für alle die Zeche bezahlen.

Unser Kloster sieht jetzt einem Spitale ähnlich, denn alle meine Ordensbrüder sind vor Ver-

druß krank geworden, den sie bey der Untersuchung ausstehen mußten. Pater Maximilian Hoffingott und Konrad Holzhammer liegen am Gallfieber krank. P. Eduard Graus leidet an Zahnschmerzen. P. Alphons Moser, am Kopffieber. P. Johann Ernst Strobl, und P. Johann Wegscheider sind von Sinnen gekommen. P. Cosmas Weinberger und P. Paul Weißhammer haben den Appetit zum braunen Bier gänzlich verlohren. P. Ferdinand Wolf, welcher der Teufelaustreibung mit dem Ciborio ein besonderes Aufsehen gab, ist über die mißlungene Komödie ganz rasend geworden; desgleichen hat auch unseren Pater Subprior, Pantaleon Widmann die nämliche Raserei befallen. Der Subsakristan, Benignus Zuntherer mußte sich gar nach Loretto verloben, um von der Dissenterie geheilet zu werden. Wäre doch das verdammte Mädchen, die Johanna Seiberin, nie in unser Kloster gekommen! Diese junge Hexe kam unschuldig durch; sie wurde gar beschenket, und wir armen Mönche — Himmel, welche Gerechtigkeit! wir wurden bestraft. Ich hab in allen Kanonisten nachgeschlagen, und alle behaupten einstimmig, daß der weltliche Arm kein Recht habe sich in geistliche Sachen zu mengen. Ach! die gottlosen Zeiten! Ich wünschte, daß der Pabst die ganze Regierung exkommunizieren möchte. Ich habe Ihnen noch nicht alle Personen genannt, welche in die Teufelsgeschichte verwebet wurden. Dazu gehört auch der hochgelehrte, hochwürdige Hr. Ignaz Reiheiß, Curat

zu Lengenfeld in Etzthal, welcher die Wahrheit der Teufelaustreibungsgeschichte mit einem Bericht nach Brixen begleitete. Auch dieser unschuldige Mann kam in die Wäsche, der jetzt von den benachbarten Beamten so sehr zum Besten gehalten wird, daß er sich nicht einmal in ein Wirthshaus zu gehen getrauet, das sonst seine Lieblingssache war. Er hat sich ebenfalls mit mir verschworen keine deutsche Zeile mehr zu lesen, sollte er auch hundert Jahre alt werden, um nur von der ketzerischen Welt nicht angestecket zu werden.

Die nasenweise Kommission war nicht zufrieden, die Geistlichen alleine beim Volke lächerlich zu machen, das schon eine unverzeihliche Todtsünde ist, indem geschrieben stehet: *noli tangere christos meos*, lasset meine Priester treiben, was sie wollen — sondern es traf auch die Reihe unsere weltlichen Klosterbeamte, die alle gottesfürchtige und höchst erbauliche Männer sind. Anton **Wiedenhofer**, Gemeindsanwald zu Schloßberg, welches unserem Kloster gehört, gerieth in solche Verdrüßlichkeiten, daß er sich schämet unter die Leute zu gehen. Wir waren oft manche Tage beisammen, und thaten uns etwas zu gute; aber jetzt ist alles verdorben, er liebt weder Spiele, noch schmecket ihm der Wein, und er hat gar das Podagra zu befürchten. Besonders aber hat hierbei der hochedelgestrenge Herr Johann Caspar **Nigg**, unser Schloßbergische Ge-

richtsverwalter, gelitten, zu den sich seine Frau vor lauter Verdruß und Aerger nicht mehr ins Bett legen wollte. Ich mußte alle Mittel anwenden, sie ins Bett zu bringen, und sie gesteht es mir heimlich, daß sie sich nur deshalb ins Bett begebe, um mir zu gefallen.

Nun habe ich Ihnen alle Personen genannt; und ist es nicht himmelschreiend, funfzehn wackere Männer durch die Kinderei der Teufelbeschwörung dem Gelächter des Publikums preiszugeben? Man hat keine Religion mehr, sage ich, und das Lutherthum hat vollends eingerissen. Jetzt lachen und spotten die Tyrolerbauern unserer Wallfahrt, und kein Mensch will glauben, daß wir in der Kirche das heil. Blut und die Hostie besitzen, wegen der ein gewisser Graf steintodt zur Erde fiel. Es will auch die Historiebüchelgen von unserer Wallfahrt Niemand kaufen, da doch die Mauern noch vorhanden sind, welche der bestrafte Graf bewohnet hatte. Sind dieses nicht freigeisterische Zeiten, wenn man die Rose wegläugnet, welche auf einem nackten Felsen augenblicklich hervorsproß, als die Gräfin die himmlische Strafe ihres Gemahls nicht glauben wollte? Welche Bosheit! Man lachet zu dieser Geschichte, und unser schönes Bräuhaus geräth dadurch in Verfall.

Liebster Pater Guardian! Ich bin überzeugt, daß Sie ein großer Eiferer zur Erhaltung des klö-

sterlichen Ruhmes sind; ich hoffe daher, daß Sie alles anwenden werden, um unser verrufenes Seefeld wieder in den vorigen Glanz zu bringen. Leider, haben Sie auch in ihrem Kloster so freigeisterische Kapuziner, welche den geistl. Ordensobern entgegen sind, und die klösterlichen Heimlichkeiten an die Weltleute ausschwatzen. Aber dafür wissen Sie väterlich zu wachen, oder wenigstens dem Uibel Einhalt zu thun. Ich rühme daher den frommen Kapuzinereifer zu **Wien** ungemein, und vor allen gefällt mir die Heiligkeit des Kapuzinerklosters **am neuen Markt**, wo man mit priesterlicher Schärfe vier Patres in dem Gefängnisse der verführerischen Welt entrissen hält. So viel ich weiß, stecket einer schon eilf Jahre, der andere dreyzehn, und der dritte sechzehn Jahre im Kerker, um die gegen den Ordensobern begangenen Sünden zu büssen. Man muß diesen Leuten den Hochmuth, den Fleischteufel austreiben, damit sie doch Kinder der Seligkeit werden. Gottlob! in Seefeld giebt es kein dergleichen räudiges Schaf; alle denken, wie ich denke, und es ist auch keiner gelehrter, als ich. Wenn unser Kloster daher das Nest der Dummheit genannt wird, so übertrage ich diese Schmach aus heiliger Demuth. Ohne Zweifel wird der gottlose Frater **Nemesian**, der schon über funfzig Jahre im Kerker sitzet *), noch

*) Frater N e m e s i a n, Kapuziner am neuen Markt zu Wien hatte 53. Jahre, schreibe: d r e i u n d funfzig Jahre lang im Klostergefängniß gesessen, bis ihn die Regierungskommission am 1. Februar 1782. unvermuthet in diesem elenden Zustande antraf, und den Unglücklichen noch denselben Tag

leben: er wird aber wenig Lust mehr haben, ketzerische Bücher zu lesen, oder junge Mädchens zu küssen. Ihro Hochwürden erweisen diesem Nemesian noch über dieses die höchste Gnade, daß Sie ihn so lange leben lassen: ein schärferer Klosterobercr würde ihn schon längst entweder durch den Hunger, oder durch die Kälte, oder gar durch das Schwert und andere peinliche Werkzeuge aus dieser Welt weggeschaffet haben. Ohne Zweifel wird der Strafbare täglich für Ihro Hochwürden beten; denn es ist seine Schuldigkeit, da man ihn im Kerker ernähret, ohne daß er sich sein Brodt selbst verdient. Mich wundert es sehr, daß der beinahe **achtzigjährige Graukopf** nicht schon lange verfault ist; er muß eine Natur von Stahl und Eisen haben: denn aus Gnade Gottes könnte er so lange nicht ausdauern, indem Gott keinem Religiosen, der sich gegen den heil. Orden versündiget, oder gar aus demselben entlaufen will, seine Gnade angedeihen läßt. Diese heilige Lehre hab ich als Novizenmeister den jungen Zöglingen tief eingepräget, und täglich geprediget, wodurch ich es mit Gottes Gnade auch so weit brachte, daß sich die jungen Fratres wie die Stockfische bläuen ließen. Mit Füssen hatte ich sie oft von mir gestossen, und wenn sie auf ihrem Angesichte vor mir so auf die Erde niedergestreckt dalagen, und Pönitenz machten, da trat ich mit meinen

Tag von seinen unmenschlichen Schmerzen befreiete. Wer soll nun nicht behaupten, daß die Pfaffenrache die größte und unversöhnlichste Rache sey? Man lese Skitze von Wien, erstes Heft, 1786. Seite 30.

Füssen auf ihren Nacken herum, mit der Erinnerung an die höchst erbauliche Lehre aus der Kirchengeschichte, daß sogar fromme Kaiser unter die heiligen Füsse der Päbste ihre Nacken gebeuget haben. Hätte sich nur einer unterstanden zu murmeln, den würde ich augenblicklich auf einen Monat bei Wasser und Brod ins Klostergefängniß geworfen haben. Aber jetzt ist keine klösterliche Zucht mehr; ich klage es Ihnen mit weinenden Augen, daß selbst Religiosen, besonders solche, welche aus den Klöstern sind entlassen worden, über den Teufelsprozeß zu Seefeld spotten, und anstatt unsern heil. Orden vor dem Publikum zu vertheidigen, denselben vielmehr verachten, und als verabscheuenswürdig verschreien. O Bosheit! o Laster! ich fürchte, daß unsere Wallfahrt bald Mirakel wirket, und alle diese Spötter unserer Teufelsbeschwörung schärfest bestrafet.

Ich vertraue nun auf den Beistand des allezeit heiligen und frommen Kapuzinerordens, daß die Mitglieder desselben bei allen Gelegenheiten, wo sie immer bei irgend einem Bürger oder Bauer kollektiren, schmarotzen, früheſtücken, oder Tischnarren spielen, unser Kloster Seefeld bestens vertheidigen werden. Für diese Gefälligkeit werde ich nicht ermangeln dem heil. Kapuzinerorden mit einem Faß Bier zur Hilfe zu eilen. Ich hatte zwar auch die benachbarten Klöster Stams und Wilthau gebeten, daß man die von der Regierung aufgedeckte und bestrafte Teufelaustreibung in den Predigten als eine

Lüge erklären und ausrufen möchte. Allein ich erhielt aus beiden Prälaturklöstern keine Antwort, denn die Prälaten sind zu stolz, als daß sie einem Mendikantenprior antworten sollen. Ich werde mir aber diese Beschämung ins Wachs drucken. Daher nehme ich zu den Kapuzinern meine Zuflucht, weil diese als Meister in der Teufelsbeschwörung bekannt sind, und, wenn man es recht beim Lichte betrachten möchte, sogar unser Seefeld weit übertreffen. Es sind zwar selbst die Kapuziner bei der jetzigen Verfassung nie sicher, daß man ähnliche Untersuchungen über die Teufelsbannerei in ihren Klöstern vernimmt: ich werde aber eine jede Sage, und eine jede Geschichte als eine Lüge erklären, sobald ich bemerke, daß man der heiligen Einfalt der Kapuziner zu nahe treten will.

Ihro Hochwürden thaten sehr klug, daß Sie das Bücherlesen ihren Untergebenen verboten hatten. Die heilige Demuth befiehlt es, daß ein Religiose nicht nach Wissenschaften trachten soll: selig sind die Einfältigen, denn diese werden das Reich Gottes erlangen. Das verfluchte Bücherlesen bringet alle Unordnung in die Klöster. Selbst die eitle Welt ist durch die Bücher verdorben worden. Man hätte dem Erfinder der Buchdruckerkunst, der, so viel ich weiß, ein Kalvinist oder Lutheraner gewesen seyn soll, die Hände abhauen, und ihn lebendig verbrennen sollen. Das Brochürenschreiben hat unser ganzes Deutschland angestecket; denn wäre unsere

Teufelaustreiberei vor zwanzig Jahren geschehen, keine Seele würde dieselbe bezweifelt haben: und ich bin versichert, unsere Wallfahrt stünde jetzt in so hohem Ansehen, daß unser gegenwärtiges durch den fatalen Streich nun öde liegendes Bräuhaus zu klein würde gewesen seyn, um die Pilgrimme mit Bier zu versehen. Himmel! welcher Ruhm würde es für unser Kloster gewesen seyn, wenn es gar mit zwei Bräuhäusern, das wohl möglich gewesen wäre, gepranget hätte. Welcher Ruhm für mich! wenn ich in den Klosterannalen als der Stifter eines neuen Bräuhauses gestanden hätte! wie leicht hätte ich durch dieses Unternehmen mit der Zeit können heilig gesprochen werden! da ohnehin so viele berühmte Männer ihre Erhebung zur Heiligkeit den Bräuhäusern zu verdanken haben, welches die eigentlichen Goldgruben sind, aus denen die Klöster die Heiligsprechungstaxe nach Rom bezahlen. Alles ist verloren, und ich bin samt dem Kloster zu Grunde gerichtet. Aber Mord und Tod habe ich dafür den Bücherschreibern geschworen, welche mein Unglück mit ihrer vermaledeiten Aufklärung befördert haben.

Ich bin ganz rasend über diese Ketzerbrut; und Ihro Hochwürden verfuhren mit dem Pater Innozenz viel zu gelinde, daß Sie diesen Bösewicht nicht zugleich samt seinen neuen Büchern eingemauret hatten. Welche Verkehrtheit! alle kirchlichen Verordnungen sind jetzt von weltlichen Beamten un-

terschrieben: und im **Schmalzgruber**, **Pichler**, **Leurenius**, **Clericatus**, **Haunoldius**, **Reiffenstuel**, **Barbosa**, **Gibellini**, **Laymann**, **Canisius**, **Binner**, **Desing**, **Pirhing**, **Zech**, **Kreßlinger**, **Maye**, **Holzbecher** u. s. f. hab ich ausdrücklich gelesen, daß sich die weltliche Obrigkeit in die Sachen der Geistlichen nicht einmischen soll. Wozu haben wir denn den Pabst? soll wohl dieser gar nichts zu thun haben, und alles den Profanen überlassen? In meinem Kloster wollte sichs auch ein junger Schnapphahn beigehen lassen, die Aufklärung einzuführen: aber ich hatte ihms gleich abgeblasen, und ihm seine Vermessenheit verwiesen. Gedenken Sie nur, er kam auf den ketzerischen Einfall, unsere zinnernen Trinkbecher und Tischteller alle Wochen frisch abfegen, und in der Lauge reinigen zu lassen: weg mit dieser Aufklärung, sagte ich; es muß beim Alten bleiben. Unsere Vorfahren hatten die zinnernen und kupfernen Geschirre nie öfter mit der Lauge fegen lassen, als **höchstens zweimal im Jahre**; und sie hatten dennoch wacker getrunken, und das Bier hatte ihnen wohlgeschmeckt. Solche freigeisterische Gedanken muß man gleich am Anfange ausrotten: was liegt daran, daß unsere zinnernen Bierbecher blau, und schwarz, und rußig sind? Mir schmeckt es dennoch; und ein frommer Religiose muß allen Glanz verachten. Die Welt mag uns schmutzige Mönche, Kuttenlümmel, Schweinswänste nennen, oder nicht, liegt mir nichts daran: wir sind es einmal schon

gewohnet aus schmutzigen Geschirren zu essen und zu trinken. Würden alle Oberen so verfahren, wie ich, so wäre noch, bei meiner Seele! die Aufklärung himmelweit von allen Klostermauern entfernt.

Nun hab ich wirklich zu viel geschrieben. Allein was soll ich bei langer Weile anders thun, da ich mich schäme unter die Leute zu gehen, weil Jedermann stehen bleibt, und sich wieder an die verfluchte Teufelaustreibungsgeschichte erinnert? Ich wiederhole also nochmal meine Bitte, mit der Zusicherung, daß den Kapuzinern jederzeit mein Bräuhaus offen stehet, um Ihnen dadurch meine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit an den Tag legen zu können, wie sehr ich sey u. s. f.

26.

Der Exjesuit und Exhofprediger in Wien, an den Hrn. Verfasser der Moyschen Zeitung in Augsburg.

In Eile muß ich Ihre berühmte, und bei der katholischen Geistlichkeit allgemein beliebte Zeitung mit einem neuen und dabei sehr interessanten Artikel bereichern. Sie wissen doch, daß der Kaiser diesen Herbst in Linz gewesen sey? Nun was sich da alles zutrug. Weil ich ohnehin Exprediger bin, und nichts zu thun habe, so ist mir Zeit genug übrig,

herumzuschleichen, bald da, bald dort eine Tasse Koffe oder ein Gläschen Wein zu trinken, und mit meinen Ordensbrüdern zu korrespondiren. Diese schrieben mir, daß der Kaiser auf den bekannten Eibel (Herr oder Landrath zu sagen, ist nicht nöthig) sehr ungehalten gewesen: daß er alle die Eibelschen Anstalten gemißbilliget und verworfen: und daß Eibel, wie man sagt, und welches sehr zu wünschen ist, in Gefahr stehe, aus der Aktivität gesetzet zu werden.

Nicht wahr? ein wichtiger Artikel, der Ihrer berühmten Zeitung ein neues Ansehen geben wird. Ich zweifle nicht, daß Sie diese Nachricht alsogleich bekannt machen werden, *) indem Sie der einzige Mann sind, dessen Feder den Jesuiten zu Diensten stehet, um alles zu verbreiten, was zur Aufnahme ihres Ordens erwünschlich zu seyn scheinet. Alle Jesuiten und Mönche freuen sich über den glücklichen Zeitpunkt, daß nun einmal die Reihe an den Gegner der heiligen Priesterschaft kömmt. Meine Ordensbrüder und jesuitischen Gönner in Linz wollten Ihnen dieses nur durch Umwege berichten, damit sie den Verdacht von sich ablehnen möchten. Nun freuen sich alle frommen Christkatholischgesinnten,

*) Man lese die Augsburger Monsche Zeitung vom Herbste 1786. in welcher diese Nachricht verbreitet ward. Und man lese zugleich die Salzburger Zeitung, worin der obigen widersprochen, und die Quelle angegeben ward, aus welcher die Lüge sprudelte.

daß es dem Urheber so vieler unrömischkatholischen Schriften einmal übel gehet, und wir haben die nächste Hofnung in das alte Geleise der geistlichen Tonangeberei wieder zurücke zu treten. — Versäumen Sie ja keinen Augenblick dieses bekannt zu machen, damit wir der antijesuitischen Parthei zuvorkommen, welche nicht ermangeln wird, die unserem System entgegengesetzten Nachrichten zu verbreiten. *) Doch — ich halte Sie nur auf, und ein langer Brief würde meiner Absicht wenig entsprechen. Eilen Sie also mit dieser Nachricht in die Druckerei, damit keine Minute versäumt werde, welche zur Hofnung der Wiederauflebung unseres einst so berühmten und mächtigen Ordens ein Fünkchen beitragen kann. Ich bin u. s. f.

*) Hr. L. M. Eibel wurde durch ein besonderes Cabinetsschreiben von dem Monarchen belobet, der über seinen Eifer und Dienst ungemein zufrieden war. Salzb. Zeit.

27.

Thomas Maria Mamachi, Dominikaner zu Rom, und päbstlicher Hofauthor, an den weit und breit verschrienen Stephan Tartara, Erztheologen und Priester zu Pavia. Aus dem Italiänischen in die hochdeutsche Sprache übersetzt.

Dero gelehrtes Werk: Dissertatio de praeceptis rationis et fidei hab ich richtig erhalten, und hiervon ein Exemplar dem heil. Vater überreicht, der es ohne Zweifel dorthin wird gelegt haben, wohin man gemeiniglich die Dissertationen und alte Zeitungen zu legen pflegt. Mir gefiel Ihre Arbeit ungemein wohl, und ich stimme Ihnen bei, daß alles, ohne Ausnahme, verdammt wird, was nicht in der wahren Religion stirbt, wenn auch der Mensch, ohne sein Verschulden, nicht einmal Gelegenheit hätte, die wahre Religion zu erfragen, oder zu erkennen. Ganz recht so; man muß den Ketzern überall das Loch verreiben und verriegeln, damit ihnen nicht einmal ein Nadelloch übrig bleibt, durch welches sie in den Himmel schlüpfen könnten. Verdammen muß man die Kanaillen, wozu wäre denn sonst die römische Gewalt?

Es freuet mich ungemein, daß Sie in meine Fußtritte getreten sind, und ich werde Sie beim

heil. Vater so empfehlen, daß Sie mit nächsten ein Episcopus in partibus werden, das ist, ein Bischof, der nichts zu thun hat, welches Amt Sie, da Sie ohnehin keine Frau haben, gar leicht bei der Nacht versehen können. In meinen Schriften habe ich den Febronius zur ewigen Hölle verdammt, und mit dem einzigen Wort: es ist eine Lüge, hab ich ihn widerlegt. Was mich aber das alles Mühe kostete, den Kerl mit einem Worte zu widerlegen! — Er getraute sich mir keine Antwort zu geben, denn ich ließ ihn durch die päbstlichen Gesandten überall ausspioniren. Sobald ein Buch exkommunizirt ist, so ist dasselbe ipso facto dadurch auch widerlegt. Ich muß Ihnen gestehen, daß es mich so viel Arbeit kostete, daß ich das Zipperlein dabei bekam. Immer zu Hause sitzen, und dabei trinken, und zugleich einen Febronius widerlegen, ist keine Kleinigkeit: nur der unsterbliche Ruhm, den ich mir dadurch erwarb, hält mich dafür schadlos. Im Vertrauen gesagt, Febronius war schwer zu widerlegen; Pater Zaccaria war auch mein Gehilfe, und wir saßen halbe Nächte zusammen, und meine Köchin würde es mit einem Eide beweisen, daß wir wenigstens drei Eimer Wein verzehret hatten, um die Widerlegung mit allem Nachdruck von ergo, contra, distinguo u. s. f. ans Licht zu stellen. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich und Pater Zaccaria sind durch die ans Licht gebrachte Widerlegung Herzensbrüderchen zusammen geworden; obschon im Grunde die Jesuiten und Dominikaner vor Zei-

ten geschworne Feinde waren. Jezt heist es: Du Zaccaria, Du Mamachi, und wir machen gar keine Komplimente mehr. Nur ist es mir nicht lieb, daß Zaccaria auch meine Köchin mit Du anredet; ich glaubte, die Jesuiten hätten mehr Welt, und hielten die Frauenzimmer in tieferem Respekt. Doch — hiervon ein andersmal.

Der P. Zaccaria ist mein Liebling, denn er ist das Faktotum beim heil. Vater. Er weiß aber auch artig zu schmeicheln, und ich zweifle, ob ihn irgend ein katholischer Hofbeichtvater an Heucheleien zu übertreffen vermag. Kurz, er ist ein ganzer Hofmann, denn er hält sich einen eigenen Visitekalender, er weiß alle Geburtstäge der Kardinäle, alle Namenstäge der Damen, und er ist unermüdet bei den Kinderbettevisiten. Durch diesen Zaccaria hab ich mir große und mächtige Gönner erworben, und ich habe nun in den vornehmsten Häusern freien Zutritt. Wenn Sie bei diesem Liebling Sr. Heiligkeit ans Brett kommen wollen, so müssen Sie vorher durch etliche Druckschriften bekannt werden. Sie wären auch wirklich der Mann hierzu, wie es Ihre erste Arbeit beweiset; und wenn Sie so fortfahren, so können Sie sich durch die Vermittelung des Herrn Zaccaria große Ehrenstellen versprechen. Sie müssen sich aber wohl hüten, keine Abhandlung nach der Mode zu schreiben; z. B. von der Verbesserung der Schulen, von der Menschenliebe, von

der

der Verfeinerung der Sitten, von der Aufklärung des Volks, von der Reformation der Geistlichkeit, von Mißbräuchen und Aberglauben — u. s. f. aller dergleichen Schriften ist Zaccaria der geschworneste Feind, weil der Saame des Unkrauts, wie er sagt, darunter verborgen liegt, wodurch das Ketzergift heimlich verbreitet wird. Er gab mir selbst einmal eine Menge Briefe zu lesen, die er von Jesuiten aus Oesterreich, Baiern, Schwaben, Mainz, Kölln und Trier erhielt, und ich las mit Bewunderung das einstimmige Urtheil aller dieser römischen Korrespondenten, daß die heut zu Tage eingerissene Freidenkerei und Freigeisterei aus jenen verfluchten Schriften entstanden sey, welche die Verbesserung der Schulen, die Menschenliebe, die Verfeinerung der Sitten und die Aufklärung zum Zwecke hatten. Man hat hier mehrere Hofberichte aus Deutschland, daß die verbesserten Schulen daran Ursache sind, warum sich so wenige Studenten dem geistlichen Stande widmen wollen: und ich begreife es selbst: denn lehret man die Studenten die Kunst, ihr Brod in der Welt zu verdienen, so fragen sie einen Pfifferling nach dem Geistlichwerden; wissen sie aber nichts, als ein bischen Latein aus dem Alvarus und Pontanus, und eine trockene Philosophie aus dem Steinmayer oder Mangold, so wissen sich die Studenten nicht mehr zu helfen, und wollen sie je nicht verhungern, so sind sie gezwungen den geistlichen Stand anzutreten. Dieses hatten die Jesuiten Pon-

tan, Steinmayr, Mangold, u. s. f. gründlich eingesehen, wofür ihnen der römische Hof ewigen Dank schuldig bleibt. Eben so verhält es sich auch mit der lutherischen Menschenliebe; dadurch erlangen die Studenten eine Neigung zum Heuraten, und wir haben ja die Probe vor Augen, daß weder Jünglinge noch Mädchens mehr ins Kloster gehen wollen. Das nämliche gilt überhaupt von der jetzigen Aufklärung in Deutschland, wodurch die Quellen der frommen Legaten, der Stiftungen, der Messestipendien, der Dispensen u. s. f. allgemach vertrocknen. Die Franziskaner hatten vor Zeiten ganze Säcke voll Geldes für Messenstipendien nach Italien gesandt, und jetzt leiden sie selbst in allen deutschen Provinzen daran Mangel.

Wenn Sie also mit der Zeit römischer Hofauthor zu werden verlangen, so müssen Sie von allen obigen Gegenständen, das ist, von der heutigen Aufklärung, von der Verbesserung der Schulen, von der Menschenliebe u. s. f. gerade das Gegentheil behaupten, gleichwie ich mit der Widerlegung des Febronius gethan habe. Leider! fängt hier in Rom selbst die Aufklärung an einzureissen. Es giebt Spötter und Freigeister, welche die unschuldigsten Handlungen meiner größten Gönner tadeln. Diesen Sommer giengen unser Staatsschatzmeister mit der Marchese Lepri, und der Kardinal Staatssekretär mit der Baronesse Gavotti etliche male beim Mondenschein in der Stadt spatzieren: die Donna Vale-

ria und die Marchese Muti gegleiteten sie mit einer Harfe, um sich nächtlicher Weile zu amüsiren. Nun was könte unschuldiger seyn, als eine so ansehnliche und ausgesuchte Gesellschaft? Ich hatte selbst meine größte Freude darüber, als ich sie auf den Plätzen der Stadt die bezauberndsten Lieder singen hörte. Einige murreten freilich, daß man sie vom Schlafe aufgeschrecket hatte, und einige machten gar eine üble Auslegung dieser unschuldigen Scherze. Allein wer wird allen Leuten recht thun können? Nur jene unedeln und gefühllosen Personen hatten diese nächtlichen Scherzetten kritisirt, welche vor Hunger nicht schlafen konnten. Was kann denn der Schatzmeister davor, daß die Leute hungert? Dieser ist nicht verpflichtet den Leuten Brod zu verschaffen, sondern sein Amt ist, die Steuern und Auflagen, ohne Unterschied und Ausnahme, einzutreiben. Hätten sich die Murrköpfe vorher satt gegessen und satt getrunken, wie ich gethan hatte, sie würden gewiß den bezaubernden Harfenklang der Marchese Muti, und die Silbertöne der Lepri, Valeria, und Gavotti mit hinreissenden Vergnügen angehört haben. Und was geht es wohl den Pöbel an, auf welche Art es unserem Adel beliebt sich zu erlustigen, und die einträglichen Staatschargen zu verthun? Allein kaum hatte man sich ein paarmale auf die obige Weise amousirt, so wagte es alsogleich ein verwegener Religionsspötter lateinische Verse darüber zu dichten, welche in der

ganzen Stadt ausgestreuet, und in Via flaminia, wo die Lieder öfter gesungen wurden, gar an die Häuser angekleistert waren. Es ist ein schauerndes Gemählde in diesen Versen, sag ich Ihnen, und der größte Aerger ist, daß dieselben lateinisch gesungen sind, damit mans in der ganzen Welt verstehet. Der Anfang heißt:

Bene conuenit improbis — — —
Ignarae et tibi dominare Romae,
Lepri, *Valeria* avida, et *Gavotta*.

Doch — ich mag den Aerger nicht weiter abschreiben; denn was gehet es die Leute an, ob die Kardinäls innerhalb unseren Stadtmauern von Herzen lustig leben, oder nicht. Das Ausland hat es nicht zu wissen, wie es in Rom zugehet: genug ists, wenn man hier die Abläße, Bullen, Dispensationen und Pönitenzen ausfertiget, und auf welche Art die dafür entrichteten Taxen verwendet werden, darüber hat sich das Ausland nicht zu bekümmern. Hm — Wunderlich! als wenn wir in Rom nicht auch ein bischen zur Ehre Gottes lustig seyn dürften: die Heiligen bezahlen doch die Zeche baar noch vor ihrer Seligsprechung; wozu also sonst das Geld?

Wenn Sie sich bald zur Ehrenstelle eines römischen Hofauthors hinanschwingen wollen, so rathe ich Ihnen, als Ihr Freund, über das Gesindel dieser lumpigten Versemacher eine recht scharfe Lauge abzugießen. Ich war selbst Willens, dieses zu

thun; allein es käme zu partheiisch, weil es überall bekannt ist, daß diese Herren und Damen meine Gönner sind, und man würde mich für einen Speichellecker halten. Unternimmt es aber ein Fremder, so ist es um so mehr glaubwürdig; und hätten Sie einmal eine Lepri, eine Valeria, eine Gavotti, oder eine Muti zu Gönnerinnen, so könnten sie jedem deutschen Primas trotzen. Schreiben Sie also gegen die Spötter mit voller Wut; und je gröber die Schrift, desto wirksamer ist sie, sagen alle Kontroverspredigen. Schmeicheln Sie zugleich dem Dominikanerorden, so werden Sie mich Ihnen sehr verbindlich machen, indem ich noch größere Aussichten zu erreichen hoffe, als vielleicht die Jesuiten in ihren Planen hatten. Ich getröste mich einer Antwort, worauf ich Ihnen alles näher aufdecken, und mehrere Nachrichten ertheilen werde. Indeß verharre ich u. s. f.

28.

Sendschreiben der heiligen Theresia an die Nonnen des Karmeliterordens.

Vielgeliebte Töchter in Christo. Mit großem Befremden mußte ich mit gestriger Post von dem Karmeliterordensgeneral in Rom die Nachricht vernehmen, daß so viele meiner in Christo geliebten Töch-

ter gegen den heil. Klosterschleier ein inniges Misvergnügen tragen, und heimlich im Herzen dem himmlischen Bräutigam ungetreu werden. Uiber diese traurige Botschaft sank ich bestürzt in die Arme eines Seraph, der zum Glücke hinter meinem Stuhle stand, und verhinderte, daß ich nicht gar auf die Erde niederplatzte, und einige Wunden in meinen Kopf schlug. Ich vergieße Thränen über Thränen, und mein bekümmertes Herz ist untröstlich über diese betrübte Zeitung. Ach! meine lieben Töchter, wie blind, wie unempfindlich und gefühllos seyd ihr gegen euren Bräutigam, dem ihr meineidig zu werden anfanget. Was kann wohl edlers, schöners, reizenders, liebevollers gedacht, gesehen und geküßt werden, als eben dieser holde und zärtliche Bräutigam? Er ist so gut, so sanft, so süße, daß er alles mit sich machen läßt, was euch immer beliebt. Er geht mit euch schlafen, steht mit euch auf, geht mit euch zu Tische, und bleibt den ganzen Tag und Nacht in euern Zellen oder Kämmerlein, um nur recht nahe und ohne Aufhören bei euch zu wohnen, und euch zu gefallen. Er lächelt und schmeichelt frühe und spät, er bleibt immer jung und rosenroth, um euch von Herzen recht zu gefallen. Betrachtet ihn doch, wie schön er dasteht, gekrauset, gepudert, und mit lockigten Haaren, geziert mit schönen Bändern und Federn, troz dem schönsten Schäfer: ausstaffirt im seidenen Gewande mit goldenen Dressen und blumigten

Schmuck. *) Welch ein göttlicher Bräutigam! Ihr könnet ihn nach Gefallen ankleiden, oder auskleiden, mit ins Bette nehmen, oder an eine Ecke hinstellen: er murret nicht, und zanket nicht, noch weniger machet er euch bittere Vorwürfe, über die nachläßige Bedienung, deren ihr euch so oft schuldig machet. Der süße Herr Jesus, euer Bräutigam, ist ein so hübsches, artiges, geduldiges Männchen, daß er sich um den Finger herumwinden läßt, wenn ihr wollet: ihr könnet ihm nach Belieben ein weisses, rothes, blaues, oder violetfärbenes Kleid **) anziehen, er läßt alles mit sich machen. Bedenket, meine lieben Töchter! wie glücklich ihr seyd; ihr könnet euren Bräutigam bis auf das Hemd, und wenn ihr wollet, nackt auskleiden, er sagt kein

*) Eine Puppe von $2\frac{1}{2}$ Fuß, welche den Herrn Jesus als ein Kind vorstellen soll, und auf die eben beschriebene Art gekleidet ist, wird der Nonne, wenn diese das väterliche Haus verläßt, mit dem täuschenden Ausdruck eines göttlichen Bräutigams in die Arme gegeben. Das junge Mädchen nimmt alsdenn diese Puppe auf ihren Schoos, und in der Täuschung, als sey sie geistlicher Weise, wie die Mönche lehren, mit Christo vermählet, eilet sie voll Freuden der Unschuld dem Kloster zu: aber — manches unschuldige Opfer sieht man auch einen Strom der bittersten Thränen vergießen.

**) Die Nonnen halten für ihre Puppe, welche den Herrn Jesus vorstellen soll, eine eigene Guarderobbe. Und diese Puppe wird nach der Vorschrift der röm. kathol. Kirchenordnung und nach den Kirchenfarben gekleidet, wie diese in den jährlichen eigends dazu bestimmten Kalendern vorgeschrieben sind. — Kinderei, über Kinderei!

Wort entgegen; kurz, ihr habt die Hosen in eurer Gewalt. — —

Und — welche Verstocktheit eurer Sinne! ihr wollet dennoch einem so liebenswürdigen, so herzensguten Bräutigam ungetreu seyn. Gut, ihr bösen, ihr vom Satan verblendeten Töchter, so versuchet es nur mit einem sündlichen, irdischen Bräutigam; mit einem Offizier, Jurist, Jäger oder Schreiber: ach! da werdet ihr es erfahren! Glaubet mir es, die weltlichen Bräutigame schmeicheln nur die erste Woche, und kützeln den Mädchen das Kinn; aber alsdann fangen sie an unbarmherzige Grobiane zu werden, und sie behandeln die Braut mit Ohrfeigen, Fußstößen und Stockschlägen. O liebe Töchter! wüßtet ihr, welche abscheuliche Thiere die weltlichen Bräutigame wären, ihr würdet vor Eckel davonlaufen. Ihr Bart sticht wie der Stachel der Igel, und ihre Haut ist rauh, wie die Bärenhaut. Ich mag euch all das Eckelhafte nicht einmal nennen, was sie an sich haben, und ich sage nur so viel, daß es ein himmelweiter Unterschied sey zwischen einem lebendigen Bräutigam, und zwischen dem artigen Jesuskind, das ihr auf eurer Zelle habt, und welches mit euch täglich zu Bette gehet.

Ein Thränenstrom rollet jetzt über meine Wangen herab, da ich eure Verdorbenheit des Herzens und eure Sittenlosigkeit bedenke, mit der ihr so oft die heilige Ordensregel übertretet, welche ich

bei jener himmlischen Erleuchtung zusammengeschrieben, als mir der heilige Geist dieselbe in das Ohr diktirte, und ein Engel meine Schreibfeder führte. Glaubet doch nicht, daß ich als Stifterin eures Ordens die Statuten nur geträumet habe: nichts weniger; denn ein leibhafter, großer, halbnackter Engel war es, der in der Nacht zu meiner Bettlade kam, und mir das himmlische Werk vollenden half. Ich kann das süße Vergnügen nicht aussprechen, welches ich bei dieser unerwarteten Uiberraschung empfand; es war mir, als sähe ich wirklich einen Bräutigam vor mir stehen: aber der schimmernde Glanz eines halbnackten Engels entzückte mich so sehr, daß ich nicht mehr wußte, was ich in meinem Herzen wünschte oder dachte. Meine Liebe gerieth in solche Hitze, (die Liebe gegen den Engel versteht sich) daß mein Herz wie in einem hitzigen Fieber tobete. Und, Gott sey Dank! dafür ward ich reichlich belohnet. Ach! liebe Töchter! ich kann es euch nicht sagen wie — oder wann — oder wo — der Engel hatte mich verwundet! . . . . Noch gerathe ich in die höchste Entzückung, wenn ich mich des unaussprechlichen Vergnügens erinnere, an jene seligste aller Stunden, als mich der himmlische Seraph mit seinem Liebespfeil verwundet hatte. *)

Ich kann es wohl errathen, liebe Töchter! daß auch ihr mit einem Liebespfeile gerne möchtet ver-

*) Aus der Lebensbeschreibung der heiligen Theresia.

wundet werden; aber bei eurer klösterlichen Unzufriedenheit wird euch sauber nichts daraus werden. Hättet ihr euch immer an den himmlischen Bräutigam gehalten, dann wäre es zwar möglich gewesen, daß ihr den seraphischen Liebespfeil zu empfinden die Gnade erhalten hättet. Aber jetzt sind eure Herzen von weltlichen Begierden besudelt, und ihr müsset euch selbst die Schuld beimessen, daß der himmlische Seraph alle Zuneigung gegen euch gänzlich aufgegeben hat.

Ihr habet also die süßen Vergnügungen, welche sonst den frommen Nonnen zu Theil werden, durch eure böse Aufführung muthwilliger Weise verscherzet. Wie groß ist das Entzücken, von einem Seraph besuchet und durch einen flammenden Pfeil verwundet zu werden! Ach! alles dessen seyd ihr beraubt, und nicht würdig, den geweihten Schleier meines heiligen Ordens zu tragen. Umsonst hat euch der päbstliche Stuhl so viele Abläße und geistliche Gnaden verliehen, umsonst hab ich euch durch meine Vorbitte bei Gott jene große Wohlthat bewirket, daß ihr lebenslänglich in euren Klöstern von den Läusen und Flöhen befreiet seyn möchtet. *) Betrachtet doch diese Vorzüge, welche ihr vor den Franziskanern und Kapuzinern genießet, die Winter und Sommer von den überlästigen

*) Die Karmeliterordensmönche rühmen sich dieses Mirakels öffentlich, daß ihre Ordensbrüder und Ordensschwestern durch die Vorsprache der h. Theresia lebenslänglich von den Läusen und Flöhen befreiet seyen.

Läusen geplaget werden. Aber ihr sollet jetzt meinen gerechten Unwillen bald empfinden: eine jede aus euch, die mit dem Klosterstande, und folglich mit ihrem himmlischen Bräutigame unzufrieden lebt, soll eben so von dem Ungeziefer wieder geplaget werden, wie es den sündhaften und unkeuschen Weltmädchen wiederfährt. Die Läuse und Flöhe sollen euch weit heftiger jucken, als der rauhe Bart eines weltlichen und sündhaften Bräutigams; und nur diejenige soll davon befreit bleiben, welche mit innerem Ernste dem ins Kloster mitgebrachten Bräutigame ergeben und ewig getreu bleibet. *)

Nun fodere ich alle Nonnen auf, zwischen dem klösterlichen und weltlichen Bräutigame eine entscheidende Wahl zu treffen, und ihren Entschluß an den Karmeliterordensgeneral nach Rom einzusenden, damit ich sprechen könne, was Rechtens ist. Segen und Heil denjenigen, welche sich den Herrn Jesus in der Gestalt einer hölzernen Puppe zum Bräutigam gewählet haben: aber ewiger Fluch und Verdammniß werde denen zu Theil, deren Herz an die jungen Officiers, Kadetten, Juristen und Tänzer geheftet ist. Der Unkeuschheitsteufel, welcher der niedrigste Stallbube in der Hölle ist, soll heraufsteigen, und diese treulosen Herzen foltern. Und wirklich! ich habe für die Bestrafung der un-

*) Sobald unter den Karmeliternonnen oder Mönchen eine Person Läuse bekömmt, so wird es als ein untrügliches Zeichen gehalten, daß der Mönch oder die Nonne in dem h. Klosterstande mißvergnügt lebt.

keuschen Nonnen mütterlich gesorget: diesen Augenblick wird eine päbstliche Bulle ausgefertiget werden, welche alle diejenigen exkommuniziret, die den heiligen Klostergelübden ungetreu geworden, und das Kleid der Unschuld verloren haben. Im Gegentheile aber erhalten alle meine geliebten Töchter einen vollkommenen Ablaß ihrer Sünden, welche meine mütterlichen Ermahnungen tief zu Herzen nehmen. Noch mehr, der heil. Vater Pabst wird sie sogar von der Schuld des Fegefeuers, besonders wenn sie an einem Sonnabend *) sterben sollten, in Rücksicht des h. Skapuliers gänzlich befreien, und ihnen die offene Bahn ins Himmelreich eröffnen: wobei ich meinen geliebten Töchtern meinen mütterlichen Segen ertheile, und bin — u. s. w.

*) Da die Karmeliten die Skapulierbrüderschaft vom Pabste im Pacht haben, so lehren jene öffentlich, daß, wenn jemand, der dieser Brüderschaft einverleibet ist, an einem Sonnabend stirbt, desselben Seele das Fegefeuer gar nicht betreten dürfe. Der Pabst, sagen die karmelitischen Theologen, habe dergleichen Seelen vom Fegefeuer gänzlich dispensirt. Und dergleichen Dinge lehren Theologen, so lange es ehrgeizige und habsüchtige Theologen giebt.

29.

Jago in Compostell, an den Propheten Muhamed in Mekka.

Schon lange machte mich Ihr Betragen aufmerksam, da Sie es wagten, in meine alten gegründeten Rechte gesetzwidrige Eingriffe zu thun. Ich weiß zwar gut, daß meine Knochen zu Compostell eben so ohne Wirkung sind, als die Ihrigen in Mekka: allein es ist nicht die Frage, welche Knochen mehr oder weniger Heilkraft haben; sondern wer länger in dem Besitze einer Sache ist, von der sich die Menschen gerne täuschen lassen. Und hierin habe ich unstreitig den Vorzug; denn ehe man noch von einem Muhamed wußte, wallfahrtete schon das Volk in unzähligen Caravanen zu Jagos Gerippen nach Compostell. Uiber die Art und Weise der Heilkraft der Gerippe bin ich nicht schuldig Rechenschaft zu geben; es ist aber erwiesen, daß, nachdem sich das schöne Geschlecht dorthin verlobet hatte, nie ein Mädchen ohne Mann, und nie eine Frau ohne Kind nach ihrer Heimat zurückegekehret ist. Ich will zwar den Gerippen Muhameds diese nämliche Wirkung nicht streitig machen, und gerne zugeben, daß die Caravanen nach Mekka die Fruchtbarkeit befördern: es ist aber der Eingriff in die alten Vorrechte an und für sich so widerrechtlich, daß ich ohne meinen Nach-

theil unmöglich dem Grabe zu Mekka nachgeben könne.

Ich protestire also feierlich gegen die Anmassungen und Usurpationen ihres Kaba, oder Grabes zu Mekka; und dieses besonders aus dem Grunde, daß schon mehrmalen von der hochwürdigen Geistlichkeit zu Compostell die bittersten Beschwerden bei mir sind eingereichet worden, worin sich dieselbe gegen die rechtswidrigen Eingriffe von Mekka auf das heftigste beklaget. Diesen gerechten Beschwerden aber um so eher und thätiger abzuhelfen, bin ich besonders aus der Ursache bewogen worden, da ich mit Augen sehe, daß die Opfer, und folglich die fetten Bäuche der Geistlichkeit zu Compostell zusehends abnehmen: da man im Gegentheile mit innigster Betrübniß mit ansehen muß, daß die Bäuche der Geistlichen zu Mekka täglich fetter, dicker, und größer wachsen. Die Compostellischen Priester können also unmöglich diesen Unfug der unbilligsten Eingriffe länger mehr aushalten, indem sie schon seit vielen Jahren her die einzigen im Besitze des Rechtes waren, vor allen andern die fettesten Bäuche zu tragen.

So gerecht und billig nun diese mit aller Mäßigung gemachte, freundnachbarliche Protestation ist, um so mehr hoffe ich von Dero Gerechtigkeitsliebe, daß Sie die schleinigsten Maßregeln ergreifen werden, wodurch den Mißhelligkeiten gesteuert werden

kann. Hierbei wäre es vielleicht überflüßig, wenn ich die drohenden Gefahren schildern wollte, die eine ausgebrochene Zwistigkeit der Priester veranlassen könnte; indem es aus der Geschichte aller Zeiten bekannt ist, welche blutigen Kriege oft entstanden sind, wenn es um die **fetten Bäuche** der Geistlichen zu thun war. — Es wird zwar schwer halten, die Priester von Mekka dahin zu bereden, von dem so dicke gewachsenen Fett ihrer Bäuche wieder abzustehen; indem es zu befürchten ist, daß sie Krieg und Aufruhr erregen möchten. Bedenken Sie aber, daß alsdann noch mehr Blut vergossen wird, wenn zwei ergrimmte Partheien grausamer Priester des fetten Bauches wegen einander anfallen, so werden Sie hoffentlich aus zwoen Uibeln das kleinere wählen, und gegen den Ausbruch desselben die gehörigen Vorkehrungen treffen. Ich getröste mich also, daß dieses Schreiben nicht ohne Wirkung seyn werde, indem sowohl mir als Ihnen daran gelegen ist, daß das Staatswohl und das Glück der Bürger nicht vollends der freßgierigen Wuth der fetten Bäuche preisgegeben werde. Ich bin u. s. w.

30.

Der linke Ellenbogen des heil. Thomas Aquinas in Parma, an seinen leiblichen Bruder, den rechten Ellenbogen des heil. Thomas Aquinas in Toulouse.

Hochedelgeborner Herr Bruder!

Kaum war ich in Parma glücklich angelanget, so war es mein erstes Geschäft, dir von meiner Reise die versprochene Nachricht zu ertheilen. Der 30ste Tag des Monats September 1782, als ich mich von meinem innigst geliebten Bruder trennen mußte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ach! ich fühle noch den bittern Schmerz unserer Scheidung, die Herzensfolter des letzten Lebewohl, und die glühende Thräne, mit der wir unsern Bruderkuß versiegelten. Oft sitze ich einsam in meinem Gläserkasten auf dem Hochaltare der Hofkirche zu Parma; und da erinnere ich mich jener wonnevollen Stunden, welche ich in der ununterbrochenen Gesellschaft meines leiblichen Bruders genossen habe. Wo ist mein Bruder, der rechte Ellenbogen! seufze ich oft: komme, und umarme deinen trauten Bruder, den linken Ellenbogen! . . . In diesem Traume des Vergnügens taumele ich manchmal im Kloster herum, und halb wachend renne ich von einem Ecke in das andere, bis ich an die Kastengläser prelle, und dieselben zu Trümmern stoße. Dann erwache

wache ich ganz, und dann fühle ich den Verlust des rechten Ellenbogen in meiner ganzen Seele, und nur ein Strom von Thränen kann mich wieder beruhigen.

Wie grausam hat doch das Schicksal mit uns verfahren! So lange wir an dem lebenden Körper des heil. Thomas Aquinas jene nervigten und fleischigten Ellenbogen waren, hatten wir immer das Glück einander zu umarmen, einander Hilfe zu leisten, und mit einander zu arbeiten. Brauchte der heil. Thomas den rechten Ellenbogen, um seinen studirenden Kopf darauf zu stützen, so war ich linker Ellenbogen indessen bereit, die Ketzer zurücke zu stoßen. Ruhete er auf dem rechten Ellenbogen einige Stunden lang, so hielt mitlerweile der linke Ellenbogen die Wache, um die Ruhe des heil. Mannes zu befördern. Wir allein waren die Werkzeuge, womit dieser Kirchendoktor jene berühmten Werke, als: Summa totius Theologiae, die Excerpta contra gentiles, und seine poetischen Hymnen zusammen geschrieben hatte; wir waren seine unentbehrlichen Gehilfen, denn er hätte immer bei jenen gelehrten Werken eher den Kopf, als seine beiden Ellenbogen vermissen können. Was ist denn der Mensch ohne Ellenbogen? ohne diesen zwoen Hauptzierden seines Körpers? Will jemand zum König, Kaiser, Minister, Bürgermeister, Pabst und Rathsherren gewählet werden, so sind zween starke El-

lenbogen das vorzüglichste Verdienst, wodurch jemand zu jenen hohen Würden gelangen kann. Will man essen, trinken, Todesurtheile unterschreiben, mit dem Szepter Befehle ertheilen, die Unterthanen todtschlagen, am Ostertage dem Volke die Benedictio apostolica geben, so braucht man überall die Ellenbogen: und man kann bei Hofe, in Konferenzen, Kanzleien und Rathstuben erscheinen, wenn man nur die Ellenbogen mitbringet, obschon der Kopf zu Hause gelassen wird. Daher sieht man viele tausend Personen die Aemter eines Präsidenten, eines Rathsherrn, eines Direktors, Ministers, Kardinals, Prälaten und Generalvikars mit den Ellenbogen bekleiden, ohne daß sie einen Kopf dazu brauchen: daher sitzen oft Fürsten auf den Thronen, welche zwar Ellenbogen, aber keinen Kopf haben. Denn dieser kann immer mit einer Krone, Federhut, oder Inful ersetzet werden, so wie mancher Ordensstern bei einem General die Stelle des muthigen Herzens vertreten muß; aber die Ellenbogen können mit nichts ersetzet, mit nichts ergänzet werden, und man muß sie leibhaft mitbringen, wenn man ohne Kopf hohe Chargen bekleiden will. — So dachte man von jeher; und so hatte man auch in Parma gedacht, da man sich von dem Erzbischofe zu Toulouse eher ein Stück vom Ellenbogen, als ein Quentchen Vernunft ausgebeten hatte.

Nun sitze ich voll Majestät in meinem Gläserkasten auf dem Hochaltare zu Parma, und mache

Wunderkuren. Der dumme Adel und der Pöbel liegen vor mir auf den Knieen, und bitten mich um Hilfe. Ich mache gesund, vertreibe die Kolik, verschaffe den jungen Frauen die Fruchtbarkeit, und ich befördere die Schafköpfe zu einträglichen Ehrenstellen. Jedermann holet Rath bei meinem Gläserkasten, und in der Nacht werden die Ordres ausgefertiget, welche mit dem linken Ellenbogen unterschrieben sind. Sogleich danken mir die Leute am nächsten Morgen, zünden Wachslichter an, und lassen mich durch die Geistlichkeit beim Hochamte mit Weihrauch beräuchern. In allen Stücken habe ich zu helfen, und alle Krankheiten zu heilen versprochen, nur — den kranken Verstand nicht; weil, wie ich oben gesagt habe, ohnehin die wichtigsten Aemter und Chargen auch — ohne Kopf und Verstand können verwaltet werden. Ich kann dir, liebster Bruder! nicht genug beschreiben, wie ich täglich mit Bittschriften, Memorialen und Dankaddressen überhäufet werde; und in dem Kabinette des Ellenbogens sammeln sich weit mehr Staatsgeschäfte, als irgend in dem Kabinette eines gelehrten Philosophen. — Rechtshändel zu entscheiden, den Mädchen Männer zu geben, und Frauen auch ohne Männer fruchtbar zu machen, ist jetzt bei mir schon eine Alltagssache: ich habe sogar für erlauchte Prinzeßinnen Männer zu bestimmen, und es kommt nur auf mein einziges Ja oder Nein an, ob Krieg oder Friede in Europa herrschen soll.

Schiedsrichter, Rechtsgelehrte und theologische Professoren der berühmtesten Universitäten addressiren sich an den Ellenbogen, und legen demselben ihre Lehrsätze zur gnädigsten Begnehmigung vor: ja, was noch mehr ist, sogar die Moraltheologen und Hofbeichtväter legen mir ganze Sündenregister vor, um zu entscheiden, ob der Fall eine läßliche oder Todsünde sey, ob es für probabile, oder probabilius, für vincibiliter, oder invincibiliter, oder für einen actus primus oder primoprimus zu halten sey. Und dann kömmt es auf mich Ellenbogen an, auf welche Art der Pabst mit seinen Kardinälen zur Keuschheit verbunden sey, wie sich der Fürst mit der Maitresse zu betragen habe, und wie stark die Auflagen und Steuern müssen angelegt werden, um den Adel, die Priesterschaft und Hofherren, alle Männer ohne Kopf, bis an die Ellenbogen satt zu füttern.

Noch habe ich dir, theuerster Bruder! nicht gesagt, welche Ehre mir auf meiner Reise von Toulouse bis nach Parma erwiesen wurde. Auf allen Märkten und in Städten, sogar auf den Dörfern wurde ich mit den größten Ehrebezeigungen empfangen und wieder fortbegleitet. Pfarrherren und Dekane, Bürgermeister und Rathskollegien giengen mir entgegen, und mancher Syndikus empfieng mich bald in Prosa, bald in Versen, worin der hochweise Magistrat seinen Verstand dem heiligen Ellenbogen zu Füßen legte. Der Donner des Geschützes und

das Geläute der Glocken ertönte von allen Anhöhen, und meine Gegenwart machte ein weit größeres Aufsehen, als die Ankunft eines Voltairs, Rousseau, Mendelson und hundert anderer Männer mit Köpfen. So zog ich dahin, durch nahe und ferne Lande, und überall hinterließ ich Spuren von der Wunderkraft eines heil. Ellenbogens.

Diese Ehrebezeigungen habe ich nun alleine dem römischen Stuhle und der Erlaubniß des Parlementes zu verdanken, welche sich auf inständiges Bitten endlich nach **drei Jahren** dahin bewegen ließen, meine Auswanderung zu bestätigen. Vor allen aber bin ich dem hochwürdigen Pater **Dufour**, emeritirten Professor auf der Universität zu Toulouse, Exprovinzial des Dominikanerordens, und Büchercensurrath, den verbindlichsten Dank schuldig. Dieser brachte es mit seiner gelehrten Anrede dahin, daß das sammentliche Dominikanerkonvent samt ihrem Prior darein willigte, uns beide Ellenbogen von einander zu trennen. **Dufour** war der Mann, welcher die Bulle, Alma Mater, Pabsts **Urban V.** vermöge welcher die Gebeine des h. Thomas Aquinas am 31sten August 1368. den Dominikanern geschenket wurden, dahin erklärte, daß seit derselben Zeit die Dominikaner die einzigen Eigenthümer dieser Gebeine wären, und folglich dieselben nach Gutbefinden sieden oder braten könnten.

Es war freilich ein höchst bejammernswerther Vorfall, daß man in dem Augenblicke, als man

den Koffre eröfnen wollte, im ganzen Kloster die Schlüssel nicht finden konnte. Leider trifft dieser Fall in den meisten Klöstern ein, daß man nur die Kellerschlüssel alleine bei der Hand hat, wodurch den Religionsspöttern so viele Gelegenheit zum bittern Scherz gegeben wird. Daher bin ich jenem Schlossermeister allen Dank schuldig, daß er den Koffre, worin ich so lange unthätig gelegen war, mit allen Kräften aufgesprenget hatte. Noch mehr Dank habe ich aber den beiden Doktoren der Medizin, den Hrn. Calais und Cazabon, abzustatten, welche auf Ehre und Reputation das Zeugniß von sich gegeben haben, daß ich der wahre Ellenbogen eines Menschen sey, und daß ja Niemand dafür halten solle, als verehre das Volk an mir einen Schenkel eines irgend todtgeschlagenen Thieres, wie die Venetianer das Fossile eines Rinozeros anstatt des Schulterblatts des heiligen Riesen Christoph verehren . . . . .

Melde also, liebster Herr Bruder! dem grundgelehrten Pater Professor Dufour meine unterthänigste Empfehlung, und daß ich mich noch schönstens bedanken lasse, daß er mich bis nach Parma begleitet, und mein getreuer Reisegefährte gewesen ist. *) Da man schon allmählig anfängt, bei mei-

*) Diese ganze Geschichte des heil. Ellenbogens wurde zuerst im Journal de Paris vom 1 Nov. 1782. und nachher in andern Journalen zum Nutz und Frommen aller Rechtgläubigen bekannt gemacht: woran also der Leser um so weniger zu zweifeln hat.

nem Altare silberne Hände und Füße als Zeichen der Danksagung für meine Wunderkuren aufzuhängen, so zweifle ich gar nicht, recht bald in den Stand gesetzet zu werden, dem hochwürdigen Pater Dufour mit einer recht schönen silbernen Tabatiere aufzuwarten, und meine Erkenntlichkeit für die angenehme Reisegesellschaft zu bezeigen. Indeß soll er sich den Burgunder gut schmecken lassen, und ja zuweilen ein paar Gläser auf meine Gesundheit umstürzen.

Lebe also tausendmal wohl, theuerster Herr Bruder! und vergiß nicht, mit dem nächsten Posttage den Empfang meines Briefes zu melden. Ich verharre mit unauslöschlicher Liebe und Hochachtung

Parma,
den 28. Oct. 1782.

Dein bis in den Tod
getreuer Bruder,

der linke Ellenbogen.

31.

Der Exjesuit Pater Hell, an Seine Exzell. den Hochwürdigen, Wohlgebornen Herrn Ignaz Frank, Kurfürstl. Pfalzbaierschen und Herzoglich Zweibrückschen wirklichen geheimen Rath, Hofpfarrer, Kanonikus am Frauenstifte zu München, und zu Xanten.

Eure Exzellenz!

Mit innigster Herzensbetrübniß berichte ich Eurer Exzellenz einen Donnerstreich, den ich, ungeachtet so vieler politischen Strahlableiter, nicht mehr verhüten konnte. Er betrift zwar größtentheils Eurer Exzellenz höchst eigne Person; und ich würde es nicht wagen, den fatalen Streich Hochdenselben zu berichten, wäre mir nicht Dero Standhaftigkeit und unerschütterter Muth vorher bekannt, womit Sie vermög einer aus dem Jesuiteninstitute noch anklebenden Dreistigkeit jedem Ungewitter trotzen, daß Dero Verdienste und Tugenden mit entsetzlichen Wetterleuchten auf einer wenig vortheilhaften Seite zu behelligen drohet. Erst vor ein paar Tagen, das ist den 2ten Dec. 1786. erhielt ich von einer sichern Hand ein Exemplar von den ersten Abdrücken des **Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1787.** Mit größter Neugierde durchlas ich diese höchst elende Brochüre, indem ich auf jeder Seite das Ge-

mählde der heutigen Freigeisterei erblickte: als ich aber auf die 34ste Seite kam, Himmel! da fiel ich in Ohnmacht!

Kaum hatte ich mich erholet, so rafte ich mich augenblicklich zusammen, machte meine gewöhnlichen Passus, und dachte auf einen Versuch, die Unterdrückung und das Verbot dieses Almanachs zu bewirken. Allein dieser heilsame Gedanke war zu spät; alle meine Freunde versicherten mich, daß ich meinen Gedanken, ohne die Sache noch mehr zu verderben, nicht ins Werk setzen könnte. Alles war zu spät! Der ärgerliche Almanach war nun einmal fertig und abgedruckt, und es war unmöglich in der heutigen Lage die Ausgabe desselben (vor 20 Jahren wäre es gar leicht möglich gewesen!) zu hintertreiben. — Ich hoffe, daß Eure Exzellenz voll festen Muthes seyn werden, den Feinden entgegen zu trotzen; in welcher Absicht ich es wage, die ganze Stelle abzuschreiben, um Hochdenselben die schleinigste Nachricht davon zu ertheilen, und etwa noch die letzten Mittel dagegen an die Hand zu geben. Die Stelle heißt:

An den Erzvater der alleinseligmachenden baierschen Kirche Herrn Pater Frank.

München im Heumond, 1786.

Malheur à qui s'eclarie!

Voltaire.

O Du, den zum Gewissensrath
Sich Theodor erkohren,
O laß, ehrwürdigster Prälat!
In Deinen hohen Ohren,
Die sonst zwar nur durchlauchtigen
Vergehen zu Gebote stehn,
Nun auch gemeine Sünden
Ein Zufluchtsplätzchen finden!

Ich klag', o hochgeweihter Mann!
Vor deinem Richterstuhle
Mich als ein lockres Herrchen an,
Das, von der dreisten Schule
Der neuern Philosophenzunft
Verführt, der menschlichen Vernunft
Oft mehr, als manchem Haupte
Der Mutter Kirche, glaubte.

Ich wähnte, daß die Maurerei
Ein ehrenvoller Orden,
Und (Herr verzeih mirs!) besser sey
Als all die trägen Horden

Der Derwische, die zum Ruin
Des Landvolks rings durch Baiern ziehn,
Und frommen Christenkindern
Ihr kleines Habe plündern.

Ich opferte gewissenlos
Bei Baylen und Voltären
Manch Stündchen auf, und hielt Roußeau's
Verblendung hoch in Ehren.
Ich pflegte salua venia,
Herrn Zabuesnigs Opera
Oft frevelhaft beim Schmauchen
Als Fidibus zu brauchen.

Ich glaubte, daß zur Professur
Des Kirchenrechts nur Laien,
Nicht Mönche, die dem Staat ein Schwur
Entwandte, tauglich seien.
Und daß bei einem solchen Amt
Den Kuttenträgern insgesamt
Nicht mehr zu trauen wäre,
Als Katzen bei dem Schmeere.

Ich hätte gerne für ein Paar
Von Zaupsers lahmen Fingern
Die ganze wohlbeleibte Schaar
Von Baierns Ordensjüngern
Mit Haar und Bart, und Kopf und Fuß,
Ja (weil ichs doch gestehen muß)
O Frank, bei meinem Leben!
Dich selber hingegeben.

Ich sah, bis Du des Bessern mich
Vom Predigtstuhl belehrtest
Und daß Dirs Ernst war, feierlich
Am Maurervolk bewährtest,
Die Menschen stets für Brüder an
Und wähnt', es wäre wohlgethan
Wenn man die Menschenliebe
So weit, als möglich, triebe.

Ich weiß, daß dieser Sündenschwall
Mich nach dem Kirchenrechte
Der frommen Baiern Knall und Fall
Nun an den Bratspieß brächte:
Doch, Vater Frank, verzeih! — Wo nicht,
So sey's denn, wenn ich armer Wicht
Nur keiner Pfaffenheerde
Zum Opferbraten werde.

Ich will mich lieber schnurstraks hin
In Satans Küche trollen,
Um dort mich braten, oder brühn
Zu lassen; denn es sollen
Die schwarzen Herr'n der Unterwelt
Trotz dem, was Kochem uns erzählt,
Nicht halb so greulich toben
Als unsere hier oben.

J. F. Ratschky.

Eure Exzellenz sehen nun hier, wenn Sie nicht vor Aerger in die Ohnmacht gefallen sind, offenbar die Gottlosigkeit, den Unglauben und Irrglauben mit hellen Augen. So weit gehet die Zügellosigkeit der heutigen Schriftsteller, welche kein Bedenken tragen, Männer vom größten Ansehen zu verunglimpfen. Da von jeher die Beichtvaterstellen die wichtigsten im Staate waren, und da man dieselben von jeher den Jesuiten anvertrauet hatte, so kann ich es nicht begreifen, daß man bei der Zensur so nachsichtig seyn konnte, eine solche Schrift paßiren zu lassen. Ich muß mich beinahe zu todt ärgern, wenn ich mir vorstelle, daß man sich über einen Mann waget, vor dem so viele ansehnliche Menschen herumkriechen, und sich um dessen Gunst bewerben. Aber was nützet all mein Jammer und Aerger, da ich nichts mehr verhindern kann. Ich mag Ihnen den Jubel und das Freudengelächter nicht beschreiben, welches dieser Almanach hier erreget hat: Jedermann trägt das Buch in der Tasche mit sich, und in allen Gesellschaften wird die 34ste Seite mit dem lautesten Händeklatschen abgelesen. Auf allen Tanzsälen, in allen Kaffeehäusern, z. B. beim Herrn Milano, beim goldenen Ochsen, bei Hrn. Buhlmann u. s. w. findet man den Almanach auf den Tischen, und da ist das ewige Gerede vom Pater Frank. Leider! muß man alsdenn die hitzigsten Ausfälle auf den Ruhm Eurer Exzellenz mit anhören, und ich getraue mir die Ausdrücke nicht niederzuschreiben, womit Dero hoher

Name bemakelt wird. Man ist erst noch mit all diesen Betragen nicht einmal zufrieden: sondern einer erkläret dem andern die Strophen, und ein jeder will jeden Vers mit Privatanekdoten zu verzieren wissen. Ich wünsche täglich, daß nur recht bald wieder eine andere Brochüre erscheinen, oder ein neuer englischer Bereiter ankommen möchte, um nur den verteufelten Wieneralmanach wieder aus den Wienerköpfen zu bringen.

Da ich nun, wie gesagt, hier zu Lande nichts mehr hindern kann, so wollte ich Ihnen diese höchst verdrüßliche Nachricht nur in der Absicht zu wissen thun, damit Hochdieselben wenigstens in Ihrer Gegend vorbeugen möchten, um die Verbreitung des ärgerlichen Almanachs zu verhindern. Noch wäre die beste Zeit hierzu, wenn sich Eure Exzellenz belieben würden, zur Bewirkung des Verbotes die gehörigen Vorkehrungen zu treffen. Denn noch sind die Paquette, so viel ich erfuhr, nicht in das Ausland versendet worden, weil der Abdruck noch nicht gänzlich zu Ende ist. Es wäre also mein Rath, an alle Gränzmauten, Gränzbeamten und Gerichtsstellen unverzüglich den Befehl zu senden, daß man den Wieneralmanach ohne alle Gnade und Nachsicht konfiszziren, und denjenigen, der sich so einen Almanach in die baierschen Lande einzuführen unterfangen würde, in Eisen geschlossen zur weiteren Bestrafung nach der angewiesenen Behörde abliefern sollte. Da es nun leicht zu erachten ist, daß eini-

ge freigeisterische Baiern den Almanach heimlich bei sich führen, die obige Stelle abschriftlich mit sich tragen, und anderen kommunizirren, oder unter vielen Menschen verbreiten könnten, so ist es höchst nothwendig einen Befehl zu bewirken, daß alle diejenigen ohne Ausnahme, welche vom gedachten Almanach wissen oder hören, oder hören wollen, ohne einziger vorhergegangener Untersuchung schärfest gestraft, ihrer Aemter entsetzt, und des Landes verwiesen werden. Ferner belieben Sie es auch dahin zu bringen, daß es bei der körperlichen und zeitlichen Strafe nicht nur allein sein Verbleiben habe, sondern daß Jedermann, der den Almanach liest, oder lesen hört, oder lesen hören will, bei sich trägt, oder nur von ferne sieht, oder sehen will, ipso facto latae sententiae exkommunizirет sey: indem der Almanach nicht nur Dero heiligen Würde höchst nachtheilig, sondern sogar glaubenswidrige und ketzerische Sätze enthält. Dieses, glaube ich, würden Sie sehr leicht bewirken, da selbst ein römischer Nuntius in loco sitzet, der sich von einem Auditore del sagro pallazzo die zu exkommunizirenden deutschen Bücher verdolmetschen läßt. Hierbei müßte man es aber nicht bewenden lassen, sondern durch verschiedene heimliche Emissärs denjenigen nachspühren, von denen es vorher zu vermuthen ist, daß sie keine Freunde der Jesuiten, und folglich — schlechte Christen seyen. Wenn nun Eure Exzellenz meinen Rath eiligst befolgen würden, so könnte wenigstens das katholische Baiern von

diesem ansteckenden Buche befreit bleiben. Würden Sie aber zu lange verzögern, und das 1787ste Jahr, das ohnehin sehr nahe vor der Thüre ist, hereinbrechen lassen, so würde in kurzer Zeit das ganze Land mit der Brochüre überschwemmet werden. Um Sie also durch mein Schreiben nicht länger aufzuhalten, so empfehle ich mich zu Gnaden u. s. w.

32.

Der Carthäuserabt von Brühl bei Regensburg, an den Prälaten des Klosters St. Veit, bei Neumarkt in Baiern.

Reverendissime in Christo! Leider muß ich Ihnen einen Verdruß bekannt machen, dergleichen seit meiner Regierung nie über meinen Nacken gekommen ist. Der Herzog von Würtemberg bringet den ganzen hochwürdigen Prälatenstand aus seiner Fassung. Ich erinnere mich gar wohl, daß derselbe auch Sie, reverendissime in Christo! in keine geringe Verlegenheit setzte, als er vor wenig Jahren unvermuthet auf Ihr berühmtes Kloster traf, um die vortrefliche Klosterbibliothek zu sehen, wozu weder Sie, noch Ihre gelehrten Paters die Schlüssel gefunden hatten. Aber wer kann dafür, daß solche Herren

so

so unverhoft daher kommen, ohne eine Staffette voranzuschicken? Ich weiß gewiß, daß Euer Hochwürden den Bibliothekschlüssel in Bereitschaft würden gehabt haben, wenn der Herr Herzog ein paar Monate zuvor seine Ankunft hätte wissen lassen. Aber so kann man warlich nicht auf alles denken; und dennoch waren einige Leute so nasenweise, daß sie aus dem vermißten Bibliothekschlüssel auf die Gelehrsamkeit der Religiosen schließen wollten, und den Vorfall, so viel ich mich erinnere, sogar in öffentlichen Schriften bekannt machten. Wenigstens habe ich selbst jene unverschämte Nachricht gelesen, daß der Hirsch mit seinen Geweihen die Bibliothekfenster eingestoßen, und die auf den Gesimsen liegenden Manuscripte **gefressen** habe. Das muß nun ein gelehrter Hirsch seyn! Aber wer kann dafür, daß eben die Bibliothek zur ebenen Erde gegen den Garten gebauet ist? wäre sie im zweiten Stockwerk, so würde wohl dem Hirschen das **Manuscriptfressen** vergangen seyn. Leider ist jetzt eine sehr verkehrte und kritische Welt! Wäre dieß vor funfzig Jahren geschehen, kein Mensch hätte sich weder über den verlornen Bibliothekschlüssel, noch über die gefressenen Manuscripte aufgehalten. — Wir haben jetzt recht ketzerische Zeiten: Jedermann verlanget die Wissenschaften und Gelehrsamkeit in den Klöstern zu finden, da es doch eine Klostermaxime ist, keinen Gelehrten zu einem Prälaten zu wählen, aus Furcht, daß er zu viel Geld

für die Wissenschaften verwenden, und zu wenig für Küche und Keller sorgen möchte. Natürlicherweise wünschet sich ein jeder Prälat zu werden, wozu er um so größere Hofnung hat, jemehr er sich auf Ackerbau, Bräuhaus, Pferd- und Viehmärkte verstehet, — — und für die Vollständigkeit der Bibliothek, für Anschaffung physikalischer und mathematischer Instrumente, Naturalienkabinette und botanischer Gärten **weniger** eingenommen ist. Und wozu, um Gottes Willen! sollen wohl diese gelehrten Prahlereien dienen? Der gewählte Prälat hat Hofnung, mit der Zeit Landstand zu werden: und in den Landschaftssitzungen kömmt zu ewigen Zeiten kein Wort von Erbauung einer Bibliothek vor. Der Hang nach den Wissenschaften erstickt bei den Geistlichen den aszetischen Geist; daher freuet mich noch die Anekdote, welche ich vor ein paar Jahren gehört habe. Als nämlich ein baierischer Kommissar nach geendigter Prüfung, wo allerhand welteitles Gezeug aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, praktischen Philosophie u. s. w. vorkam, einen Knaben fragte: wozu dies alles nützte? so antwortete dieser dreiste: **zum Windmachen.** Als aber der erhitzte Herr Kommissar noch weiter in den Knaben drang, woher er dieses gehört hätte, so entdeckte sichs, daß es ihm sein patriotischer Herr Professor in der Schule vorgesagt hatte. Allein, wohl gemerkt, der vortrefliche Professor, der diese gemeinnützige Lehre seinen Schülern eingepfropfet hatte, war ein — Exjesuit!!! Ewig Schade, daß die-

ser verdienstvolle Mann nicht bis auf den heutigen Tag seine Lehrstelle bekleiden durfte. Doch, ich schweife aus.

Ich kann nicht begreifen, warum jetzt die vornehmen Reisenden immer nach Bibliotheken und Manuscripten fragen. Vor Zeiten waren die Fürsten und Kavaliers auch gereiset, aber nach Bibliotheken wurde selten gefragt; und geschah es je zuweilen, so war man weiter auf nichts neugierig, als auf die vergoldeten Kästen und Zierrathen. Heut zu Tage bleiben die Herren halbe Tage lang bei den Büchern stehen, ohne daß man nach dem Chore, nach der Kirche, oder nach dem Oratorium frägt. Vor Jahren bediente man die fremden Gäste mit Vorzeigung der heiligen Reliquien, Ablaßbriefe, Mirakelbilder und Schankungen, welche die andächtigen Christen geopfert haben, und in den Schatzkammern aufbewahret werden. Alsdann erzählte man den Gästen die Wunderwerke und Erscheinungen der Ordensheiligen; man führte sie in die Gruft, und zeigte ihnen die unverwesenen Körper der heiligmässigen Ordensleute; man schrieb zuletzt die Fremden in die Brüderschaft ein, und alsdann gab man ihnen etwas von den modernden Gebeinen der unverwesenen Körper, ein Fleckchen von einem Habit eines selig verstorbenen Ordensmannes, oder sonst eine heilige Reliquie auf die Reise mit, welche die Geburt der schwangeren Frauen befördern, oder vor

Hex= und Zaubereien bewahren. Seitdem man aber keine Zauberei mehr glaubt, und die Reliquien nicht in Ehren hält, so sind die silbernen Verlobnisse und die reichen Opfer der Christgläubigen gänzlich in Vergessenheit gekommen. Ich rede dieses nur aus Mitleid gegen jene Klöster, welche von Mirakeln und silbernen Verlobnissen leben müssen. Unser **Brühl** ist, Gott sey Dank, schon so gut gestiftet, daß wir diese Einbuße entbehren können. Allein ohngeachtet aller Vorsorge der klösterlichen Ruhe, so konnte ich dennoch den Verdruß nicht abwenden, der mir vor wenig Tagen zugestoßen ist. Ich hoffe, Sie werden mich bemitleiden, wenn ich Ihnen das ganze Faktum erzähle.

Neulich im Dezember 1786. war der Herzog von Würtemberg in Regensburg, die Fürstl. Palmische Bibliothek zu besehen. Diese fand er denn freilich in einer Verfassung, wie man die meisten Bibliotheken der Katholiken findet; denn sie war schon seit 15 Jahren ohne Fortsetzung und Kultur, und seit 4 Jahren gar ohne Aufseher. Jetzt will diese der Herzog gar kaufen, und er soll schon 20,000 Fl. geboten haben. Erschrecklich! so viel Geld für eine Bibliothek! und wie ich höre, so hat der nämliche Herzog schon in mehreren Orten auf seinen Reisen ganze Wagen voll Bücher für theures Geld zusammen gekauft. Ich kann nicht verstehen, was der Herr mit so ungeheuer vielen Büchern im Sinne hat; aber vermög unseren Klo=

stermaximen erkenne ich dennoch, daß, wenn der gute Herr Herzog in ein Kloster gieng, schwerlich (unter uns gesagt) ein Prälat werden würde; und dies aus keiner andern Ursache, als weil zu befürchten wäre, daß Hochderselbe alles Geld in die mathematischen und physikalischen Musäen stecken würde: und ich glaube nicht, daß er Lust hätte, sich einen heiligen Leib oder eine Ablaßbulle aus Rom zu kaufen. Als ich von der Anwesenheit dieses Fürsten in Regensburg hörte, dachte ich nichtsweniger, als daß er sogar nach dem **Brühl** kommen würde. Und wider alles Vermuthen war er da. Nun denken Euer Hochwürden, wie ich erschrack, als er schon vor der Klosterpforte war. Die erste Frage war wieder nach der Bibliothek. Zum Glücke hatten wir doch die Schlüssel eher bei der Hand, als Euer Hochwürden, und hiemit machte ich meine unterthänigste Verbeugung. Aber, was ich in meinem Leben nie gehört hatte, auch seine Gemahlin Durchl. war eben sowohl für die Bibliothek eingenommen, als ihr Durchl. Gemahl. Die Frau Herzogin wollte auch die Bibliothek besuchen, und dies setzte mich in so große Verlegenheit, als müßte ich mit Gottvater selbst sprechen. Ums Himmels willen! wie mir dazumal ums Herz war! ich könnte es bis diese Stunde nicht aussprechen. Euer Hochwürden wissen selbst, daß es unsere uralte heilige Klosterregel aufs strengste verbietet, kein Frauenzimmer lebenslänglich anzusehen, noch weniger demselben die Klosterpforte zu eröfnen. Es sind Paters in un-

serm Kloster, die schon 50 und 60 Jahre lang kein Frauenzimmer mehr nur von ferne gesehen haben. Es wird auch Euer Hochw. nicht unbekannt seyn, daß, wenn die Carthäuser im Frühling auf das Feld zuweilen spatzieren gehen, allezeit eine Stunde vorher der Amtmann auf den Feldern herumreitet, und die arbeitenden Bauersmädchen nach Hause schaffet, wo diese so lange versteckt bleiben müssen, bis die Carthäuser ihren Spatziergang geendiget haben. Da also unsere heil. Ordensregel so scharf ist, so mußte ich den Besuch der Frau Herzogin verbitten. Hierbei war mir ganz jämmerlich ums Herz; man sollte freilich einen Unterschied zwischen einer so hohen Person und dem übrigen Frauenzimmer machen. Allein ich finde in unserem Archiv keinen dergleichen Fall; denn so lange die Carthaus stehet, so erinnert man sich nicht, daß ein gelehrtes Frauenzimmer von so hohem Stande nach der Bibliothek gefraget habe. Uiberhaupt sind gelehrte Fürsten eine sehr seltene Erscheinung. Die hohe Dame war also genöthiget, im Wagen sitzen zu bleiben, denn ich nahm mir nach vieler Verbeugung das Herz zu sagen, daß es ohne Dispensation des römischen Stuhls nicht erlaubt wäre, ihr auch nur ein Plätzchen in einem Stübchen an der Pforte einzuräumen. Hierauf war die gnädige Dame so geduldig, eine ganze Stunde lang im Wagen auszuharren. Anfänglich glaubte ich, daß der Herzog Durchl. nur ein bischen herumblicken, und alsdenn wieder gehen würde, nach Art, wie es sonst

die Prälaten zu thun pflegen, wenn sie sich eine Bibliothek zu betreten würdigen; aber ich betrog mich. Der hohe Gast blätterte und suchte eine ganze Stunde lang in den Büchern herum, und mir war angst und bange dabei, aus Furcht, die Herzogin möchte des kalten Winters wegen im Wagen auf unser Kloster ungnädig werden. Ich bemerkte freilich etliche eingreifende Ausdrücke der Unzufriedenheit über die gar zu delikate Klostergewissensangst; allein ich war dabei froh, daß ich so gut durchkam.

Nun aber, reverendissime in Christo! sollen Sie das Gerede und das Schmälen des Regensburger Publikums hören. Ueber eine Woche lang mußte die unschuldige Carthaus den Leuten zum Gespötte dienen, und die neumodischen Gelehrten haben nicht ermangelt, diesen Vorfall in der ganzen deutschen Welt zu verbreiten. Man will behaupten, daß man einer Fürstensperson ohne päbstliche Dispensation die Klosterpforte eröfnen solle. Es mag seyn, daß so was im Jure kanoniko stehet; da aber die Wissenschaften unsere Sache nicht sind, weil diese den Klostergeist zum Stolz verleiten könnten, so sollte man mir diese Unwissenheit nicht zur Last gelegt haben. Man beschuldiget mich einer Unhospitalität und eines unhöflichen Betragens; allein es bringts ja die Klosterregel mit sich, daß die weltlichen Zeremonien oder Weltkenntnisse weit von uns entfernet bleiben sollen. Und jezt stehet die ganze Geschichte gar in den Zeitungen gedruckt, um den

heil. Orden überall lächerlich zu machen. Warlich! man sollte gar keine Bibliothek zu besitzen wünschen; denn wäre dieses wirklich, so wäre weder mir noch Euer Hochw. ein öffentlicher Schriftstellerschabernack gespielet worden. Sie sehen also, reverende in Christo, welches Unheil die Bibliotheken anrichten, indem wir beide den daraus erfolgten Verdruß nie vergessen werden.

33.

Der Exjesuit und Direktor des Priesterhauses zu Wien, Joseph Dissent, an Pater Merz, Domprediger in Augsburg.

Theuerster Herr Kollega! Jetzt bin ich Hahn im Korbe; der Herr Kardinal Migazzi hat mich zum Direktor des Priesterhauses gemacht. Sie wissen, mein Freund! daß schon seit 1757 eine geistliche Pflanzschule die Lieblingsidee dieses in der That großen und starken Kirchenprälaten war. Die Pflanzschule sollte gleichsam die Schanze seyn, aus der er gegen den überaus mächtigen Einfluß der Jesuiten zur selbigen Zeit agiren wollte. Und warlich! wer dem Migazzi dieses Stratagem in den Kopf gebracht hat, der war kein Narr: es ward den Jesuiten ein fürchterlicher Stoß zubereitet, und diese hatten keine andere Gegenwehre mehr, als die-

jenige, welche den Jesuiten und übrigen Pfaffen gewöhnlich ist, nämlich: recht wacker zu verläumden, und bei allen Gelegenheiten aus voller Kehle über die gute Sache zu schimpfen.

Allein man weiß nicht, was oft aus den Leuten werden kann, und ein rothes Band, ein rother Hut, ein rother Strumpf haben oft mehr Einfluß auf das Herz, als der hinreissendste Dichter. Daher gewinnt jetzt Rom mit rothen Hüten und Mützen eben so sehr, als es vormals mit ihren Rednern und Dichtern ganze Nationen hingerissen hatte. Kaum hatte Migazzi den rothen Hut, so ließ er die Jesuitenflagge auf seiner Batterie wehen; und nachdem er von seiner Reise aus Böhmen zurückkam, wo er von den Jesuiten ein Gut gekauft hatte, so redete schon der heil. Geist aus seinem Munde, da er in die Worte ausbrach: **man mag sagen, was man will; die Jesuiten sind doch recht gute, rechtschaffene, und der Kirche sehr nützliche Leute . . . .**

Aber diesen Mirakelspruch haben wir Niemanden zu verdanken, als den beiden Jesuiten, Niklas **Mustia**, und Heinrich **Kerens**; beide sind recht feine Kerls; der letzte ward Bischof von Neustadt, und der erste schrieb ein so erbauungsvolles Buch, daß man es zu Paris öffentlich verbrennen mußte. Dieses sind also jene theuren Kollegen, welche das Herz des Kardinals gefangen, und ihn auf einen

Weg geleitet hatten, wo er jetzt als das größte und weiseste Kirchenlicht vor ganz Europa pranget. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Migazzi, wenn er auf seiner ersten Bahn geblieben wäre, wo er den Jesuiten aus vollen Kräften entgegen arbeitete, nach dem Kaiser vor dem ganzen gelehrten Deutschland den größten Ruhm hätte erhalten können: wenigstens würde er den öffentlichen Spott verhindert haben, den er bisher verdienet hatte: allein vor den Augen des römischen Hofes und der jesuitischen Zunfte hätte er sich so tief erniedriget, als hoch er sich jetzt hinangeschwungen hat. Doch, wenn einmal der Himmel Wunder wirket, so füget es sich nicht anders; und unser ehemaliger Gegner ist unser Gönner.

Sie sollen sehen, Herr Kollega, was ich jetzt alles zu thun habe; zuerst muß ich Kabalen schmieden, um die vorigen Professoren aus dem Sattel zu heben, und alsdenn muß ich die Bücher wegzuräumen trachten, um einen la Croix, Busenbaum, Laymann, Bichler, Sporer ꝛc. wieder an ihre Stelle zu bringen. Durch meine Helfershelfer hab ich es schon so weit gebracht, daß die vorigen Alumnen ihrer verdorbenen Lehre wegen in der Stadt und auf dem Lande so weit verschrien sind, daß kein einziger Pfarrer einen Alumnus zur Seelsorge annehmen will. Und die gegenwärtigen halte ich so fest im Zaume, daß ein jeder die höchste Ungnade des Kardinals zu gewarten hat, der nicht nach mei-

ner Pfeife tanzen will. Am besten tauget mir der hiesige Domprediger Mazzioli, welcher die aufgeklärten Alumnen und Kurgeistlichen in seinen Predigten so kennbar mißhandelt, daß die Leute mit Fingern auf sie deuten. Ich weiß es zwar wohl, daß Sie, Herr Kollega, auch Haare auf den Zähnen haben, aber ich zweifle so lange, ob Sie dem Mazzioli gleich kommen, bis auch Sie das nämliche gethan, und recht wacker gegen die Jesuitenfeinde geschimpft haben.

Jetzt wende ich alles an, das ganze Priesterhaus mit Lehrern aus dem Jesuitenorden zu besetzen; und sind wir einmal im Besitze, so soll uns kein Teufel mehr hinausbringen können. Denken Sie doch an den Spaß, mit dem wir jetzt den Hrn. Kardinal herum zu drehen wissen. „Leset Pascals Provinzialbriefe, sagte er einmal zu den Alumnen, die werden euch die abscheuliche Jesuitermoral, und ihre bösen Folgen aufdecken. Der Kur will ich durch euch eine andere Gestalt geben: diese will ich als ein Muster aufstellen, nach welchem sich die übrigen Geistlichen zu richten haben werden.“ — Allein, als er dieses sagte, da war er noch nicht Kardinal, hatte noch kein Jesuitengut gekauft. Kaum besaß er den rothen Hut und das Jesuitengut, so drehete sich der heil. Geist in seinem Kopfe ganz jämmerlich. „Hütet euch, sprach der Kardinal vor ein paar Tagen zu den Alumnen, vor einer Wissenschaft, welche aufbläst: ich will keine Gelehrte,

sondern gute Geistliche haben. Ihr sollet nicht mehr zu den Professoren gehen. Ich werde euch die Bücher, welche ich nicht gutheisse, wegnehmen und fleißig visitiren lassen. Ich will sapere, sed sapere ad sobrietatem.“ Ich konnte mich nicht enthalten in die Faust zu lachen, als ich diese honigsüße Jesuitenlehre das erstemal öffentlich aus seinem Munde hörte. Dies waren freilich zwei sich einander widersprechende Anreden: aber man kennet ja das hiesige Publikum; es hat beinahe keine Seele den Widerspruch gemerkt, und es ist hier schon so Mode, daß man im Taumel des abwechselnden Luxus am folgenden Tag dasjenige vergißt, was man vorher gehöret hat. Ich wiederhole nun täglich vor den Alumnen den goldenen Spruch des Hrn. Kardinals, sapere ad sobrietatem, nämlich, ihr sollet nicht mehr wissen, als ich haben will, und eure Kenntnisse sollen mit eurer Nasenspitze im Parallele stehen. Ich predige täglich von der **heiligen Einfalt**, als welche die einzige wahre Glückseligkeit des Menschen ist, da wir aus der Erfahrung haben, daß Millionen Franziskaner, Kapuziner, Dominikaner, Augustiner u. s. w. durch die **heilige Einfalt** hier und dort glückselig geworden sind. Sie sollen jetzt, Herr Kollega, die Bibliothek sehen, welche ich für das Priesterhaus eingerichtet habe, und Sie würden mir lauten Beifall zuklatschen, daß durch mich der Grundstein zur **heiligen Einfalt** geleget worden.

Um die heilige Einfalt recht zu verbreiten, so habe ich jetzt das ächte Bild, was der Pabst sey? beim Tische vorzulesen befohlen. Ja; dies wäre ein anderes Werk, als jenes des ketzerischen Landrath Eybel; dieser war nie dazu geweihet, die Frage zu beantworten: was ist der Pabst? Und doch wagte er sich mit seinen profanen Händen daran: ich habe schon alle Jesuiten und Mönchsfreunde aufgefodert, es dahin zu bringen, daß Eybel samt seiner Schrift exkommuniziret werde, welches ich auch mit der Gnade Gottes zu bewerkstelligen hoffe. Aber diejenige Schrift: ächtes Bild, was der Pabst sey — ist ein Meisterstück der alten kanonistischen Nervosität.

Ich danke Ihnen recht sehr für die hundert Exemplare. Sie dürfen wohl noch ein paar Hundert nachsenden, denn das Werk findet bei allen Jesuitergönnern allgemeinen Beifall. Ich argwohne immer, Sie selbst, Herr Kollega, seyen der Verfasser; denn ein paar derbe polemische Kraftworte, woran Sie nie leer sind, verrathen Sie. Dem sey wie ihm wolle, so verstehen Sie wenigstens das Hereinschwärzen eben so gut, als die böhmischen Tabaksjuden. In Wahrheit! in und um Augsburg müssen trefliche Buchhändler seyn, weil sie sich um die Verbreitung der Jesuitenwaare so sehr annehmen: mit den hiesigen ist in diesem Falle zwar etwas, aber lange so viel nicht zu versuchen, als wozu die aus dem schwäbischen Kreise ihre Hände

bieten. Schreiben Sie nur mehrere dergleichen Stücke zusammen; ich lasse sie alle über Tisch vorlesen: dadurch habe ich Gelegenheit, den **Fleury** nach und nach aus dem Priesterseminarium zu verdrängen, der jetzt alten Herkommens halber über Tische vorgelesen wird. Es merken freilich die wenigsten auf den Tischleser; denn ein jeder richtet seine Augen nach der Schüssel, um den Magen zu sättigen, anstatt den Verstand zu füttern. Uiberhaupt kann des **Fleury** Kirchengeschichte wenig Einfluß haben, denn die Anstalt ist zu poßierlich. Denken Sie, das Werk bestehet doch aus mehr als 60 Bänden, und hievon wird täglich kaum so viel gelesen, als etwa einen halben gedruckten Bogen anfüllet: es erreichet also kein Alumnus ein so hohes Alter, daß er die ganze Vollendung der Kirchengeschichte erleben mag: der müßte ein Wundergenie seyn, der sich bei dieser Einrichtung nur Nagelbreit von der Geschichte zu Nutzen machen könnte. Und dabei habe ich noch gewisse Vortheile: ich sitze oben an, und sobald eine Stelle gelesen wird, die mir und dem Pabste nicht allerdings behaglich ist, so brauchts nur mit dem Messer auf dem Tisch zu klopfen, und augenblicklich — höret der Vorleser **mitten in der Stelle** auf. Hätte sich aber je einer etwas gemerket, so wird **immediate** das Martyrologium gelesen, wo in einem Athem 20 Heiligenhistörchen vorkommen, welche sodann alles verdrängen, was man sich aus dem Fleury etwa gemerket haben möchte. — — Sie könnten jetzt einwenden, daß es mit anderen Schriften der nämliche Fall wäre. Doch, bei

Leibe nicht! da habe ich wieder andere Vortheile: ich bringe die vorgelesene Schrift nach dem Tische nochmal zur Sprache, mache Reflexionen darüber, und dieß nöthiget die Alumnen, scharf auf den Tischleser zu merken, wenn sie meine Huld nicht verlieren wollen. Dadurch habe ich es schon so weit gebracht, daß alle Alumnen die **Eybelschen** Schriften, sie mögen Wahrheit enthalten oder nicht, von ganzen Herzen hassen, und nur denjenigen getreulich anhangen, welche von den Jesuiten geschrieben, und von mir getreulich angerathen worden. Damit ich es Ihnen kurz sage, die Sache ist, vermuthlich durch die Vorbitte unsers heil. Erzvaters Ignaz, schon so weit gediehen, daß das Seminarium einem ächten Jesuitennoviziate ähnlich sieht. Hie und da bemerken dieses freilich einige Hofherren, aber die Jesuitenstimme ist so stark, daß man sie fürchten muß: und die Zeiten, wo man sich freiwillig als Märtyrer der Wahrheit preisgiebt, sind vorbei. Es bleibt immer gut für uns, daß man die Priesterhäuser, Seminarien, Alumnate, Pflanzschulen, oder wie man diese geistlichen Treibhäuser auch heißen mag, zur Bildung der Priester als unumgänglich nothwendig und wichtig hält: und diese Meinung ist schon so allgemein anklebend, daß sogar die angesehenen Staatsmänner darauf beharren. Immer gut für uns Jesuiten, sage ich, so lange noch nur ein Winkel bestehet, der nur von Ferne einer mönchischen Einrichtung ähnlich ist; denn dadurch giebt es immer noch Gelegenheit, das päbstliche Ansehen zu verbreiten und geltend zu machen, und wir Jesuiten haben die Hofnung

des Wiederauflebens noch lange nicht verloren. Sie wissen doch, daß alle diese Institute ohnmöglich ohne mönchischer Einrichtung bestehen können, und daß sich die Wissenschaften nicht nach der militärischen Taktik dirigiren lassen; es bleibt also immer der Weg offen, so viel römisches Dunkel zu verbreiten, als man nur will.

Die Berliner und Leipziger Gelehrten haben es zwar schon gewaget, über die Schädlichkeit der Priesterhäuser einiges Licht aufzustellen: aber zum guten Glücke mögen die frommen Katholiken, und besonders die Wiener, alle die Berlinerschriften nicht schmecken. Die eingewurzelte Religions- und Nationalantipathie thut hier gute Dienste; die Leipziger und Berliner mögen noch so treffende Wahrheiten sagen, sie greifen nicht ein, und es ist immer genug, eine Sache deswegen nicht zu glauben oder zu beherzigen, weil es ein Berliner oder Leipziger geschrieben hat. Um also diese Antipathie zu nähren, so halte ich für nothwendig im Nothfalle vielmehr die Schriften der Katholiken zu rühmen, sollten diese auch den römischen Hof noch so schwarz machen, als den Schriften der Protestanten Beifall zu geben. Dadurch gewinnen wir auf zweifache Art; erstlich verdrängen wir die Schriften der Ausländer, welche, unter uns gesagt, weit mehr philosophischen Scharfsinn und Kenntnisse, als die inländischen im Durchschnitt genommen, zu verbreiten im Stande wären: und zweitens gewinnen wir das Ansehen

sehen der aufgeklärten Denkungsart, und zugleich des Patriotismus, da man vermuthen wird, als wären wir im hohen Grade für die Aufnahme der einheimischen Litteratur eingenommen, ob wir schon inzwischen die Verbreitung derselben zu verhindern wissen. Nur habe ich noch eine Bitte, Herr Kollega! Damit es nicht sichtbar herausleuchtet, daß uns die protestantischen Schriften ein Dorn im Auge sind, so suchen Sie für Geld und gute Worte z. B. in Nürnberg, in Leipzig, oder in der Schweiz ein paar Protestanten anzuwerben, welche nach unserm Plan im Schriftstellerwesen arbeiten möchten: ich würde alsdenn nicht unterlassen, die Werke derselben zu verbreiten, und meine ganze Bemühung würde das Ansehen gewinnen, als wäre ich auch für den Geschmack der Leipziger Gelehrten u. s. w. eingenommen. Man könnte das Ding mit aller jesuitischen Arglist ins Werk setzen. Ich habe von einem Herrn Protestanten aus Leipzig, der sich Masius nennet, gehört, daß dieser unserem Vorhaben nicht abgeneigt wäre: entwerfen Sie demselben einen Plan zum bearbeiten, und ich würde den Autor nicht unbelohnt lassen. Ich habe eine Idee, z. B. von der Religionsvereinigung, die sich herrlich entwerfen und ausführen ließ. Wir wollen uns in noch mehreren Briefen deshalb besprechen. Indeß habe ich die Ehre genossen, Ihnen von den goldenen Aussichten des auflebenden Jesuitismus die

höchst erfreulichen Nachrichten zu ertheilen, der ich mit aller Hochachtung bin u. s. w.

34.

Antwort des Pater Merz an den Direktor Dissent.

Mit innigstem Vergnügen las ich in Dero letzten Schreiben die seelerquickenden Nachrichten von den glücklichen Fortschritten, welche Sie unter dem väterlichen Segen des heiligen Ignaz gethan haben. Noch denselben Abend habe ich diese Neuigkeit meinen ersten Lieblingsfreunden erzählet, welche den lebhaftesten Antheil nahmen. Ja ich war so glücklich, einen wirksamen Protektor unsers h. Ordens in solche Begeisterung zu bringen, daß er noch dieselbige Nacht, ohne Zweifel par Suffrage des heil. Geistes, ein Projekt entwarf, welches für uns die günstigsten Aussichten enthält. Sie vergeben mir also, Herr Kollega! wenn Sie an mir einen mächtigen Wetteiferer für die jesuitischen Pflanzschulen wahrnehmen: denn mein Unternehmen ist weit aussehend, wenn ich je so glücklich bin, den Plan im Stillen ausführen zu können.

Ich errichte gleichfalls ein Priesterhaus, aber mit ungleich stärkerer Vorsicht und Verschwiegenheit.

Rathen Sie nun einmal, wo? Etwa in Augsburg, oder Dillingen? werden Sie antworten, und haben dabei nichts errathen: denn an jenen beiden Orten wäre es doch überflüßig, da man für die Lehre unsers gottseligen Pater Pichler noch eben so gut eingenommen ist, als wäre dieser noch leibhaft Professor zu Ingolstadt, oder als säß unser berühmte Theolog Laymann mit dem ganzen Gestank seines in Register gebrachten Sündenpfuhles noch auf seinem vorigen Katheder zu Dillingen. Ich weiß die Sache schlauer anzustellen; und wenn dieser Brief nicht aufgefangen wird, oder in unrechte Hände geräth, so bleibt es wohl über ein Jahrhundert verschwiegen. Nur will ich Ihnen die Hauptsache kurz erzählen.

Sie kennen doch meinen Herzensfreund, den Herrn Oberer, welchen ich beredet habe, in seinem Namen irgendwo ein Seminarium zu stiften, das aber, unter uns gesagt, weiter nichts, als ein bemänteltes Jesuitennoviziat wäre. Als ich demselben den ganzen Plan vorgelegt hatte, und zugleich gezeiget, durch welche Resurcen man frühe oder spät des ausgelegten Geldes halber wieder hereinkommen könne, und als ich ihn mit dem Zeigefinger auf unsere laufenden Wechsel nach den Kichler Umschlag gewiesen hatte, der auch für eine ungeheure Summe Bürge genug seyn könnte, so nahm er keinen Anstand, in meine Vorschläge zu willigen.

Und nun arbeitet er über Hals und Kopf ein Priesterhaus, denken Sie, wo? in Baiern — zuwegezubringen. Nicht wahr? dieser Ort wäre Ihnen nicht eingefallen. Und in ganz Baiern soll es niemand erfahren, daß ein Oberer, vielweniger ein Jesuit von Augsburg dahinter stecket. Man muß seine Absichten nie auf Hauptstädte konzentriren; denn wenn man einmal die kleinen Plätze alle inne hat, so ergeben sich zuletzt aus Mangel an der Kommunikation die großen Plätze von selbst, dieß ist eine allgemein geprüfte Eroberungsregel. Daher zweifle ich sehr, ob Sie sich in Ihrem Hauptorte lange festhalten werden. An der Ausführung meines Planes ist schon Hand angeleget, und der Freisingische Hof hat freudig die Besorgung des Bauwesens übernommen, ohne der Sache nachzudenken, woher etwa das Primum movens entstehen möchte. Oberer gieng nach Freising, und es wurde sein Antrag mit vieler Verbindlichkeit aufgenommen, weil es dort etwas Ungewöhnliches ist, daß Jemand aus freiem Säckel eine so große Summe zur geistlichen Stiftung darbot. Was bei der Sache noch lustiger war, so ist es dieses, daß sich Oberer den Ruhm von ausgezeichneter Frömmigkeit und unnachahmlicher Heiligkeit erwarb, und von jedermann als der andächtigste Seeleneiferer betrachtet wurde. Die Herren Geistlichen und Konsistorialräthe machten ihm die tiefste Verbeugungen; alle baten ihn zur Tafel, und Oberer könnte heute noch dort seyn, ohne eine Zeche bezahlen zu dürfen. Keine Seele von Freising

weiß um unsere Absichten, als ein paar Jesuiten, welche den dortigen Hof par Sufflage dirigiren. Man hatte den Hrn. Oberer mit der verbindlichsten Zärtlichkeit, und obendrein cum Benedictione apostolica entlassen, und noch höret man in allen Gesellschaften und auf allen Bierbänken, von der ausgezeichneten Frömmigkeit der erzkatholischen Augsburger sprechen.

Dergleichen Schritte und Wendungen sind für meine Aussichten sehr zuträglich, da ich ein ganz anderes Publikum vor mir habe, als das Ihrige ist, welches durch Zufälle oder Vorspielungen wieder umgestimmt werden kann. Die Akademie in München stellet sich unserem Orden auf ihrer kraftvollen Denkungsart unbezwinglich dar: alle Versuche, die wir bisher angewandt hatten, um entweder ihre Denkungsart umzuändern oder sie gar umzustürzen, waren vergebens; und ich halte dafür, daß diese Vestung durch keine andere Mine gesprengt werden kann, als wenn man ein paar ungekannte Jesuiten als Mitglieder in ihren Zirkel bringet, und derselben, so zu sagen, den Pulversack an den Hals hänget. Ich bitte daher täglich in der heil. Messe, daß Gott einmal die hellen Augen der Akademie verblenden möchte, nur ein paar heimliche Jesuiten und Jesuitischgesinnten zu Mitgliedern aufzunehmen, und wir werden in kurzer Zeit weniger gemeinnützige Werke, und mehr scholastische Spitzfindigkeiten vor Augen haben, welches der Himmel durch Vor-

bitte des heil. Ignaz gewiß und recht bald wird geschehen lassen. In unserem verdorbenen Jahrhundert ist es nun einmal so weit gekommen, daß man gelehrt seyn will; dies läßt sich so leicht nicht mehr ändern: nur ist der einzige Weg übrig, den Stoff der Gelehrsamkeit zu bestimmen, und diesen dahin zu drehen, daß man zwar viel Gelehrtes, aber weniger Gemeinnütziges auf die Bahn bringe. Glauben Sie mir sicherlich, daß der bekannte Hr. Sterzinger mit seinem Hexenkriege auf ganz Deutschland mehr Einfluß hatte, als tausend Abhandlungen und Untersuchungen einer alten römischen Heerstrasse, oder einer zu Judas des Makkabäers Zeiten geprägten Münze. Berechnen Sie einmal, Herr Kollega! jene ungeheuren Summen, welche der Geistlichkeit, und besonders den Bettelmönchen an Geld, Naturalien, Viktualien und Messestipendien von dem andächtigen Volk in der einzigen Absicht dargereichet wurden, um ein eingebildetes Präservativ gegen Hexerei, Zauberei und Teufelei zu erhalten, da sowohl der adeliche als bürgerliche Pöbel, alle Mutterfraisen, Magenwinde und Bauchgrimmen der Hexerei zuschrieb: und berechnen Sie diesen geistlichen Finanzzweig nach zwanzig Jahren wieder, und Sie werden finden, daß Herr Sterzinger der gesammten Geistlichkeit viele Millionen entzogen, und das Publikum damit bereichert habe. Es dürften nur noch ein paar solche baiersche Mitglieder aufwachen, welche mit aushaltendem Muthe, wie Sterzinger, das Fegefeuer und die Mirakel zu bestreiten wag-

ten, und das ganze Mönchwesen wäre mit einem male kaput. — Es wird zwar hie und da in den fliegenden Schriften etwas im Vorbeigehen gesagt; dies macht aber beinahe keine Wirkung, und verdünstet in kurzer Zeit wieder. So lange man die irregeführten Menschen nicht mit ausdauerndem Muth, mit faßlichen und zugleich überzeugenden Beweisen, und mit unumstößlichen Zitaten u. s. w. ein über das anderemal bestreitet, so lange haben wir wenig zu befürchten. Allein ich plaudere jetzt zu viel von den Hindernissen, welche man der Aufklärung in den Weg stellen kann; vielleicht spreche ich einmal in einem besonderen Schreiben darüber. Ich muß Ihnen noch das übrige meiner Aussichten niederschreiben.

Das projektirte Priesterhaus kömmt also auf einen entlegenen Ort, auf einem simpeln Marktflecken zu stehen, der bisher nur durch ein Mirakelbild bekannt ist, nämlich von der Maria zu Dorfen genannt. Dort soll das Treibhaus der gesamten Freisingischen Geistlichkeit bestehen, und dort sollen die jesuitischen Grundsätze eingepfropfet, und nach ihrer Reife wieder verbreitet werden. Da der Ort ringsumher von Städten entlegen ist, so ist man auch gegen alle, sowohl schriftliche als mündliche Anfälle der beobachtenden Kritiker gesichert, und die Vorsteher, welche, Gott sey Dank, alle geschworne Jesuiten sind, können dort ungehindert nach ihrer Willkühr schalten. Was aber die Wis-

senschaften betrift, so werde ich anders, als Sie, zu Werke gehen lassen. Man muß den jungen Geistlichen die Bücher nicht mit Gewalt nehmen, denn dies erreget Aufsehen und Nachdenken: sondern man gewöhnet sie an das bequeme Meditiren und Beten, und an einen unkennbaren Müßiggang, wodurch sie die Bücher von selbst zu hassen anfangen. Ist ein feuriger Kopf darunter, so beschäftige man ihn mit Predigen und Katechesen; und ein nur geringer Beifall des Pöbels wird ihn bald zum Pedanten machen. Die sogenannten aufklärenden Schriften muß man nur nach und nach entfernen, und zugleich besorgen, daß die unsrigen an deren Stelle hingebracht werden. Was dies betrift, so bin ich mit Ihnen vollends verstanden, daß Sie das ächte Bild, was der Pabst sey — anstatt der Eybelschen Brochüre eingeführet haben: und ich wünschte mir nur Hände genug, um mehrere dergleichen Schriften verfassen zu können.

Nun muß ich Ihnen noch einen Punkt beantworten. Ich hatte den nämlichen Gedanken, wie Sie, einen Religionsvereinigungsplan zu entwerfen. Daher habe ich mit Hrn. Lavater in der Schweiz schon vorläufige Bekanntschaft zu machen gesuchet. Da Sie aber mit dem Hrn. Masius in Leipzig anbinden wollen, so überlasse ich Ihnen die Ausführung des Planes alleine. Es giebt hier Leute, welche den Masius kennen: und ich erfuhr, daß er ein von der Universität zu Erlangen entlaufener

Student sey, im übrigen aber zum litterarischen Fache ziemliche Anlage besitze. Entlaufene Studenten, Avanturiers, Proseliten, Besessene, und Prinzen von Albanien waren ehevor schon immer unsere Leute, mit welchen wir die Komödien gespielet hatten und ich wünsche Ihnen mit dem Masius glückliche Auftritte. Es wäre freilich sehr gut, wenn wir einige Protestanten als Mitarbeiter hätten; denn diese Leute wissen doch die Sache nach dem Geschmack und im zierlichen Deutsch vorzutragen, worin ich ohnehin sehr schwach bin. Unser Pater General begieng einen groben Fehler, daß er in unserem Orden die deutsche Sprache nicht besser beförderte; sehr oft würden die Jesuiten eine nützliche Schrift herausgeben, wenn sie in ihrer Muttersprache besser zu Hause wären, das sie jedesmal von ihrem frommen Vorhaben abhält.

Endlich habe ich noch eine dringende Bitte, nämlich meine Kontroverspredigten bei Ihren werthesten Gönnern bestens zu empfehlen. Mein Verleger hat noch eine Menge Exemplare vorräthig, die er bei der dermaligen Lauigkeit gegen die geistlichen Schriften nicht an den Mann zu bringen weiß. Sie würden mich also ungemein verbinden, wenn Sie die Mühe auf sich nähmen, den Absatz meiner geistreichen Werke befördern zu helfen, wofür ich verharre u. s. w.

35.

Der Nachdrucker Zoglauer in Wien, an den Nachdrucker Strobel in München.

Euer Hochedelgeborn, Hochgelehrter Herr und Freund!

Da ich aus verschiedenen öffentlichen Blättern vernommen habe, daß sich Euer Hochedelgeborn noch immer rastlos mit dem Nachdruck beschäftigen, so nehme ich mir die Freiheit wieder einmal an Sie zu schreiben. Sie erlauben gütigst, Ihnen einen Plan eröfnen zu dürfen, der ohne Zweifel in Rücksicht Dero Kenntnisse und Einsichten so viel Reize haben wird, daß Sie nicht abgeneigt seyn werden, meiner Gesellschaft beizutreten.

Seit meinem letzten Briefe befinde ich mich noch immer in Wien, wo ich so glücklich war, eines der vortheilhaftesten Projekte zu entwerfen. Ich gerieth auf den Gedanken, **Zeitungen nachzudrucken**; jene einzige Papierwaare, welche man hier ungestraft nachahmen darf, während man auf das Papiergeld der Banknoten mit Luchsenaugen wachet. Dies Ding, hoffe ich, soll Dukaten regnen machen, denn meine Kalkulation läuft so richtig hinaus, als die beiden Spitzen an der Mütze unsers Erzbischofs am Ende zusammentreffen. Ich habe daher schon die Ankündigungen meines Nachdruckes zu vielen tausenden in

der ganzen Stadt verbreitet, alle Billardtische mit denselben überstreut, und alle diejenigen hohen Gönner damit beehret, welche sonst die Hazzeddel zu lesen die hohe Gnade haben. Das war nun ein Lärm, als man meine Ankündigung las; von allen Seiten wurde pravo! pravo! gerufen, und ich ward in Zeit von drei Stunden in der ganzen Stadt als der witzigste Finanzier bekannt. Ueberall betrachtete man mich als einen Mann von Einsichten, als einen Kenner statistischer Rafinements, der eine bisher noch nicht entdeckte Quelle zu verstopfen wußte, durch welche das Geld noch immer heimlich in das Ausland hinausfloß: aller Orten bewunderte man mein Unternehmen, und ich ward eben so hoch gepriesen, als wäre ich der Erfinder des Schießpulvers. Es schien sogar vielen unbegreiflich, wie es möglich wäre, 20, ich sage zwanzig ausländische Zeitungen nachzudrucken, da zugleich sehr viele Miene machten, als zweifelten sie, ob im Ernste in ganz Europa 20 Zeitungen existirten. Auf das Mienemachen kömmt hier unendlich viel an, denn jedermann will aus seinen eigenen Mienen für gelehrt gehalten werden: und da sollten Sie in den Gesellschaften das Augendrehen, Achselzucken, und Nasenziehen der Windbeutel und Stutzer sehen, Sie würden sich dabei buckeligt lachen müssen.

Als mir nun von allen Seiten der Stadt der gnädigste Beifall zugeklatschet wurde, so rollten auf einmal die ausländischen Zeitungsschreiber in stäu-

bigten Postkaleschen daher, und beschimpften mich in ihren Blättern als den niedrigsten, schmuzigsten und ehrlosesten Brodtdieb. Ich mußte die abscheulichsten Vorwürfe von Diebereien, Räubereien und Niederträchtigkeiten aushalten, und man attaquirte mich von allen Seiten mit einem Hagelgewitter von Beschimpfungen. Ich weiß es gewiß, wenn Ew. Hochedelgeboyn an meiner Stelle gewesen wären, Sie würden vor Grimm geschäumet und geraset haben: aber Sie sind der größte Narr, daß Sie bei jedem Vorwurfe des Nachdruckes in Raserei gerathen. Man muß dergleichen Sünden mit lachendem Munde in die Tasche zu stecken wissen: und wenn Sie so lange warten wollen, bis Sie Ihres Nachdruckes wegen überall gelobet werden, so sind Sie wieder der größte Narr, den ich je gekannt habe. Es ist nun nicht allerdings möglich, den Nachdruck so sehr geheim zu halten, daß es keine Seele im Auslande erfährt; daher platzte ich in die Mitte hinaus, und kündigte den Nachdruck öffentlich an: dadurch gewann ich wenigstens so viel im Publikum, daß man mein Unternehmen für keine grobe Sünde hielt. Sie wissen doch den Unterschied zwischen der **läßlichen** und der **Todsünde**: und Sie sind wohl ein Narr, wenn Sie sich dieses katholischen Unterschiedes nicht zu bedienen wissen, da man eine Handlung so lange ungestraft treiben kann, als es noch nicht entschieden ist, ob dieselbe unter die Klasse der **läßlichen** oder der **Todsünden** gehöre: und ists für die erste Klasse entschieden, so bleibt

die Handlung immer gerecht, ob sie schon im Allgemeinen eine Sünde genannt wird. Wozu sollten aber wir Nachdrucker so lange moralisiren? Seyen wir frohe, daß nun einmal unsere Beutelschneiderei zum Staatsinteresse gemacht worden, unter dessen Begünstigung wir ungeahndet nachdrucken dürfen, was uns beliebt. Ich kalkulire jetzt eben an der großen Summe, wie viele hundert Gulden jährlich durch meinen Zeitungsnachdruck im Lande konservirt werden; und bin ich so glücklich, das Quantum auf ein paar tausend Gulden zu bringen, so lege ich den Kalkul dem Publikum vor Augen, und mache Winde über Winde, daß ich den Geldausfluß für 20 Zeitungen mit Auflösung der arithmetischen Brüche berechnet habe. Man könnte freilich einwenden, ob denn das Bettelgeld eines elendigen Nachdruckers von so großer Wichtigkeit wäre, daß man es unter die Staatsgeschäfte mitrechnen müsse? Aber mir liegt es nicht ob, dieses zu untersuchen, und ich bin zufrieden, daß man mich für jene wichtige Person hält, welche eine Triebfeder einheimischer Industrie genannt wird. . . Vor einigen Tagen machte mir zwar jemand den Vorwurf, daß ich durch meinen Nachdruck die Ehre der Nation kränke, weil ich dadurch den Unwillen der Ausländer zur Verachtung reize; er sagte mir, daß man billig aus dem Nachdruck schließen könne, daß sich im Lande kein geschicktes Soujet befinden möge, das mit einer ähnlichen oder bessern Zeitung den ausländischen das Gleich-

gewicht halten, oder dieselben gar übertreffen könnte: denn wäre dieses richtig, so würde sich der Nachdruck von selbst aufheben. Allein der Kerl verstand nicht, was er sagte, denn er war ein Ausländer, und die Ausländer verstehen hier überhaupt — nichts. Wir haben überflüßig Gelehrte, das sieht man aus dem jährlichen Schwarm der Brochüristen, oder **Büchelschreiber**, wie sie hier genennt werden; und keine Nation kann sich mit einer so ungeheuern Menge der gelehrten Geistesprodukte prahlen, als nur in einem Jahre in unserer Stadt die Presse verlassen. Wir haben überflüßig Gelehrte, sage ich nochmal, und wir werden in kurzer Zeit auch das Ausland mit unseren Genies bedienen müssen. Es ist nur Kommodität, daß wir nicht ähnliche oder gar bessere Zeitungen schreiben wollen, weil die Herren Autoren von den englischen Bereitern, Hazmeistern und dem Kasperl in der Leopoldstadt zu oft aus ihrer Fassung gebracht werden. Die Hauptursache aber ist, weil man befürchtet, es möchten die Ausländer unsere Zeitungen nachdrucken, obschon seit undenklichen Zeiten kein Beispiel hiervon zu finden ist.

Ich habe also, troz des Einwendens und Beschimpfens, gesieget, und bin nun der weltberühmte Nachdrucker 20 fremder Zeitungen. Man mag schimpfen, wie man will, das muß ein ehrlicher Nachdrucker nicht achten; es gehört, wie Sie selbst **aus Erfahrung** wissen, nur eine gewisse Effron-

terie oder Unverschämtheit dazu, um einem andern das Brod vom Maule wegzunehmen. Hierdurch, heißt es, wird das Einkommen der ausländischen Verfasser geschmälert, daß sie keine große Korrespondenz mehr unterhalten, und folglich wenig Gutes liefern können, wodurch das ganze Zeitungswesen in Verfall geräth. Allein bin ich denn aufgestellt für die Zukunft zu sorgen? Haben doch die Herren Prälaten nie weiter, als für ihr Kloster gesorget, unbekümmert, ob sie dem Staate nützlich oder schädlich sind.

Da ich also schon von mehreren Jahren, und aus vielen öffentlichen Nachrichten her weiß, daß Euer Hochedelgeborn ein berühmter Nachdrucker und dadurch mein vertrautester Herr Kollega geworden sind, so erdreiste ich mich, Sie in meine Gesellschaft einzuladen, und als warmer Herzensfreund Sie an den Vortheilen meines Nachdruckes segenvollen Antheil nehmen zu lassen. Ich hoffe, daß Sie um so weniger Anstand nehmen werden, als es schon eine Zeit her bekannt ist, daß der **Phantastenalmanach** und **der deutsche Zuschauer** aufgehöret haben, und wir folglich außer aller Gefahr sind, öffentlich **gegeißelt zu werden**. — Sollte sich aber ein anderer beleidigter Autor über mich wagen, so versichere ich, daß ich die nämliche Effronterie, wie Sie, theuerster Herr Kollega, besitze, einer **Nürnberger Zeitung**,

einem Herrn Campe, einem Herrn Zimmermann u. s. w. ins Angesicht zu lachen.

Mein Anerbieten bestehet also hierin, daß Sie einen Theil des Verschleißes meiner Zeitungen übernehmen möchten, woraus Sie den Vortheil ziehen, 40 Procent zu genießen. Ich schmeichle mir, daß Sie dieses Anerbiethen um so eher in meine Gesellschaft locken wird, da Sie schon lange vor mir die Delikatesse der Nachdruckerdukaten gekostet haben. An dem glücklichen Fortgang dieser Entreprise dürfen Sie gar nicht zweifeln, indem Sie zu einer Kompagnie treten, die außerordentliche Fähigkeiten besitzet, und Ihrer Konnexion allerdings würdig ist. Diese Kompagnie bestehet dermalen aus meiner unterschriebenen Wenigkeit, aus einem Komödianten, einem Juden, und, da ich an Ihrem Jawort gar nicht zweifle, aus einem Herrn Professor, wie Sie sich auf den Büchertiteln zu nennen belieben. Das Publikum mag zwar über unsere auserlesene Gesellschaft spotten, wie es will, so haben wir uns wenig daran zu kehren, da wir innerlich überzeugt sind, daß wir vier Männer voll Rechtschaffenheit, edler Ehreliebe und eines ausgesuchten Charakters sind, den wir jedem Spötter an die Seite zu stellen befugt sind. Um Ihnen nun meine Freundschaft gleich diesen Augenblick an den Tag zu legen, so offerire ich Ihnen meine Dienste, und erbiethe mich Ihre Verlagsartikel

tikel verschleißen zu helfen. Ohne Zweifel werden Sie noch manchen Ballen Ihrer nachgedruckten Werke vorräthig haben: schicken Sie mir von jedem Artikel eine Parthie, um dieselben hier an den Mann zu bringen. Denn, aufrichtig gesagt, hier giebt man wenig acht, ob es ein Nachdruck, oder eine Originalausgabe sey: wenn nur das Buch wohlfeil ist, und die Paradebibliothek ausfüllet. In diesem Stücke sind die Herren Käufer sehr billig und gerecht; und wenn manchmal der Nachdruck voll von Fehlern wimmelt, so kömmt nicht einer, der es ahndet; gerade so, als wenn die Herren das Buch nicht gelesen hätten.

In Erwegung dieser glücklichen Aussichten wünsche ich also Euer Hochedelgeborn, werthester Herr Kollega! recht vergnügt zu leben, und unbekümmert zu seyn, ob die Nachdrucker von den ehrlichen Leuten Gaudiebe, Broddiebe, oder Mordbrenner genannt werden: da wir beiden nicht die einzigen sind, welchen man diese Vorwürfe zu machen pfleget, sondern selbst an einem Hrn. **Trattner** einen **geadelten** Vorgänger haben. Ich zweifle gar nicht, daß der Himmel die sogenannte Zeitungsdieberei segnen, und mein Unternehmen dergestalt beglücken werde, daß ich nach einem Jahre bei **Mariataferl** mit einem Hochamte unter Pauken und Trompeten meine Danksagung

werde machen können. Indeß empfehle ich mich u. s. w.

Euer Hochedelgeborn,
Herr Professor

dienstergebenster Freund,

Zoglauer und Kompagnie.

36.

Baron Raymund von Wezlar, hochrenomirter Zeitungsnachdrucker in Wien, an den Chevalier de Grandmenil, begnehmigten Nachdrucker der Leidner Zeitung daselbst.

Ich bin so frei, mich mit diesem Schreiben um Dero nähere Bekanntschaft zu bewerben, bis ich das Vergnügen habe, mit Dero schätzbarsten Person persönliche Freundschaft pflegen zu können, welche ich zu unseren wechselseitigen Vortheilen von ganzem Herzen wünsche. Ich bin über Dero Unternehmen ungemein erfreut, daß Sie es trotz den größten Hindernissen und Schwierigkeiten so weit gebracht haben, den Nachdruck der Leidner Zeitung mit aller Gewalt durchzusetzen. Alle Welt

gestehet es, daß dieses Wagestück eines der größten Ritterbravouren ist, womit Sie Ihrem Stammbaume eine unauslöschliche Ehre machen. Da ich selbst den nämlichen Kampfplatz zu betreten hatte, und den **Nachdrucker Zoglauer** mit seinen 20 Zeitungen besiegen mußte, so weiß ich es zu gut, was es mich für Mühe und Gewalt kostete, bis ich ihn auf der Bühne erlegte, und mit einer Ankündigung von 22 nachgedruckten Zeitungen, welche ich um die Hälfte wohlfeiler zu geben versprach, gänzlich sein Herz durchbohrte. Alle unbefangenen Richter und Beurtheiler werden gestehen, daß dergleichen Siege nur von Rittern können erfochten werden, die es schon in ihrer adelichen Natur mit auf die Welt bringen, solche erhabene Thaten zu thun, welche den unsrigen gleichkommen.

Gleichwie es mich unendlichen Schweis kostete, den Zeitungsnachdruck zu erobern, und meine Gegner aus dem Wege zu räumen, so werden auch Sie herkulische Arbeiten abgethan haben, bis Sie den Verfasser der Leidner Zeitung mit einer papiernen Schnellkraft aus dem Sattel gehoben. Daher wünsche ich Ihnen zu dieser Bravour von Herzen Glück, und ich zweifle nicht, daß Ihnen die sammentlichen Ritter und Damen die zahlreichsten Glückwünschungskomplimente werden abgestattet haben. Sie haben sich durch Ihren Sieg ein

merite personele erworben, daß Sie stolz seyn dürfen, künftig keiner andern Dame Ihre Hand anzubiethen, außer die im Stande ist, Ihre glänzende Geburt mit sechzehn Ahnen zu schmücken. Man nennet in den auswärtigen Journalen und Schriften den **Nachdruck** zwar einen gewinnsüchtigen und schändlichen Bücherraub; allein an das Ausland haben wir uns nicht zu kehren, und ich wünsche den Wienern dicke Ohren, um die verführerische Stimme unserer Feinde nicht zu hören. Und wenn auch der **Nachdruck** ein schändlicher **Bücherraub** wäre, so kann dieser Vorwurf nur diejenigen treffen, welche wegen ihrer niedrigen Geburt zum Rauben nicht berechtiget sind. Dieses verhält sich aber bei uns adelichen Rittern ganz anders, und wir können unsere gerechten Ansprüche aus den ältesten Zeiten des Faustrechtes mit unumstößlichen Beweisen belegen. Schon in den Zeiten des Faustrechtes waren die adelichen Ritter berechtiget, Schlösser, Flecken und Städte zu rauben, die Besitzer mit List oder Gewalt davon zu verdrängen, und sich als Herren ausrufen zu lassen: bei welcher Gelegenheit mancher Ritter der Souverain eines Stückes Erdreichs ward, das er mit Siegel und Wappen seinen Nachkommen erblich überlassen konnte. Allein zu dieser gerechten und in Verträgen stipulirten Eroberungsmethode waren nur die Ritter berechtiget, und es durfte sich kein niedriger Laie anmassen, gleiche Schritte zu thun, und auf gleiche Eroberungen auszugehen. Wenn nun

der Schlösser- und Länderraub von jeher zu den ritterlichen Gerechtsamen gehörte, die auf Landtägen, bei Friedensverträgen, und selbst in Konzilien als rechtlich anerkannt wurden, so wird wohl keine Menschenseele mehr daran zweifeln, daß auch der **Bücherraub** ein gerechter Gegenstand der altadelichen ritterlichen Bravouren sey. — Hieraus erhellet, daß auf diesem vergänglichen Weltall nur der Adel zu den gewaltsamen Eroberungen, oder, das einerlei ist, zum Rauben berechtiget sey: und daß es dem Menschen von unadelicher und niedriger Geburt aus dem Völker- Staats- und Naturrechte von jeher zu Rauben, zu Plündern oder zu Unterdrücken verboten gewesen sey, welches die häufigen Hochgerichte, Schwert, Galgen und Scheiterhaufen beweisen. Es war daher das Unternehmen des Hrn. **Joglauers**, der nur von gemeiner und niedriger Geburt ist, schon im Anfange höchst strafbar, und ein vermessener Eingrif in die Vorrechte des Adels, dem es alleine zustehet, sich des Nachdruckes (oder Bücherraubes in der Sprache der Gelehrten) anzumassen. Ich hatte mich schon lange sehr verwundert, daß der Adel so thöricht ist, nachdem derselbe überall seine hungerigen Hände darin hat, und sich überall die fetten Brocken zueignet, daß er, sage ich, den einträglichen Buchhandel so lange in den Händen der unadelichen Laien gelassen hat. Nur uns war diese Ehre vorbehalten, um neue Beweise an den Tag legen zu können, daß alle fetten Braten die-

ses Erdenrundes für den Adelstand alleine geschaffen sind.

Ich wiederhole nun meinen Glückwunsch zu Dero rühmlichen Sieg über den Verfasser der Leidner Zeitung, und daß Ihnen Dero löbliches Unternehmen eben so einträglich seyn möchte, als wären Sie selbst der Verfasser. Ich glaube nicht, daß Sie so blöde seyn werden, um sich von den pöbelhaften Vorwürfen, welche den Nachdruckern gemacht werden, kränken zu lassen: indem Sie ein Chevalier, ein Mann von Geburt sind, für den es standeswidrig seyn würde, sich nach den pöbelhaften Gesinnungen gemeiner Menschen zu richten. Ich hatte mehr als zwei Dutzend Gelehrte, deren wir hier einen Ueberfluß haben, zu Rathe gezogen, und alle behaupteten, daß der Nachdruck eine gerechte, kameralistische und menschenfreundliche Sache sey. Es entspringen also alle Vorwürfe der Ausländer nur daher, weil man nirgend die litterarische Industrie zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit zu bringen wußte, als in unseren Gegenden, wo der Nachdruck besonders im verflossenen und heurigen Jahre beinahe das einzige Geschäft in der Litteratur ist.

Daher freuet es mich ungemein, daß sich auf einmal edle Ritter hervorgethan haben, welche es wagten, die für den Adel schon seit vielen Jahrhunderten verloren gegangene Litteratur wieder aus

den Händen der Profanen zu reissen. Diese nämliche Freudenbezeigung werde ich auch dem Ritter von **Steinsberg** zusenden, der mit seiner Ankündigung die ganze Stadt wie mit einem Posaunenschalle vom Schlafe aufschreckte. In meinem Leben hatte ich keine so viel versprechende Ankündigung einer **begnehmigten Zeitungsplünderung** gelesen, als diese war. Ein Koloß aus allen deutschen, englischen, französischen, italiänischen, spanischen, türkischen, philadelphischen und selbst aus den marokkanischen und hottendottischen Zeitungen zusammen gethürmet, müßte natürlicherweise alle Menschen in Erstaunung setzen. Noch mehr aber erstaunte die Welt, als man die Unterschrift eines Ritters las, und der Adel war vor Freuden entzückt, daß sich wieder eine Gelegenheit darbot, zu zeigen, wie nothwendig zur Erhaltung des Weltgebäudes — der Adel sey. Ich selbst bewunderte die feine Schlauheit dieses Mannes, daß er ein Mittel gefunden, nicht als ein Zeitungsnachdrucker ausgepfiffen zu werden. Viel weniger kann man die versprochene Geschwindigkeit begreifen, mit der die Abdrücke weit eher geliefert und ausgegeben werden, als ein Kastanienweib ihre Bratwürste röstet.

Was uns noch die größte Ehre macht, ist, daß wir distinguirte Ritter nicht nur allein die Litteratur befördern, und die Wissenschaften durch den Nachdruck in dem blühendsten Stande erhal-

ten, sondern zugleich den Ton angeben, wie man eine geschmackvolle und zeitverderbende Lebensart sich angewöhnen müsse. In diesem Stücke haben Sie mit Ihrem **französischen Clubb**, den Sie den 21sten November 1786. zum erstenmale eröfneten, aller Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dadurch zeigten Sie in der That, daß Sie ein Mann vom seltensten Genie sind, um die französische Sprache mehr einheimisch zu machen, und das plumpe deutsche Wesen, Rindfleisch und Kälberbraten allein ausgenommen, nach und nach zu verdrängen. Zwar ist bei der Eröfnung Ihres Clubbs keine einzige Menschenseele erschienen, und Sie haben, leider! die sechs Wandlichter umsonst verbrannt: allein dieß thut nichts zur Sache: und es ist immer ein Beweiß, daß die Wiener erst von den Franzosen in die Zukunft müssen gebildet werden. Zu dieser Ausbildung trägt auch die Wiener französische Zeitung sehr vieles bei, worin ich so viel Geschmack und Geistesschwung erblicke, daß ich lieber hundert deutsche Zeitungen hingeben, als dieses einzige Blatt entbehren wollte. Ich will mich nur des Artikels **von den Moden** zur Probe erinnern, der 1786 den ganzen Sommer hindurch mit so viel Witz, Geniekraft und erzählender Grazie abgehandelt wurde, daß ich mich kaum satt lesen konnte. Wie mahlerisch ist nicht der Aufsatz, welcher die Dame von St — vom Kopf bis zu den Füßen bezeichnet! Der majestätische Gang, schlanke Taille, blütheweiße Arme, strahlende Augen, Busen,

Coeffure, die Gänsekoth- oder **Dauphins-Dreck-farbenen** Kleider, der Anzug al figaro u. s. w. sind bis zum Entzücken geschildert, daß sich der Zeitungsschreiber selbst nicht enthalten konnte, in seinem Blatt aufzurufen: ah! quelle divine et adorable Dame ! ! ! Wie vielen Dank also sind nicht die Wienerischen Damen diesem Verfasser schuldig, der in seinen lebhaften Schilderungen jedesmal die Originale übertrift? Noch war es keinem Deutschen eingefallen, an den Feiertagen die Michaels- oder Stephanskirchen, das Theater, den Augarten und die Stiergefechte zu besuchen, und den Kopfputz der Schönen in seiner Schreibtafel aufzuzeichnen, um einen besondern **höchstwichtigen Staatsartikel** in der Zeitung zu liefern; bis endlich ein Franzose kam, dessen Genie diese Ehre allein vorbehalten ward. Mit diesem **Wiener Modeartikel** ist der ganzen Zeitungsmanipulazion eine neue Gestalt und Schwungkraft gegeben worden: wodurch ein bisher ungekannter Weg eröfnet ward, auf welchem ein Frauenzimmer ihr Erfindungsgenie in den Moden, und ihre magnetisirenden Schönheiten dem Publikum preisgeben kann. Selbst die herumkriechenden Anbeter der bemahlten Grazien können zum französischen Zeitungsblatt ihre Zuflucht nehmen, und zur Eifersucht der Nebenbuhler eine eingebildete Schönheit Himmelhoch preisen, die sonst wie eine alte Römermünze im Pinzgau ungekannt geblieben wäre. Ja was noch mehr ist, mancher Kapitalist kann seine aus der Mode

gekommene Tochter mit dem Zeitungsfirniß bemahlen lassen, und dieselbe gleich den übrigen Schönheiten zu Markte bringen. Betrachtet man aber das deutsche Geschreibsel, so ist alles ohne Geschmack und ohne Salz: man darf nur die Komödienzettel aus der Leopoldstadt lesen, wo **der Apotheker von Tribstrill** (mit zahlreichstem Zuspruch der hohen Gönner) gespielet wird, und der allgemein beliebte **Kasperl den Laboranten** spielet. Eben so kaufte ich auch hier (verstehe **in der Haupt- und Kaiserstadt Wien**) beim rothen Thurme die mit der vorgedruckten Jahrszahl 1786. feilstehende **Geschichte der Brüder Gemini und Leck mich in Arsch.**

Ich bin also herzlich froh, daß die Litteratur eine so glückliche Wendung genommen hat, und den ungeweihten Händen der niedrigen Geburt allgemach entrissen worden. Diese Leute nahmen sich immer die unverschämte Freiheit heraus, bei jeder Gelegenheit in ihren Schriften den Adel zu necken, und der ahnenreichen Geburt eines auf die Nase zu versetzen. Man las beinahe keinen Roman, kein Theaterstück, kein Gedicht und keine Geschichte, wo nicht der Vorzug der Geburt erbärmlich heruntergemacht und beklatschet ward. Selbst Prinzen und Fürsten konnten den beissenden Schriften der heutigen Modeautoren nicht mehr entgehen, die sich erfrechten, sogar den Schwachheiten der Großen aufzulauern. Nun hoffe ich, daß

diesem Unfug bald werde gesteuert werden, indem sich mehrere adeliche Hände dargeboten haben, sich der Litteratur durch den Nachdruck zu bemächtigen, und dieselbe mit der Zeit, das Gott will! in ein **Rittermonopol** umzuschaffen. Wir machen so schon ziemlich eine hübsche Gesellschaft aus, die wirklich aus fünf distinguirten Gliedern bestehet, nämlich: der Chevalier de Grandmenil, der Edle von Trattner, der Ritter von Steinsberg als Kompilator, meine Person, und der Dr. Eschenbach, als Nachdrucker der Leipziger lateinischen Zeitung, wenn wir anders diesem letzten ein Plätzchen in unserem Zirkel geben wollen. Es ist zwar gar nicht zu zweifeln, daß diese rühmlichen Vorgänger noch mehrere adeliche Hände zur Nachdruckerfabrik einladen werden, indem dieses ein Unternehmen ist, wozu man zwar viele Köpfe, aber wenig Studiren brauchet. Vielleicht erleben wir jene glückliche Epoche, daß mit der Zeit gar ein zahlreicher **Ritterorden der Nachdrucker** — errichtet wird: und es wäre wohl nicht zu viel, wenn wir die süße Hofnung hinzuträumten, für unsere dem Staate geleisteten Dienste mit den Jesuitengütern beschenket zu werden, die wir eben so gut, als irgend eine Maltheserkommende, verzehren könnten. Alsdann sollen es die unadelichen und ungezogenen Schriftsteller nochmal wagen, öffentlich zu sagen, daß der Adel in Betreff der einzigen Geburtsvorzüge dem Staate überlästig oder unnütze sey, daß derselbe nur den Luxus befördere, den Zehrstand ver-

mehre, und, welche Frechheit! die Wissenschaften vernachläßige. Bisher las man freilich auf den Büchertiteln meist nur Bauers- Handwerks- oder höchst Pfarrersnamen: aber bald werden auf den Titelblättern die erhabenen Namen der edlen von Grandmenil, von Trattner, von Steinsberg, von Wetzlar, von Eschenbach u. s. w. glänzen. Und auf diese Art nahen sich die goldenen Zeiten sichtbar heran, wo der Adel auch in der litterarischen Nachdruckerindustrie die Oberhand gewinnen wird, gleichwie derselbe in allen übrigen Stücken ungesäumt die geschäftigen Hände darbiethet, wo man ohne große Mühe viel Geld erobern kann.

Nachdem ich Ihnen meine ganze Denkungsart vorgelegt habe, so zweifle ich gar nicht, daß Sie an mir den Mann betrachten werden, der Ihrer edlen Freundschaft würdig ist: welche um so enger und dauerhafter kann geschlossen werden, als wir in unserem Vorhaben so weit von einander unterschieden sind, daß wir in keinem Stücke gegen einander zu impingiren befürchten dürfen. Sie bleiben einmal Nachdrucker der französischen, und ich der deutschen Zeitungen: und hierbei können wir immer vertraute Freunde seyn. Es wäre daher gut, wenn wir gemeine Sache machten, und wechselweise unseren Gegnern entgegen arbeiteten. Denn der Brodneid ist von allen Seiten her sehr groß, und wir werden nicht eher der Ruhe genießen, als bis wir auch dieses Hinderniß besieget

haben. Leider erkennet es jetzt das Publikum noch zu wenig, welche ersprießliche Dienste wir dem Staate leisten. Allein das Verdienst kann nicht ewig verborgen und mißkannt werden: vielleicht erleben es noch unsere Kinder, daß man uns auf öffentlichen Straßen die Zeugen des Dankes in marmornen Ehrensäulen aufstellet. In dieser schmeichelhaften Hofnung habe ich die Ehre zu seyn u. s. w.

37.

Der Exjesuit Anton Weißenbach an den Exjesuit Diesbach.

Mit innigster Rührung bedaure ich ihre unvermuthete Transferirung von Wien nach Prag, und es schmerzet mich ungemein, eine so viel vermögende Stütze verloren zu haben. Ganz auf Dero hohe Protekzion gestützet, schrieb ich ein Buch unter dem Titel: **von den Mißbräuchen beim Marienfest; und was dabei abzuschaffen, einzuschränken, beizubehalten sey. Ein Hausbuch wider die Glaubensfeger, von J. A. Weißenbach, 1786. in 8. 2 Bändchen.** Die Absicht dieses Buches war ganz allein dahin gerichtet, die **heilige Einfalt** gegen die schädlichen

Neuerungen des Wiener Hofes zu bewahren, die frommen Herzen der Bürger zur uralten påbstlichen Lehre der alleinseligmachenden Kirche zurücke zu führen, und die andächtigen Frauen samt ihren Männern und Kindern dem heiligen Jesuitenorden und dem påbstlichen Stuhle wieder zu gewinnen. Ich hatte es warlich zur Verherrlichung des römischen Stuhles recht gut gemeint, denn ich war der alten Lehre von Wort zu Wort getreu geblieben; und ich glaubte dadurch einige Funken der Hofnung anzuzünden, unsere erloschene Gesellschaft wieder aufleben zu sehen. Ich will Ihnen nur ein paar Stellen zur Probe hersetzen. I. Band S. 46. sagte ich vom heil. Geiste, daß er der Bräutigam Mariä sey, dem sie ihre Treue mit nichts mehr bezeugen kann, als wenn sie ihm hilft die Sünde zu tilgen. (Wie dieses Helfen zu verstehen sey, weiß ich selbst nicht, denn ich hatte diesen Ausdruck aus einem alten Aszeten abgeschrieben.) Im II. B. S. 184. heißt es: Maria ist die größte **Wohlthat**, die der Herr den Menschen erwiesen hat, denn hätten wir keine Maria, so hätten wir keinen **Kanal** der himmlischen Gnaden, keine **Schanz** gegen den Feind u. s. w. gleichwie der Sohn dem Vater, seine Wunden zeiget, so zeigte Maria auch dem Sohne ihren Schoos, und ihre Brüste. — Sie sehen also, wie sorgfältig ich alles zusammen gezogen habe, um zu der marianischen Andacht wieder neue Pflegkinder anzuwerben. Allein jetzt will man dieses Buch, mein geistvollestes

Werk, das ich je geschrieben habe, in Wien gar verbieten, und ich habe keine Stütze, an die ich mich halten kann. Da werden die freidenkerischen Brochüristen wieder lärmen, und kömmt es dem Phantastenalmanachschreiber wieder zu Ohren, so macht er mich zu Schanden, wie er es schon im Jahre 1783 that.

Es ist beinahe wenig Segen Gottes mehr bei unseren Unternehmungen, alles wird verrathen, alles wird dem Publikum im hellen Tageslicht vor die Augen gestellt. So gieng es auch mit dem Verbreiter des **Bruderschaftsbüchlein von der h. Dreifaltigkeit**, das vom Pabst Pius VI. mit Ablässen begnadiget, von den Ordinariaten zu **Freising**, **Aichstädt** und andern bekannten Jesuitenlogen approbirt, und von den Jesuiten endlich häufig verbreitet worden ist. Schon der erste Versuch, den wir zu München machten, hatte mißlungen, indem die Büchlein von der obern Landesregierung verboten und konfisziret wurden. Wäre dort nicht unser allmächtige Pater **Frank**, so würden wir wenig gefruchtet haben; denn jetzt thun wir wenigstens im Stillen so viel wir können. Kaum wagten wir aber die Verbreitung in Wien, so ward alsogleich darnach inquiriret. Nun wollten wir der Sache eine Nase drehen, und den Mantel nach **Linz** wenden; aber dort ist noch weniger anzufangen, so lange der exkommunizirte, Gott sey bei uns! Herr von **Eybel** an allen Ecken

herumspüret. Ich bitte also Euer Hochwürden um einen heilsamen Rath, damit ich künftig, wenn ich an der Verbreitung der Ehre Gottes arbeite, nicht wieder zwischen Stuhl und Bank niedersitze, wobei ich mit ausnehmender Hochachtung u. s. w.

38.

Der Religionsvereiniger, Herr Masius in Leipzig, an die Jesuitenloge zu Mainz.

Meine Herren! Ich bin zum Bersten erzürnet: wenn Sie nicht machen, daß ich Geld bekomme, so hänge ich das ganze Geschäft der Religionsvereinigung an den Nagel. Ich bin jetzt vor Gericht zitiret worden, und weiß diese Stunde noch nicht, was ich antworten soll. Mit dem ausgeschriebenen Preis hab ich das ganze Publikum aufmerksam gemacht. Es war freilich närrisch, einen so hohen Preis von einigen tausend Thalern auszuschreiben, ohne zu wissen, wer bezahlet. Von allen Seiten werde ich genecket, und Niemand will mich unterstützen. Von Versprechungen und Hofnungen kann ich nicht leben, und der Buchhandel nimmt täglich ab. Ich bin gänzlich gezwungen zu sagen, daß die Religionsvereinigung eine pure Windbeutelei,

oder — ein projektirtes Wesen der Jesuiten sey, um die Kurzsichtigen zu fangen. Ich gestehe es aufrichtig, daß wir mit der Zeit mit unserer ganzen Proselytenmacherei noch ausgelachet werden; und erfahren es einmal die Herren Berliner, welche ohnehin schon lange den Braten riechen, dann gnade Gott den Religionsvereinigern! die werden uns geißeln! und da bin ich kein Narr mehr, daß ich die Schläge allein davon trage! Ich habe noch alle Briefe; und gut, daß ich sie habe; diese müssen mir alleine zuletzt noch durchhelfen. Wen wollen wir denn vereinigen? Narren, die nichts nützen, oder gescheite Leute, welche uns für Narren halten? Dieses sind die einzigen zween Fälle, sonst giebt es, wenigstens in der jetzigen Lage, keinen mehr. Und da haben wirs hoch getrieben, wenn wir Narren anwerben, oder zum Besten gehalten werden. Es ist nur Schade für Zeit und Papier, das bei diesem Hokuspokus verbraucht wurde. Mir kömmt allgemach die Reue, daß ich mich so lange habe herumdrehen lassen; denn die Bezahlung war bisher blutschlecht, und ich sehe handgreiflich, daß man immer der Getäuschte ist, sobald man von den geistlichen Herren Geld verlanget. Ich bin auf die Fragpunkte sehr neugierig, welche der Herr Kommissar morgen an mich stellen wird: in die Enge lasse ich mich nicht treiben, dies sage ich zuvor, noch weniger will ich es auf das Einsperren ankommen lassen. Eher verrathe ich die ganze

Kette, als daß ich der Narr seyn soll, für die geheimen Absichten des **Ordens der Weltbürger** zu büßen. Ich bedanke mich also für alle Unannehmlichkeiten, und wenn die Herren Jesuiten noch länger Lust haben, mit ihrem mutternackten Religionsvereinigungssystem die Welt zu täuschen, so ists wohl sehr überflüßig, mich als eine verlorne Schildwache nach Leipzig zu stellen, da jetzt eine Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen existiret, welche um so lieber alle jesuitischen Schnurren, Grillen und Einfälle aufnimmt, da dieselbe ohnehin von Jesuiten geschrieben wird. Man weiß es jetzt doch schon in der ganzen deutschen Welt, auf welchen Gründen jene Monatschrift beruhet, und welche Absichten darin verdeckt stecken: und wenn es einmal heist, ein Jesuite stecket dahinter, so ist mit diesem einzigen Worte mehr gesagt, als man in einem Alphabethbande zusammenschreiben kann. Ich erkläre also nochmal, daß ich gänzlich entschlossen bin, die Religionsvereinigung aufzugeben, und die Proselytenmacherei fahren zu lassen. Denn wird diese heimliche Gesellschaft einmal entdecket, so giebt es einen entsetzlichen Lärm, und ich möchte alle die Hiebe nicht aushalten, welche dabei ausgetheilet werden. Vor allen fürchte ich die Herren Berliner; und mir scheinet es, daß Sie, meine Herren, die Berliner noch zu wenig kennen, weil Sie es noch immer wagen, in der Proselytenmacherei fortzufahren: aber, das Gott verhüte! soll einmal das Gefecht wirklich angehen, dann werden

Sie meinen Worten glauben. Ich empfehle mich, und bin u. s. w.

39.

Der Stadtpfarrer von Glarus, Hr. Zwingli, an den Bibliothekar Mertens in Augsburg.

Aus allen Zeitungen habe ich Ihren weit und breit erschollenen Ruf von jener vortreflichen Rede vernommen, welche Sie dem Pabste auf den Knien gehalten haben. Ach! wäre ich um dieselbe Zeit in Augsburg gewesen, um doch auch in meinem Leben einen Pabst sehen zu können. Geben Sie mir doch Nachricht, wie er aussieht. Haben Sie ihn recht genau betrachtet? Auch das Ohr gesehen, mit welchem er die Stimme des heiligen Geistes hört? Sagen Sie mir doch, hat er kleine oder große Ohren? etwa noch mehr Ohren, als wir gemeine Menschen? Ist der Pabst wirklich so gekleidet, wie Gottvater auf den Altären im Schwabenlande, mit einer dreifachen Krone, und einem großen, großen goldenen Kaisermantel? Haben Sie unter seinem Mantel keine Flügel oder Engelsschwingen wahrgenommen? Sehen Sie, mein Freund,

dies alles bin ich neugierig zu wissen; und besonders bitte ich Sie um eine genaue und wahrhafte Beschreibung der päbstlichen Ohren: denn das müssen ganz entsetzliche Ohren seyn, welche bis in den Himmel hinauf reichen, um die Stimme des heil. Geistes zu hören. Wenigstens sagt ers selbst in seinen Dekreten und Bullen, daß er die Stimme des heil. Geistes gehört habe, und ich kann mich nicht genug verwundern, wenn ich darüber nachdenke, welche erstaunliche Ohren dazu gehören, eine so weit entfernte Stimme zu vernehmen. Ich hoffe, daß Sie alle meine Fragen getreulich beantworten werden, welche Gefälligkeit ich Ihnen jetzt mit einer Neuigkeit aus der Schweiz vergelten will.

Etwas ganz sonderbar Neues, mein Freund! wir haben hier eine Hexe!!! Segnen und kreuzen Sie sich, und bespritzen Sie Ihr Angesicht mit katholischen Weihwasser, denn es ist eine fürchterliche gottlose Hexe!!! Der weise Rath hat hundert neue französische Thaler versprochen, wenn jemand dieselbe liefert, oder ausfindig macht. Und jetzt haben wir sie, Gott sey Dank! die fürchterliche Hexe! Man foltert schon an der Bestie; sie gesteht es, daß sie eine Hexe ist, und ich bin samt meinem Weibe sehr neugierig, auf welche Art man sie umbringen werde. Mit der gewöhnlichen Hinrichtung mags schwerlich ablaufen; in solchen Fällen muß man etwas Neues erfinden, damit es Kin-

der und Kindskinder recht lange denken mögen. Die schreckbare Hexe heist **Anna Göldin**: sie ist nur eine gemeine Dienstmagd, und daher ist es höchst verwunderlich, daß der Teufel, welcher doch in der Bibel der Geist und Fürst der Hoffart genannt wird, mit einer Dienstmagd vom niedrigsten Herkommen einige Gemeinschaft machen wolle. Und doch war es so; der Teufel trieb mit dem schlechtesten Weibstück seinen vertrauten Umgang, und es war gerade so, als wenn heut zu Tage ein König eine Tänzerin im Kabinette umarmet. Es erhellet also sichtbar, daß der Teufel bey all seiner stinkenden Hoffart dennoch ein schwacher Geist ist; denn hätte er mit einem Mädchen vom hohem Range, z. B. mit einer Pfarrerstochter, mit einer Rathsherrntochter Gesellschaft gepflogen, so dürfte man sich lange nicht so sehr verwundern, und man könnte dem Dinge einigermassen durch die Finger sehen: aber mit einer schlechten Dienstmagd! pfui der Schande! das ist abscheulich, und dabei ein erschreckliches Laster. In meinem Leben wäre es mir nicht eingefallen, daß sich der Teufel bis zu den Dienstmädchen erniedrigen würde; aber jetzt habe ich schon angefangen, auch den Dienstmädchen zu predigen, daß sie sich vor aller Gemeinschaft mit dem bösen Geiste sorgfältig hüten sollen.

Die **Göldin** ist eine schreckbare Hexe, sage ich Ihnen nochmal, denn sie hat einem kleinen

Mädchen eine Menge Stecknadeln und Nägel in den Bauch hinein gezaubert, welche das behexte Mädchen nach der Hand durch den Mund wieder von sich gegeben hat. Um des Himmels willen, Nägel und Stecknadeln im Bauche, welche unerhörte Zauberkraft!! Ganz Glarus ist jetzt bestürzt und äusserst betrübt; kein einziges Mädchen getraut sich mehr alleine zu schlafen, aus Besorgniß, durch Zauberei Stecknadeln und Nägel in dem Bauch zu bekommen. Selbst die Rathsfrauen und die frommen Pfarrersfrauen sind nicht ohne alle Besorgniß darüber. Wenn es so fortgeht, so ist es höchst nothwendig, auf ernstliche Gegenmittel zu denken. Ich weiß mir selbst vor Angst nicht zu helfen, und ich bin Willens, ob ich schon kein Katholicke bin, ein heimliches Gelübd nach unserm benachbarten **Maria Einsiedeln** zu thun. Sind doch mehrere Protestanten so engbrüstig, daß sie nach den katholischen Wunderbildern wallfahrten, und Messen bezahlen: es kann mir also nichts schaden, wenn ich auch mein Vertrauen auf irgend eine Statue setze. Ich habe schon gar oft heimlich geseufzet, daß auch die Protestanten und Reformirten Wunderbilder haben möchten: wie gut wäre es jetzt, wenn wir so eine **Maria**, einen heil. **Anton** oder **Leonard** in unserer Kirche hätten, wohin sich die behexten Leute verloben könnten — und wenn hernach ich für drei Zehnerstücke eine Messe lesen dürfte — welche Wohlthat für die ganze Stadt und — zugleich für mich! Auf einmal wäre für die ganze Hexerei

geholfen. Ich sage immer, daß wir uns bei der Reformation gar zu weit von der katholischen Kirche getrennt haben: unsere frommen Stifter, **Kalvin** und **Luther** haben sehr weise gedacht, daß sie die Priesterehe eingeführet haben; aber die Mirakelbilder und die Halbguldenmesse hätten sie beibehalten sollen, welche Stücke uns, und besonders uns Geistlichen, gute Dienste thun würden.

Was Sie nun noch mehr in Verwunderung setzen wird, so ist es dieses, daß wir nicht nur eine Hexe, sondern sogar einen Hexenmeister, Namens **Steinmüller**, in unserer Gegend hatten. Von diesem verfluchten Kerl hatte die **Göldin** die Hexenkunst erlernet, indem sie den Kindern ein Stück Zuckergebäcke zu essen gab, und mittelst dieses Gebäckes Stecknadeln und Nägel in die Bäuche zaubern konnte. So wird die Gabe Gottes, das liebe Zuckerbrod, zur größten Gottlosigkeit gemißbraucht! Ich getraue mir schon über zwei Monate nicht ein Stückchen Zucker zu meinem Kaffee zu nehmen, weil ich Zauberei befürchte. Verflucht seyen die neuen Philosophen, welche alle dergleichen Vorfälle entweder den Täuschungen oder den natürlichen Wirkungen zuschreiben. Ist es nicht erzdumm, zu behaupten, daß die Stecknadeln durch Täuschung oder natürliche Wirkung in den Bauch kommen? Laßt uns, bester Freund! laßt uns bei unserer alten Philosophie bleiben, welche wir in der Schule gehört haben, von der es ausgemacht

ist, daß es eine Hexerei und Zauberei gebe. Ich zweifle gar nicht, daß Sie als Bibliothekar meine von ächtchristlichen Professoren erlernte Meinung in vielen Büchern gegründet finden werden; und daß Sie selbst meiner Meinung beistimmen, nachdem Sie offenbar bezeuget, daß Sie aus heimlichen Gründen für den Pabst, als den Erzvater der Teufelsbanner, eben so eingenommen sind, als ich es bin. Wenn man die wahre Philosophie, welche ich im Kopfe habe, finden will, so kömmt man freilich zu spät, wenn man dieselbe in einem **Leibnitz** oder **Wolf** zu suchen gedenket; denn diese waren es eben, welche die Zauberkraft nicht entzirkeln konnten: aber in den katholischen Büchern eines **Reiffenstuhl**, **Pichler**, **Laymann** und **Schmalzgruber** findet man alles sonnenklar. Diese vortreflichen Werke besitze ich alle in meiner Bibliothek, versteht sich heimlich und versteckt. Ich habe freilich einige Schriften gelesen, welche der Hexerei alle Kraft absprechen; aber was sind das für Schriften? Leider! nur aus dem benachbarten Baiern, wo seit der Entstehung der Akademie eine solche Unwissenheit und Freigeisterei eingerissen hat, daß man sogar die **Hexen** und **Zauberer** leugnet. Seitdem kann ich den Baiern nicht mehr gut seyn, als sie die uralte, erzkatholische, und von allen Päbsten gutgeheissene Lehre von der Zauberei aus ihren Staaten verbannen wollten. Ach! so weit kann man die Religion der Voraltern vergessen! —

Um wieder auf das Vorige zu kommen, so berichte ich Ihnen, daß sich der Hexenmeister **Steinmüller**, nachdem er auf die Aussage der **Göldin** eingezogen worden, im Gefängnisse erhängt habe. Die Bestie leugnete im Anfange alles weg; aber die Folter, jenes glücklich erfundene und in allen Gerichtshöfen eingeführte Nießpulver (das die Schuldigen wie die Unschuldigen mit gleicher Stärke kitzelt) zwang sie zum Bekenntniß, und in weniger als einer Viertelstunde hatten wir eine Hexe und einen Hexenmeister. — Der Kerl erhieng sich also; wäre er unschuldig und kein Hexenmeister gewesen, so würde er sich gewiß nicht gehangen haben. Aber das Erhangen ist offenbare Probe, daß er es war. Es ist zwar bekannt und unläugbar, daß sich Hexen und Zauberer in jedem Nothfalle retten können: man darf nur die Franziskaner und Kapuziner, **lauter glaubbare Zeugen**, darüber fragen; diese sagten mir, daß die Hexen, wenn sie ins Gedränge kommen, oft auf den Geisböcken, Ofengabeln und Besemen durch die Luft davon geritten sind. Der Teufel, sagen sie, giebt ihnen eine Salbe oder Schmiere, womit sie nur die Gabeln oder Besemen schmieren dürfen, und sogleich gehts hop — hop — im sausenden Galoppe — fort durch die Luft. Aber diesmal ließ der Teufel den Kerl hübsch sitzen; er hatte keine Salbe bei sich, und daß ihn der Teufel in Gestalt eines Geisbockes mit sich fortnahm, dazu war er kein

Narr, denn jetzt war eben der erwünschte Zeitpunkt, seine Hexenseele zu holen. —

Aber denken Sie, was die Hexe alles kann! sie hatte das bezauberte Mädchen wieder kuriret. Zwar war ihr der erste Versuch, als das Kind um Mitternacht, in der gewöhnlichen Geisterstunde, auf das Rathhaus gebracht wurde, mißlungen; aber in der folgenden Nacht, als einer glücklicheren Geisterstunde, führte man die Hexe in das Haus des Mädchens, worauf dasselbe unverzüglich, **von zwei Personen unterstützt,** einige Schritte gehen konnte. Alles verwunderte sich über diese Wunderkraft, wie billig. Denn man darf in allen Hexenprozessen nachblättern, so wird man keinen Fall finden, daß eine Zauberin sogar solche Wohlthaten erweisen könne, welche man nur im Evangelium liest. Es ist also die Hexe von Glarus als die sonderbarste ihrer Art anzusehen. Daher wird auch zum Erstaunen der ganzen Welt die folgende Zeile in das Todesurtheil gesetzt werden, sie heißt: **nebst der von eben dieser Uebelthäterin bezeugten außerordentlichen und unbegreiflichen Kunstkraft mit der einsmaligen, zwar zum Besten des Töchterleins gelungenen plötzlichen Curirung desselben** — haben die Herren auch in Erwägung gezogen u. s. w.

Nicht wahr, mein theurer Freund! dies waren wichtige Neuigkeiten? Denn diesen Fall, daß

eine Hexe nach Belieben die Gesunden krank zaubern, und die Kranken wieder gesund machen könne, welches sie durch blosses Anrühren bewirkte, (wäre es keine Hexe, so könnte man sie mit den heiligen Wundersmännern vergleichen) diesen Fall, sage ich, weiß man von keiner andern, als von der Hexe von Glarus zu rühmen. Und wirklich! wäre die Sache nicht mit der teuflisch verfluchten Zauberei verstricket, oder wäre die **Anna Göldin** nur beim Gesundemachen allein geblieben, so dürfte **Glarus** sogar stolz seyn, eine so berühmte mit **unbegreiflicher Kunstkraft** begabte Hexe in ihren Mauern zu besitzen.

Aber Freund! die neumodischen Gelehrten, die sogenannten Aufklärer, sprechen ganz anders, als es die uralt-hergebrachte, schon seit vielen Jahrhunderten gang und gäbe gewesene Justiz erfodert. Betrachten Sie doch, was mir der Oberpfarrer **Ulrich** von **Zürch** geschrieben hat: „Meine Herren von Glarus, sagt er, bedenken Sie wohl, was Sie thun. Sie sind in Gefahr, dem ganzen Helvetien ein großes Lachen zuzubereiten. Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren u. s. w.“ Ach, Freund! dieses ist der Styl eines Freigeistes, die Sprache eines Freidenkers, der auf die alten Herkommen, und auf die alten Criminalkodizes nichts hält. Um Gottes willen! Ein Bundsgenosse, ein Religionsverwandter, ein Amtsbruder waget es, die Sprache der Freigeister zu sprechen, und

sogar zu warnen, daß man acht geben soll, um nicht zum Gelächter zu werden. Welche Thorheit, sich bei einer Hexe **in Acht nehmen**, oder gar **bedenken, was man thut!** War dieß nicht eine närrische Rede, nachdem die Göldin nicht nur als eine Hexe schon lange überall verschrien, sondern es selbsten auf der Tortur eingestanden hat? Deswegen hat man ja die Folter, damit die Leute die beschuldigten Verbrechen eingestehen, und sich als schuldig angeben. Aber ich will ihm einen Brief schreiben, dem Oberpfarrer, den er gewiß nicht ans Fenster stecken wird. Ich verstehe es schon, was er mit der **Gefahr, dem ganzen Helvetien ein großes Lachen zuzubereiten** — sagen will. Nämlich er glaubt oder befürchtet, daß die ganze Hexengeschichte irgendwo im Druck erscheinen möchte. Denn bei diesen verdorbenen Zeiten giebt es freilich eine Menge freigeisterischer Schriftsteller, z. B. der Reichspostreuter, die Schlözerschen Staatsanzeigen *) u. s. w. welche sich über den gerechtesten Hexenprozeß sogar lustig machen können. Man muß sich billig verwundern und erstaunen, daß es sogar in unsern frommen Helvetien Leute giebt, wie z. B. der Herr Oberpfarrer, welche an der Wirkung der **Zauberei** zweifeln können: da man doch seit Jahrhunderten in allen Ländern viele tausend und tausend Hexen und Zaubersleute verbrannt hat.

*) Man lese den Reichspostreuter vom 4. Jan. 1783. und die Staatsanzeigen Heft 7. Band 2.

Ich muß mir Gewalt anthun, diesen langen Brief endlich abzubrechen. Nur setze ich noch die Versicherung hinzu, daß ich alles haarklein schreiben werde, was noch künftig sich bei diesem Hexenprozesse zutragen wird. Ich schmeichle mir also mit Ihrer Gegengefälligkeit, und erwarte sehnlichst die Beantwortung meiner im Anfange dieses Briefes gestellten Fragen, wobei ich mit aller Hochachtung u. s. w.

40.

Franz Ceoldo, Universitätsbidell zu Padova, an seinen Amtskollega den Universitätsbidell zu Bologna.

Es ist nicht mehr auszuhalten, mein Herr Kollega, mit welcher Verachtung das ungezogene Deutschland von uns spricht: die berühmtesten Universitäten, bei welchen wir die ansehnliche Charge eines Bidells rühmlichst bekleiden, werden in den Schriften der ungesitteten Deutschen öffentlich mißhandelt. Da nun das Ansehen der Universität mit dem Ansehen, Würde und Rang eines Bidells im genauesten und unzertrennlichsten Verhältnisse stehet, so ist es unsere Pflicht mit vereinigten Kräften den vorigen Ruhm derselben wieder herzustellen,

und das Ansehen der hohen Fakultäten aufrecht zu erhalten. In dieser Absicht will ich, Herr Kollega, durch gegenwärtiges Schreiben Ihre Aufmerksamkeit rege machen, und Sie mit Dero Rath und That in unser wechselseitiges Interesse ziehen.

Leider! erfahre ich es jetzt erst spät, daß man schon seit vielen Jahren her in Deutschland auf unsere Litteratur übel zu sprechen kam. Warum ich aber so spät auf diese Entdeckung gerieth, das rühret daher, weil wir Italiäner die deutsche Litteratur wenig achten, und jene Werke sehr ungerne lesen, welche in einer andern Sprache, als der Italiänischen, geschrieben sind. Und hierin haben wir auch recht; denn warum sollten wir fremden Nationen den Vorzug einräumen, welche das Aufblühen ihrer Wissenschaften dem paradiesischen Italien zu verdanken haben? Aber welcher Undank der Deutschen, Bigotterie, Aberglauben, Schlaffheit der Sinne, und vernachläßigte Litteratur schreibt jetzt der verwegene Deutsche auf Rechnung der Italiäner. Diese Beschimpfung, Herr Kollega! müssen wir rächen, indem wir unserer Bidellwürde so wenig, als unseren leiblichen Kindern, vergeben dürfen.

Allein dieses ist noch nicht die einzige Herabwürdigung, womit uns die deutschen Schriftsteller mißhandeln; sie wagen sich sogar über unsere Geistesprodukte, und machen unsere weisesten Fort-

schritte in den Wissenschaften lächerlich. Es wird Ihnen, Herr Kollega! bekannt seyn, daß ich mit jedem Anfange der akademischen Schuljahre die Lektionskatalogen, und Universitätskalender zum Druck zu befördern habe. Sie können leicht urtheilen, welche Mühe und rastlose Nächte mich diese Werke kosten, bis sie ordentlich im Publikum erscheinen können. Ich bin also selbst ein Schriftsteller, und, ohne Ruhm zu melden, vom nämlichen Range, als die Authoren der Hof- und Staatskalender sind. Wie viele Zeit mich diese Arbeit kostet, welchen Schweis sie mir auspreßt, daran mag ich gar nicht einmal gedenken. Sie wissen, daß unsere Vacationes magnae, oder die großen Ferien am Hauptfeste unserer Stadt, das ist am Feste des heiligen Antonius, den 13ten Juny anfangen, und sich am 3ten November wieder endigen. Diese Vakanzzeit beträgt also 143 Tage, und während diesem kurzen Termin muß ich die Lektionskatalogen und den Universitätskalender zu Stande bringen. Ist dies nicht entsetzlich? eine Roßarbeit, halsebrechend, und zum Umbringen! Warlich, in die Länge könnte ichs nicht mehr ausdauern: und ich werde mit nächsten ein pro Memoria übergeben, daß mir der Termin der so kurzen Vakanzzeit verlängert, oder mir die so beschwerliche Arbeit wenigstens zur Hälfte wieder abgenommen werde. Denn würde es noch beim Alten bleiben, so müßte ich in sehr wenig Jahren im Dienste des Vaterlandes unterliegen.

Jetzt denken Sie, diese gelehrten Katalogen hat jemand nach dem ungesitteten Deutschland geschickt, wo man es wagte, sich nicht nur darüber lustig zu machen, sondern sogar die Universität zu verschreien. Dort hatte man eine Berechnung der deutschen gelehrten Industrie im Gegensatze der italiänischen — daraus gezogen, und sich zu erweisen bemühet, daß zu Padova die ordentlichen Vorlesungen das ganze Jahr hindurch 112 Tage, und die außerordentlichen etwa 60 Tage ausmachen. — Im Gegentheile behaupten die stolzen Deutschen (freilich nur solche, welche nicht nach der römisch päbstlichen Vorschrift leben) daß auf den deutschen protestantischen Universitäten jedes halbjährige Kollegium wenigstens 100, viele auch 120 Stunden betragen. Woraus ein Göttinger Professor, von welcher Universität ich in meinem Leben nie gehört habe, den Schluß macht, daß die Deutschen gerade noch einmal so viel, als die Wälschen arbeiten, und daß sie in der Litteratur entweder noch einmal so gelehrt, oder nur halb so gescheut seyen, als wir Italiäner. — Diese unerhörte Demüthigung kann ich nicht auf mir liegen lassen, und sobald ich nur ein halbes Jahr Zeit gewinne, so werde ich in einer Druckschrift darthun, daß es mit unserer Litteratur gegen die Deutsche gerade umgekehrt stehe.

Auch Sie, Herr Kollega! können nicht gleichgültig bleiben, wenn ich Sie versichere, daß man

der

der Universität von Bologna auf die nämliche Art wiederfährt. Ohne Zweifel werden Sie auch von jenem gottlosen pro Memoria Nachricht haben, das im Oktober 1786. dem Pabste ward überreicht worden. In demselben heist es: „daß die berühmte Schule heutiges Tags von den Ausländern verhöhnet werde, und daß die berühmtesten Gelehrten und vornehmsten Akademien von Europa die bologneser Universität in ihren Schriften erbärmlich und beweinenswürdig, und einige ihrer Lehrer lächerlich und des gemeinen Menschenverstandes beraubt schelten . . . . daß bei euch Leute die wissenschaftlichen Fächer ergreifen, und sich auf die Kanzeln erheben, welche niemals studirt haben u. s. w.“ Sehen Sie die Beschimpfung, Herr Kollega! und was das Aergste ist, diese schändliche Schrift haben die Deutschen in ihrer Sprache übersetzt, und durch die Zeitungen allgemein bekannt gemacht. Hoffentlich wird diese Mißhandlung ihre Galle rühren, indem dadurch nicht nur allein ihr Einkommen und das gewöhnliche Douceur Gefahr läuft, sondern dem Ansehen eines Bidells auf die beleidigendste Weise zu nahe getreten wird.

Denken Sie also auf Mittel, wie Sie sich gegen diese Vorwürfe rechtfertigen mögen, und besonders gehen Sie den deutschen Zeitungsschreibern recht zu Leibe, welche sich unterstanden haben eine Wahrheit zu verbreiten, die man aus Patriotismus vor aller Welt Augen verbergen und geheim

halten soll. Was mich betrift, so habe ich schon die bündigsten Gegenbeweise. Ich habe mit Protestanten zu thun, und diese kann man leicht abfertigen. Mein Hauptargument ist, daß wir die übrige Zeit, wo keine Vorlesungen gehalten werden, den Feiertagen, der Andacht und dem Dienste Gottes widmen. Dies hätte der Herr Göttinger Professor bedenken sollen, ein Argument, das er gewiß nicht wird auflösen können. Die heiligen Feiertage sind es, welche die übrigen Tage, Wochen und Monate wegnehmen. Und wenn ich zugebe, welches ich aber nie zugeben werde, daß die protestantischen Deutschen nochmal so viel in der Litteratur arbeiten, nochmal so gelehrt sind, als wir Italiäner: so werde ich aus dem obigen Argument darthun, daß wir Italiäner in Rücksicht der vielen Feiertage und der häufigen Andachten nochmal so weit voran sind, daß wir nochmal so nahe bei der Himmelspforte stehen, und daß wir nochmal so grosse Ansprüche auf das Himmelreich haben. Zugleich werde ich aber zeigen, daß die Protestanten nicht Nagelbreit vom Himmel zu hoffen haben; indem sie von dem Concilium zu Trient, wo die gelehrtesten Theologen und Jesuiten ihr Maul ausleerten, gänzlich ausgeschlossen wurden. Alsdenn rücke ich mit der Schlußfolge hervor, daß die ewigen Güter alle Wissenschaften und zeitlichen Reichthümer Millionen Millionenmale übertreffen: folglich daß wir Millionen Millionenmale den hinkenden Protestanten voran sind. Hierauf folget der Epilog:

lasset uns also standhaft bei den von der römischen Kirche bewilligten Feiertagen verbleiben; lasset uns ungehindert im heiligen Nichtsthun und im frommen Müßiggange fortwandeln, indem die ewigen Güter alles wieder ersetzen, was wir hier aus Andacht versäumet haben. Unser heilige Landsmann, **Antonius von Padova**, nimmt alles auf sich; der mag uns einst von den Vorwürfen rechtfertigen, welche unseren akademischen Ferien zur Last gelegt werden. Wir müssen uns hüten, durch Verminderung der Feiertage die Heiligen nicht zu beleidigen; und es wäre thöricht, wenn wir uns die gesamte Geistlichkeit zu Feinden machen wollten. Seye es, daß unser bürgerliches Vermögen von Tag zu Tag abnimmt; wir fühlen aber auf der andern Seite den Segen Gottes, indem sich die Reichthümer und Güter der Geistlichen zusehends vermehren und vergrößern. Es ist aus der Erfahrung bewiesen, daß die abgeschaften Feiertage wenig Nutzen bringen, und man darf nur nach Wien gehen, um sich selbst davon zu überzeugen: als der Kalender noch voll von Feiertagen glänzte, waren die Kaiser nie anders, als mit sechs Pferden gefahren; aber jetzt, da man die Feiertage aufgehoben, sieht man den Kaiser selten mit mehr, als zwei Pferden fahren, und zu diesen hat er noch obendrein keinen Kutscher. Die Feiertage ziehen die Prozeßionen und Wallfahrten, diese die Abläße, und die Abläße das Himmelreich nach sich.

In diesem Tone, mein Freund! würde es mir nicht schwer seyn, etliche Bogen voll zu schreiben: und ich zweifle gar nicht, daß meine Widerlegung, sobald sie gedruckt erscheinet, ungemein viel Aufsehens machen werde. Es ist nichts leichters, als die deutschen Schriftsteller zu widerlegen; denn die meisten davon sind ohnehin Ketzer, und mit diesen kann man bald fertig werden, besonders wenn man sich auf unsere Kanonisten und Polemiker recht gut verstehet. Ich wünschte nur öfters dergleichen deutsche Schriften zu sehen, um sie augenblicklich widerlegen zu können. Denn ohne sie gelesen zu haben, ist die Widerlegung immer etwas schwer: und man müßte ein Genie, ein Mann wie **Zaccaria** seyn, der bekannte Liebling des Pabstes, welcher das seltenste Talent besitzet, eine Schrift, betitelt: **Vorstellungen an die Menschheit und Vernunft gegen den Celibat der katholischen Geistlichkeit** — zu widerlegen, ohne sie vorher gelesen zu haben: indem er dieses Wagstück mit jesuitischer Dreistigkeit in der Gazette de Cologne vom 10ten Jan. 1783 öffentlich angekündiget hat.— Zwar haben wir jetzt in Italien bald Hofnung mit den deutschen Schriften näher bekannt zu werden, indem ich vernommen habe, daß der röm. **Nunzius zu München** ein besonders wachsames Auge darauf setzet; zu welchem Ende einem dortigen Gelehrten und Schriftsteller der röm. Hof die glänzende Ehrenstelle eines Auditore und Assessore di sagro palazzo ertheilet hat, ein Amt, dessen noch

kein Deutscher würdig war, und das, wo nicht in ganz Europa, **wenigstens** in Italien von ungemein großer Wichtigkeit und Flitterglanz ist. — Von dieser angesehenen Hand also haben wir alle deutschen Nachrichten zu erwarten, und, wie ich höre, so werden die eingesandten Schriften dem röm. Hofe genug zu thun geben, wenn derselbe alle ketzerischen Schriften mit dem **Bann** zu belegen fortfahren will. Allein ich hoffe, daß die römischen Herren **Zensoren** klug seyn, und sich die Arbeit nicht sauer machen werden, wenn sie dem Beispiele des Jesuiten **Zaccariä** folgen, und geraden Wegs die Schriften, ohne sie gelesen zu haben, — exkommuniciren ! ! ! Sind ja nur deutsche Schriften, warum soll man also mit diesen Broschüren lange Prozesse machen, und die Chokolade kalt werden lassen?

Ich schmeichle mir also, mein Freund, daß Sie sich gefaßt machen, je eher je lieber, den beleidigten Ruhm zu rächen, und gegen die deutschen Schriftsteller mit mir in enge Verbindung zu treten. Wobei ich die Ehre habe, nicht mit einem deutschen Handschlag, pfui! — sondern mit einem italiänischen Kuß zu versichern, wie sehr ich sey u. s. f.

41.

Billet des Herrn Gubernators in Rom, an den Verwalter des spanischen Hospitals St. Jakob daselbst.

Datirt den 28sten Oktober 1786.

Gestern wurde bei mir, als der höchsten Behörde in dieser Sache, kläglich angebracht, daß der vom hohen Adel allgemein geschätzte, und vom ganzen Pöbel gefürchtete Melampus, oder Leibhund des Monsignore * * * eines Herrn vom ersten Range und Stand, von einem Jäger auf offener Strasse mörderisch umgebracht worden sey. Es wäre hier unnöthig, den unschätzbaren Verlust dieses seiner Größe wegen allgemein bekannten Hundes zu beschreiben, indem es stadtkundig ist, daß hochgedachter Hund schon viele Wochen auf den Straßen herumgieng, die Fußgänger neckte, in die Waden und Schenkel zwickte, und alle Leute, den Adel ausgenommen, schon in der Ferne anschnurrte oder gar anpackte. Zu diesem Verdienst kömmt noch hinzu, daß der Eigenthümer des hohen Hundes, oben gedachter Monsignore * * * vom ersten Range, propter praetium affectionis lieber seine sechs Livereibedienten verloren, als den Leibhund hätte ermorden gesehen; indem man sich dergleichen Menschen gratis, aber die Hunde nur für theures Geld anschaffen kann. In Gemäßheit und Wichtigkeit

dieses Hundes also werden Ewr. hinlänglich einsehen, daß der Hundsmörder, welcher sich in das spanische Hospital St. Jakob geflüchtet hat, sich um so weniger eines Asylums erfreuen dürfte, als in Betreff der muthwilligen Hundsmörder noch keine entscheidende Bulle bekannt ist, zum Theil auch weil der Verlust des Hundes mit dem in Sicherheit stehenden Jäger in keinem Verhältnisse ist, zumal dieser nur aus dem niedrigen Pöbel, jener aber in den ansehnlichsten Häusern freien Zutritt gehabt hatte. Ich sage vom muthwilligen Hundesmörder, denn dies war der Jäger intensive und extensive, indem sich derselbe gar wohl hätte dürfen in die Waden zwicken lassen, da das nämliche vorher auch andere Leute gutwillig gelitten hatten, um Seine E — den Monsignore * * * nicht zu offendiren. Weiters hätte der Mörder wohl seinen Hut oder Schnupftuch zur Nothwehre ergreifen können, indem es nur in äußerster Lebensgefahr erlaubt ist, das Seitengewehr zu ziehen, welches hier bei weitem der Fall nicht war. Der Kerl ist also ein strafbarer Hundsmörder, den weder Asylum, noch Fürsprache, noch eine andere Hilfe gegen die strafende Gerechtigkeit schützen kann.

Zwar will sich Monsignor Acedo bemühen dem Jäger durchzuhelfen, und denselben unter dem Titel der Menschenliebe — vertheidigen, ohne darauf acht zu haben, daß er unfehlbar die höchste Ungnade des Monsignore * * * auf sich laden wird.

Wollen nun Ewr. dem Beispiele des Monsignore Acedo folgen, und den Mörder hartnäckigerweise nicht ausliefern, so müssen sichs Ewr. selbst zuschreiben, wenn aus diesem Handel unbeliebige Folgen und Prozeduren entstehen, welche Ewr. um so weniger vermeiden können, als Seine E. der Monsignore * * * nicht ruhen werden, für die zugefügte Beleidigung und Hintansetzung des schuldigen Respektes Genugthuung zu verlangen. Vielleicht haben es Ewr. noch zu wenig überlegt, welche Folgen der ermordete Hund nach sich ziehen könne, die man von einem Dutzend ermordeter Menschen manchmal nicht erwarten dürfte. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich Zeit meiner Amtsstelle noch keinen so delikaten und so leicht gegen den Respekt impingirenden Handel gehabt habe, als dieser ist. Wollen nun Ewr. dem Monsignore * * * nicht vor den Kopf stoßen, so ist nichts nöthiger, als den Kerl herauszugeben, und denselben der strafenden Gerechtigkeit zu überantworten. Bedenken Sie sich in dieser kitzlichen Sache, und überlegen Sie es wohl, wie nahe Sie in Gefahr sind, gegen einen **Großen** — zu impingiren. Ich bin u. s. w.

42.

Der Nachtwächter aus Solothurn, an den Thorwächter in Lyon.

Gott sey's gedankt, daß ich das Briefschreiben gelernt habe, sonst könnte ich es dir, lieber Bruder! nicht klagen, wie sehr auch bei uns die Freidenkerei eingerissen hat. Ich esse schon seit langer Zeit mit meinem Nachbar, der auch in dem Rath mithorchen darf, alle Abende das Butterbrod, und ich komme in dessen Gesellschaft hinter manches Staatsgeheimniß. Dieser erzählte mir gestern, daß es ein freigeisterischer Solothurner gewagt habe, die Erziehung unserer Jugend in einer Druckschrift, die man das schwäbische Musäum nennet, zu tadeln. Potz! Donner und Hagelwetter! dieß geht nicht an; die Erziehung der Jugend zu kritisiren ist offenbare Freigeisterei. Ich bin ein geschworner Feind der Kritiken und aller Neuerungen, und ich beharre mit Leben und Blut bei dem, was alt — und alten Herkommens ist. Denn hierin muß sich ein Freistaat vor allen auszeichnen, daß er nicht Nagelbreit von dem Alten abweichen wolle. Das gieng mir noch ab, unsere Jugenderziehung kritisiren und bessern zu wollen! Ich war auch in die Schule gegangen, hab Lesen und Schreiben gelernt, und bekleide mein Amt mit Ehren; wenn unsere Kinder eben so lernen, wie ich, so können

sie auch 60 Jahre alt werden, ohne daß man einer Schulverbesserung bedarf. Die Erziehungskritiker und Schulverbesserer sind meines Bedünkens die gefährlichsten Freigeister: weil unmittelbar zur Erziehung der Religiosunterricht gehört; und will man jene verbessern, so müßte es auch bei dieser geschehen. Also die Religion verbessern? anders denken, als ich und mein Großvater gedacht haben? Welche Verwegenheit und Verkehrtheit der heutigen Zeiten! Man muß nicht die geringste Neuerung zugeben, sonst gehts von einem Punkt auf den andern: man kann dieses in den kaiserlichen Staaten sehen, wo so vieles schon verändert worden, daß man das Alte gar nicht einmal kennet. Würde man hier der ersten Neuerung Platz geben, so käm's immer weiter: denn schon vor einem Jahre hatte sich ein Gewissenloser erfrechet, meinen Nachtwächterruf zu kritisiren. Wäre dieß nicht eine Gottlosigkeit, wenn man den Nachtwächtergesang, der schon über zweihundert Jahre alt ist, und dessen Ursprung man nicht einmal mehr entdecken kan, abändern wollte? Ich würde eher Leib und Leben daran wagen, als daß ich mich zu dieser Neuerung einverstünde. Aber jetzt muß ich dir sagen, was ich eigentlich schreiben will.

Weist du, wer unsere Erziehung getadelt hat? Der bekannte Herr **Lüdi** ists, der sich jetzt bei euch zu **Lyon** aufhält. Keine Seele hatte es geglaubt, daß dieser junge Mann von der Freigeisterei angestecket wäre, bis man diese wichtige

Nachricht aus Zürich erfahren hatte. So geht es, wenn man immer neue Bücher liest, und wenn man gescheuter werden will, als unsere Vorfahren gewesen sind: man fängt zuletzt die Schulen zu kritisiren an, das weder der Magistrat, noch die Geistlichkeit, noch die Schullehrer wollen gelten lassen. Es sieht aber bei euch in Frankreich ebenfalls recht ketzerisch her. Unser Rath schrieb nach Lyon, und an das französische Ministerium, und verlangte eine Lettre de Cachet wider den verrufenen Hrn. Lüdi. Und was erfolgte? Abgeschlagen, hieß es vom Grafen von Vergenes; denn wir ertheilen keine dergleichen Lettres, ohne daß man vorher das Verbrechen weiß. Um des Himmels willen! so gehts in der ganzen Welt umgekehrt zu. Waren doch von jeher in Frankreich nichts gewöhnlicher und üblicher, als die Lettres de Cachet, ohne daß es nöthig war, vorher das Verbrechen zu beweisen. Man lese die Geschichte aus den Zeiten eines Kardinal Richelieu, wo viele hundert Personen auf diese Art arretirt wurden, und im Gefängniß starben, ohne daß man ihr Verbrechen wissen durfte. Ich lasse den Grafen von Vergenes einen guten Mann seyn, aber von dem alten Herkommen weichet er ab, und dies ist ein Zeichen der Freigeisterei. Ich sage, wenn man von studierten Leuten das Verbrechen erwiesen haben will, so kömmt man zu spät: sie wissen sich überall durchzudrehen, und am Ende lachen und

spotten sie ihrer Richter. Dieses hatte **Richelieu** sehr gut gewußt, darum machte er kurze Prozesse. Es schien beinahe, als wollte von **Vergenes** unserem Rath wenig zutrauen, wenn dieser nicht augenblicklich geantwortet hätte, daß Herr **Lůdi** unsere Erziehung und den schlechten Religionsunterricht in Druckschriften angegriffen habe, und deswegen Bestrafung verdiene. Nun was geschah? Es erfolgte wieder eine Antwort, die eben so parador als die erste war. Das französische Ministerium sagte: hat **Lůdi** als Schriftsteller gefehlet, so muß man ihn als einen solchen bestrafen, das ist, man müsse ihn auch öffentlich widerlegen. — Denke doch, Bruder, ein weiser Rath soll einen Schriftsteller widerlegen, Zeit und Papier mit einem Menschen verderben, der sonst nichts, als ein Schriftsteller ist. Welche Herabwürdigung für einen Rath, ihn zur Widerlegung eines Autors zu erniedrigen! Und wenn auch: wie würde man mit einem Autor an ein Ende kommen können, da ihnen die Philosophie hundert Auswege zu rechtfertigen öfnet. Ich glaube gar, in Frankreich sey man der Meinung, daß ein Rathsherr die Philosophie studieren solle: das wäre schön; als wenn man im Rath auf nichts wichtigers zu sehen hätte, als die Rathschlüsse aus philosophischen Gründen abzufassen. Es kömmt wirklich so heraus, als verlangte das französische Ministerium, daß sich der Rath auch auf die Autorschaft oder Schriftstellerei verstehen soll: wenn dieses ist, so gebe ich für alle

europäische Rathstuben keinen Groschen mehr. Beim Alten, beim Alten, sage ich, soll man bleiben; durften die Rathsherren vor hundert Jahren weder Philosophen noch Schriftsteller seyn, so soll man es auch heut zu Tag bei jener vortheilhaften Einrichtung bewenden lassen. Wie ich oben schon gesagt habe, mit den Neuerungen käme es immer weiter, bis auch mich die Ordnung träfe, ein Philosoph oder gar Schriftsteller zu werden. Und was käme zuletzt heraus, wenn alle Leute eben so gelehrt, wie die Rathsherren, wären? Deswegen ist der Rath, weil dieser gelehrter seyn muß, als diejenigen, welche nicht im Rath sind; und damit es bei dieser Ordnung verbleibe, so darf man niemals zulassen, daß der gemeine Mann eben so gelehrt, als ein Rathsherr, werde.

Ich kann mich in Wahrheit nicht genug verwundern, daß man in Frankreich so große Estime gegen einen Autor habe, daß sich der Rath erniedrigen soll, sich mit demselben in einen Federkrieg einzulassen. So schlechtes Zeug es um einem Autor ist, so halte ich es doch immer für gefährlich, sich mit dergleichen Menschen in einen Federkrieg einzulassen; denn wie bald wäre es geschehen, daß man vor dem Publikum ausgelachet würde? Auf das Lachen und Klatschen verstehen sich die Herren Autoren ohnehin sehr gut, und da wären Männer, welche sich in was immer für einer deutschen Stadt den Rang und Titel: Seine Weisheit,

erworben haben, wohl rechte Narren, wenn sie ihr gravitätisches Ansehen in einem Federkriege dem Gelächter preisgeben wollten. Ich sehe es beinahe wieder, als gleichsam in einer Erscheinung vor, daß man nicht säumen werde, den ganzen Hergang in den Zeitungen zu verbreiten, und vielleicht gar die französischen Antworten mit der Aufschrift der Weisheit auszuschmücken. Ich habe zwar gegen diese Titulatur nichts einzuwenden; aber es ist eine Probe, daß sich die Schriftsteller in allen Fällen zu helfen wissen. Es sind halt die Zeiten des Richelieu nicht mehr, und seitdem herrschet in der Welt wenig Ordnung.

Antworte mir, lieber Bruder, macht man in Frankreich auch so viel Lärm mit der Erziehung, als bei uns in Deutschland? Hier hätte es beinahe bald das Ansehen, als wären wir und unsere Vorfahren nur Ochsen und Esel gewesen. Ueberall schreibt und lärmt man von der Erziehung, und was das Unausstehlichste ist, überall tadelt man die alte Erziehung. Ich zwar lese dergleichen Schriften nicht; denn ich halte alles auf ein kräftiges Morgengebet, und ein Glas Brantewein; aber mein Herr Nachbar erzählet mir tagtäglich davon, und weil ich mein Maul am rechten Fleck habe, so schmähle und schimpfe ich über dieselben aus vollem Halse. Meinethalben schreibe man, was man will; ich bleibe bei meinem Petrus Canisius, ein sehr kleines Büchelgen, aber groß genug, um mit dem-

demselben den Weg nach dem Himmel zu finden. Doch so viel sage ich im Ernste, daß, wenn es so weit käme, mir einen neuen Nachtwächtergesang aufzubürden, ich lieber meine Charge niederlegen, und anderswo Brod suchen wollte. Daher, lieber Bruder, sey ein bischen vigilant, ob nicht in Lyon eine bessere Stelle für mich ausfindig zu machen wäre. Was mich aber reuen würde, wenn ich einst gehen sollte, das wären die Kapuziner. Auf diese Männer halte ich alles; denn sie sind eben so heftig für das alte Herkommen eingenommen, als ich es bin, und sie wünschen nichts so sehr, als daß die ganze Welt auf jenem Grade stehen möchte, wo sie vor hundert Jahren war. Denn um dieselbe Zeit, sagen sie, war es eine Freude zu leben; in allen Klöstern herrschte Ueberfluß und Frömmigkeit; es gab Wallfahrten, Mirakelbilder und Brüderschaften, und man hörte kein Wort von freigeisterischen Büchern oder Freidenkern. Ja, Bruder! hätte ich kein Weib, ich gieng heute noch zu den Kapuzinern ins Kloster. Aber leider! für Weib und Kinder sind keine Klöster gestiftet worden.

Noch eine recht wichtige Neuigkeit: eben vor einer Stunde erzählte mir mein Herr Nachbar, daß die Sache des Herrn Lüdi wegen schon entschieden sey; sobald er kömmt, wird derselbe auf eine unbestimmte Zeit in das Kapuzinerkloster gesperret, um daselbst einen gründlicheren Unterricht, als er bisher hatte, in der Religion zu empfan-

gen. Dies halte für sehr gut, denn es leuchtet überall heraus, daß Hr. **Lüdi** in der Religion schlecht unterrichtet sey. Stehet doch im ganzen Katechismus, den der gelehrte Petrus **Canisius**, weiland der Gesellschaft Jesu Priester, geschrieben, kein Wort von einer Schule: ich habe geflissentlich den ganzen kleinen Katechismus durchblättert, und ich fand keine Sylbe von einem Schullehrer, noch weniger von einer Schulverbesserung in demselben. Was hat sich also Hr. **Lüdi** um die Schuleinrichtung zu bekümmern, wenn nichts davon im Katechismus stehet. Der gelehrte Pater **Canisius** hat es schon gewußt, warum wir keine Schulen brauchen, und weil Hr. **Lüdi** gescheuter seyn will, als **Canisius**, so muß man ihn auf den alten christkatholischen Weg wieder zurücke bringen. Die Kapuziner sind auch wirklich die Männer hierzu, und sie wissen es sehr geschickt anzugehen, einen irrigen Schriftsteller auf den Weg der Weisheit zurückzuführen. Man muß dem jungen Menschen einen **Thomas von Kempen**, oder das Leben der heil. **Theresia** in die Hand geben, damit er die ewigen Freuden betrachten lerne. Alsdenn folgen die **Abraham** à sankt Clara, und Pater **Cochem** mit ihrer grausamen Beschreibung der Hölle: und wenn Hr. **Lüdi** diese zween Geistmänner andächtig liest, so wird es ihm, aus Furcht der Höllenstrafe, wohl vergehen, jemals mehr an eine Schulverbesserung zu denken. — — Antworte mir bald auf diesen Brief, damit ich weiß, woran ich bin. Lebe wohl.

43.

Der Buchhändler Bullmann in Augsburg an den P. Zaccaria in Rom.

Ich nehme mir die Freiheit an Euer Hochwürden eigenhändig zu schreiben, und mein Herzensanliegen zu Dero Füßen zu legen. Bekanntlich wird es Ihnen aus der Unterschrift meines Namens beifallen, daß ich mich von jeher, und besonders seit meinem ersten Antritt der Buchhandlung, um die Aufnahme der alleinseligmachenden römischen Kirche bestens verdient gemacht habe. Es ist wahr, die katholischen Buchhändler haben es sehr leicht, reich zu werden, denn sie haben tausend Vorzüge vor den protestantischen Buchhändlern. Diese müssen litterarische Kenntnisse besitzen, und den Werth der Werke schon im Manuscripte kennen, ehe sie dieselben verlegen, oder das Honorar dafür bezahlen wollen: bei uns Katholicken ist es umgekehrt, denn je schlechter eine Schrift, desto häufiger ist der Absatz; und wir haben dies einzige zu beobachten, daß wir meist nur solche Bücher verlegen, welche den Herren Geistlichen behaglich, und ihrer Küche einträglich sind; eine Sache, worauf sich sogar unsere Frauen verstehen. Es hatte also ein gewisser Schriftsteller eben so unrecht nicht, daß er sagte: wir verkaufen allen Mist; die Protestanten hingegen müssen nur für gute Werke sorgen, wenn sie ihr Fortkommen finden wollen.

Einen Mist will ich zwar meinen Verlag eben nicht nennen, aber es ist kein Werkchen so klein, welches ich nicht in meinem Verlag habe, sobald es zum Besten der römischen Kirche abzielet. Ich besitze alle möglichen Andachts- und Brüderschaftsbücher, Stoßseufzer, Herzklopfer, geistliche Schildwachen und Hosenträger, Prophezeihungen, Mirakel, und Lebensbeschreibungen, und ich kann mich, unserer Reichsstadt sey es zu Ehren gesagt, mit Recht rühmen, daß ich die wahre Andachtsbude aller geistlichen Quaksalbereien besitze. In meiner Bude kan man's, troz dem Münchner Kalender vom Jahre 1785, genau erfahren, in welcher Woche Deutschland durch Erdstöße zu Grunde gehet; bei mir kan man die Nachricht vom jüngsten Tage einholen, und ich besitze die Tabelle, aus der man ersieht, in welchem Jahre die großen Häupter sterben. Es giebt in ganz Deutschland keine Augenwendung, keine weinende Maria, kein Haar- und Bartwachsen der h. Bilder, kein Blutschwitzen und keine Teufelsaustreibung, wovon man nicht in meiner Bude für einen Groschen die authentischen Nachrichten und Urkunden erhalten kann.

Dabei sieht freilich manchmal die Sache, um es Euer Hochwürden recht aufrichtig zu gestehen, sehr bedenklich aus; denn ich nehme oft geistliche Werke in Verlag, an deren Wahrheit und Richtigkeit ich selbst zweifle. Ich beichte zwar diese Gewissensscrupel allemale fleißig; und mein Herr Beichtvater, den ich zur Vergeltung auf Koffee einlade, hat mich bisher immer absolviret, weil die Theologen sagen, wie er behauptet,

daß man zur Ehre Gottes und zum Wohl der römischen Kirche wacker lügen dürfe, ohne dafür ein Flämmchen der brennenden Hölle empfinden zu dürfen. Allein manchmal ist mir doch nicht gar wohl ums Herz, besonders jetzt, da ich immer älter werde: Lüge ist doch Lüge, denke ich, und ich wünschte nur Lateinisch zu verstehen, um es mit meinen Augen in irgend einem alten Kasuisten oder Aszeten lesen zu können, daß die Lüge zur Ehre Gottes und zum Wohl der römischen Kirche keine Lüge sey. Indeß glaube ich aber steif an die erhaltene Absoluzion, und bin herzlich froh in der römischen Kirche geboren zu seyn, für die ich lebe und sterbe, weil man lügen darf, ohne sich einen Gewissensscrupel zu machen. Daher bin ich bei meinen Verlagsartikeln nicht mehr ängstig, besonders wenn das Manuscript von Klostergeistlichen oder von Bettelmönchen ist, die den gelehrtesten Körper unter den Katholiken ausmachen, und es wohl verstehen müssen, wie dicke und grob man zur Ehre Gottes lügen dürfe. Daß zugleich meine Produkte eben sogar unrecht nicht seyn können, kann ich daraus abnehmen, weil der Himmel bisher mein Unternehmen immer gesegnet hat. Vor zehn Jahren stand es freilich sehr mißlich mit meinem Verlage, denn ich bin an der baierschen Nachbarschaft, und um dieselbe Zeit durfte ich mich in jenem Lande ohne Konfiskazionsstrafe kaum blicken lassen. Leider, das war eine schlimme Zeit! man glaubte keine Hexen, man verlachte die Mirakel, man verachtete die Bettelmönche, und man verstieß die Jesuiten. Das Land war voll Freimäurer, und voll

satyrischer Schriftsteller; kein einziger Ordensmönch durfte sich mit einem Werkchen blicken lassen, ohne öffentlich ausgezischet zu werden. Mancher Kapuziner und Franziskaner behielt sein Manuscript zurücke, das im altdeutschen Styl geschrieben war, wie es die Bürger und Bauern gern lesen, weil jene das Auszischen befürchteten: und so giengen viele Wunderwerke, Erscheinungen, Offenbarungen und Prophezeihungen zu Grunde, die sonst zur Verbreitung der alleinseligmachenden römischen Kirche an das Taglicht getreten wären. Mit Wehemuth und Thränen mußte mancher ehrwürdige Author in der Klosterzelle sein mühesam zusammengetragenes Manuscript als Fidibus auf den Abtritt verbrauchen: und viele tausend der schönsten geistlichen Reimlein und Gedichte mußten die Klosterlektores zu Bouteillenstöpsel verwenden, weil das freigeisterische Publikum der Leberreime und Knittelverse nur spottete.

Vor Zeiten waren auch fromme Klosterfrauen und heilige Nonnen berühmte Schriftstellerinnen, eine Theresia, eine Birgitta, eine Johanna, und hundert andere hatten die Welt mit entzückenden Büchern beschenkt: aber jetzt getraut sich keine mehr ihre gelehrte Feder an das Papier zu setzen, seitdem die verwünschte hochdeutsche Sprache, und die zierliche Schreibart zur Mode geworden ist, das die Bauern und Bürger parforce nicht leiden können. Ach! wie mancher heilige Hymnus und wie mancher in Leberreimen gesungener heiliger Traum liegt jetzt in Klosterzellen und Klosterbibliotheken verborgen, der andächtigen Welt entzogen, und der Vermoderung ausgesetzt. Ich war einmal

geflissentlich nach Laufbaiern und Altenhohenau gereiset, um von den zwoen Nonnen, der Creszentia und Columba, ein Mannscript für meinen Verlag zu erhalten: es ward mir aber abgeschlagen, und zwar aus der einzigen Ursache, weil jetzt die gottlose Welt mit den Klosterzellengenies nur Gespötte treibt. Vor Zeiten las man nichts liebers, als Bücher im Nonnendeutsch, und Gedichte im Chortone verfaßt; die häufigen Tagzeiten, Litaneien und Blumengärtlein sind hiervon ein unläugbarer Beweis: heut zu Tage sind Romane, Komödien und Almanache in ihre Stelle getreten, welche alle in Klosterzellen geschriebenen Heiligthümer verdrängen. Jetzt, Gott sey Dank! habe ich freilich seit fünf Jahren her wieder fröliche Aussichten, denn ich kann mit meiner Waare, welche von den Freigeistern spottweise der heilige Mist genannt wird, wieder ungehindert in Baiern herumhandeln. Ich kenne zwar einen gottlosen baierschen Schriftsteller, welcher behauptete, daß das an der baierschen Grenze gelegene Augsburg mit ihrem gedruckten Mist seinem Vaterlande mehr schade, als was es durch den Handel dahin mit Getreide und Holz profitiret. Das war ein ärgerlicher Ausdruck! Gott gnade diesem Schriftsteller, wenn er dem Pater Frank in die Hände geräth; gerädert wird er sicher, wo nicht gar verbrannt. Wie gesagt, die Aussichten haben sich merklich verbessert, und ich habe jetzt selbst in München meine eigene Niederlage. Wie sich die Zeiten manchmal so unvermerkt verändern! und wie oft der unbedeutendste Umstand von größter Wichtigkeit wird! Hätte der hochberühmte Doktor Sänftel die Bocken-

kur besser studiert, so wäre längst mein ausgebreiteter Buchhandel zur Makulatur geworden. Und wer sollte glauben, daß die Verbreitung der römischen Lehre mit der medizinischen Unwissenheit in Verbindung stehet? Und doch ists so; denn sonst wären die Mönche von St. Hubert im Ardänerwalde längst Hungers gestorben.

Euere Hochwürden verzeihen, wenn ich manches niederschreibe, das nicht in diesen Brief gehört: aber es geht so, wenn man beichten will: man macht einen Umweg nach dem andern, bis man mit dem Hauptbrocken herauskömmt. Mein jüngster Verlagsartikel ist jetzt dieser: **Besondere für dermalige Zeiten von Sr. Päbstlichen Heiligkeit bestätigte Andachtsübung zur Ehre der allerseligsten Jungfrau Mutter Gottes Maria, und aller Heiligen. Nach dem römischen Original 1786. mit Approbazion des Kurfürstlichen Ordinariats zu Mainz, wie auch mit Approbazion des hochwürdigsten Ordinariats zu Eichstädt nachgedruckt. Augsburg bei Joh. Georg Bullmann, in 8. 18 Seiten.**

Eure Hochw. werden schon voraus wissen, wessen Ursprunges dieses vortrefliche Produckt sey; es wird reissend aufgekauft, und hat von dem lieben Bürger- und Bauernstand allen Beifall erhalten. Die Ursache dieses grossen Verschleißes ist der prächtige Titel. Der gemeine Mann will immer gerne vom Pabste etwas lesen, weil ihm der heilige Vater so lieb als Gottvater selbst ist. Es hat auch die Aufschrift von zwoen Ordinariatsapprobazionen

zum Absatz unendlich viel beigetragen, weil der gemeine Mann auf die Aechtheit der Sache dadurch vertrauen kann: eine Ordinariatsapprobation hat in den Augen des Bürgers und Bauers unendlich mehr Gewicht, als wenn es heißt: mit Erlaubniß des Censurkollegiums. Am allerwenigsten kann das Publikum solche Schriften verdauen, welche mit Erlaubniß der kaiserlichen Büchercensurkommißion gedruckt sind: denn die Prediger und Beichtväter versichern uns voraus, ehe sie die Schrift gesehen oder gelesen haben, daß sie verführerisch und erzketzerisch sey. Nun giebt es in meiner Gegend solche Erzspötter, daß sie die obigen Ordinariatsapprobazionen bezweifeln, und vorgeben, als hätte ich dieselben mißbraucht, oder gar erschlichen: man macht mir von allen Ecken die Hölle so heiß, daß mir kalt und warm darüber wird. Euere Hochw. wissen es so gut, als ich, was es für eine Bewandtniß mit den neuen Andachts- und Brüderschaftsbüchlein habe, und ich lasse mich gerne zur Verbreitung derselben gebrauchen, wenn ich nur von dem Fegefeuer nichts zu befürchten habe. Die Klügersehenden wollen jetzt gar beleidigende Stellen in dem Werkchen finden, als wäre es einigen Hirtenbriefen entgegengesetzt, und als folgte daraus, daß man einige jetzige Bischöfe der begünstigten Bilderstürmerei beschuldigen wolle. Dieß macht mir gedoppelte Angst, weil ich Unannehmlichkeiten befürchte. Die Schrift ist freilich heimlich von meinen hochwürdigen guten Freunden vertheilet worden; aber die Freigeister haben dieselbe dennoch ausgekundschaftet, und mir

ist bei der ganzen Sache ein bißgen bange. Ich wäre vielleicht verloren, wenn ich nicht auf den Schutz und Beistand der Herren Jesuiten vertrauen dürfte, welche heut zu Tage überall eine mächtige Hand haben, und alles vermögen.

Nun ist es aber auch Zeit, daß ich mit meinem Hauptscrupel herausrücke, nämlich mit den **Nachdruckersünden**. Euer Hochw. wissen, daß in dem katholischen Deutschland mehrere Buchhändler aufgestellet sind, welche auf die nämliche Art, wie ich, die römische Religion verbreiten helfen müssen. Diesen Herren habe ich so manches Mirakel, Erscheinung, oder Prophezeihung nachgedruckt, um meinen Handel zu befördern. Die katholischen Theologen sagen freilich, daß der Nachdruck keine Sünde sey, und rühmen vielmehr diese Industrie als ein nützliches Werk: aber die protestantischen Theologen nennen den Nachdruck einen Diebstahl, und setzen ihn unter das Räuberhandwerk. Ich hätte mich zwar nach dieser ihrer Lehre nicht zu achten, weil ich zur alleinseligmachenden Kirche gehöre; allein der Gedanke: was du nicht willst, daß man dir thun soll, das thue auch anderen nicht — dieser Gedanke foltert immer mein Gewissen: denn ich fluche ganz entsetzlich, wenn jemand meine Werke nachdruckt, weil ich die bösen Folgen des Nachdruckes in meinem Beutel empfinde. Im ganzen Ernste muß ich Euer Hochw. recht aufrichtig gestehen, daß ich mich vor der Hölle, oder wenigstens vor dem Fegefeuer ganz entsetzlich fürchte. Es ist schaudernd daran zu denken, daß ich, ohngeachtet

meiner großen Industrie, etwa ein paar Jahrtausende wegen den verfluchten Nachdruckersünden in dem Fegefeuer braten soll. Dafür danke ich aber dem lieben Gott, daß er mich in der alleinseligmachenden Kirche hat lassen geboren werden, wo man tausend Mittel in den Händen hat, sich von Millionen Sünden auf eine so bequeme Art zu entledigen, wie der Schulknabe auf einen Zug viele Millionen von der schwarzen Rechnungstafel wegstreichet. Warlich! so große Priesterwohlthaten hat keine Religion, als die meinige, von der man alles erhalten, und alles empfangen kann, wenn man anders ein bischen Geld besitzet, und sich die ehrwürdige Priesterschaft zu Freunden gemacht hat.

In dieser Absicht also gehet meine unterthänige Bitte an Euer Hochw. daß Sie mir doch gegen meine baare Bezahlung bei Seiner päbstlichen Heiligkeit einen Ablaßbrief bewirken möchten, der mich auf dem Todbette gegen die Schrecken des Teufels und des Fegefeuers sicher stellen könnte. Ich weiß zwar wohl, daß es hundert geistliche Wege giebt, z. B. durch Halbguldenmessen, durch gestiftete Todtenämter, durch fromme Vermächtnisse, durch Weihwasser, durch die Skapulier- und Rosenkranzbrüderschaft, durch die Ablässe bei den Wallfarten und bei den Armenseelenkirchen, aus dem Fegefeuer erlöset zu werden. Allein ich zittere so sehr vor dieser göttlichen Strafe, daß ich absolument das Fegefeuer nicht versuchen will: denn ich danke für die Erlösung durch Messen und Vermächtnisse, wenn ich schon ein paar Jahre lang gebraten bin. Da nun

im ganzen geistlichen Rechte kein einziger Artikel vorkömmt, woraus erhellet, daß die römisch-katholische Kirche jemals in Betreff der Nachdruckersünden etwas verordnet, oder begünstiget habe, folglich daß dieser Casus bisher entweder auf einer Kirchenversammlung, oder durch den Cabinetsausspruch des heiligen Geistes aufgelöset, oder entschieden worden sey: so bitte ich Euer Hochw. mir bei Sr. päbstlichen Heiligkeit eine Bulle zu bewirken, in Kraft derer ich ungehindert und ohne Gewissensangst meine Nachdruckersünden fortsetzen und vermehren könnte, und zwar in dem nämlichen Maaße, wie man sich nach dem römischen Sinne um die Vergrößerung der Ehre Gottes und der Kirche bestens verdient machen kann. Wenn es aber möglich wäre, daß die Bulle über die Begünstigung der Nachdruckersünden auch auf meine Kinder und Kindeserben könnte ausgedehnet werden, so wollte ich gerne eine gedoppelte Taxe dafür erlegen, um den unschätzbaren Seelentrost zu genießen, daß, so lange das Fegefeuer bestehet, niemals einer der Bullmannischen Erben in demselben gesessen habe. Ich weis zwar gut, daß es eben eine so große Schande nicht ist, in dem Fegefeuer zu sitzen, weil Könige und Kaiser, und sogar zarte Prinzeßinnen, in demselben sind gefeget worden: allein ich finde wenig Vergnügen in Gesellschaft dieser großen Häupter zu seyn, und es ist mein einziger Wunsch, das Fegefeuer gar niemals betreten zu dürfen. Mit innigster Freude würde ich alsdann die Bulle auf schönen Regalbogen abdrucken, und in ganz Deutschland bekannt

machen lassen, um den protestantischen Theologen von Herzen Trotz bieten zu können. Ich bitte also Euer Hochwürden bei dem neuen Kardinalsekretär der Brevien, Herrn **Barschi**, mit dem Sie sehr gut bekannt sind, meine unterthänigste Vorstellung darüber zu machen; der freilich mit seiner Taxe nicht wohlfeil seyn wird, weil ihm diese Stelle jährlich 27,000 Fl. rheinisch einträgt. Allein, was thut man nicht, um dem Fegefeuer zu entgehen? Haben doch so manche Regenten die Halbscheid ihrer Länder und Unterthanen der römischem Himmelskanzlei aufgeopfert, um der Chimäre des Fegefeuers entgehen zu können. Es wird mir daher, ungeachtet der großen Unkosten, immer eine große Gnade seyn, ohne der mindesten Gewissensangst meine geistlichen Verlagsartikel, sie mögen wahr, oder erdichtet, oder approbirt, oder nachgedruckt seyn, zur Ehre der römischen Kirche in der ganzen Welt unter dem Schilde einer römischen Bulle verbreiten zu dürfen.

44.
Pater Prior der Schotten in Würzburg an den Kapuziner-Guardian zu Neumark in der Oberpfalz.

Leider! kann ich Ihnen nie in meinen Briefen eine angenehme Nachricht zu wissen thun: wir Ordensmänner leben jetzt in den Zeiten der Verfolgung, und man begegnet uns mit weniger Schonung, als Trojan den frommen Martyrern begegnete. Alle unsere Schritte werden gezählet, und von den gottlosen Glaubensspöttern dem öffentlichen Gelächter preisgegeben. Es ist kein anderes Mittel mehr, als daß wir uns gänzlich in unsere Klostermauern verschließen, und unsere Handlungen vor allen Zugängen der Weltmenschen verriegeln. Gut wäre dieses Mittel allerdings, um den Freigeistern keine Gelegenheit zum Spotten zu geben; aber äußerst schwer ist es auch diesen Weg einzuschlagen, besonders für den Kapuzinerorden, der seinen Unterhalt aus dem täglichen Umgange mit den frommen Christen, und deren Almosen suchen muß. Da wir Ordensleute also unmöglich allen Besuch gänzlich vermeiden, und so viele tausend Gläser Wein aus Furcht der Religionsspötter preisgeben können, so rathe ich Ihnen wenigstens den Zugang in die heiligen Mauern sorgfältigst zu verschließen, und sich vor den ausspähenden Fremdlingen zu verwahren, wovon ich Ihnen die Ursache sogleich erzählen will.

Unlängst kam zu mir ein fremdes, zuckersüßes, gepudertes Herrchen, das mit hundert Schmeicheleien und Komplimenten unsere Klosterbibliothek zu sehen

verlangte. Ich war der aufrichtige Narr, und öffnete ihm alle Schränke, selbst den Ort, wo wir die verbotenen Bücher aufzubewahren, und vor aller Welt Augen zu verriegeln pflegen. Gleich war er dort, um die gefangenen Ketzer zu durchmustern, und sich nach derselben Namen zu erkundigen. Ey! was? sagte er, haben Sie auch den berühmtesten Schriftsteller unsers Jahrhunderts, Semleri hist. eccles. zur Vergessenheit verdammt? und hier stehet, Sleidanus de Statu religionis unter den verbotenen Büchern? Vor Eifer entbrannt, stellte er diese zwo Fragen gegen mich; und um alles Gezänke und Disputiren zu vermeiden, so antwortete ich, daß die beiden Werke nur pro forma unter die verbotenen Bücher gestellet worden. Hierauf gab er sich zur Ruhe, und er fieng an mir scherzweise verschiedene Bibliothekanekdoten zu erzählen. Zuerst erzählte er mir von **Heidelberg**, daß nämlich der dortige Universitätsbibliothekar die Schlüssel immer bei sich verwahre, und daß derselbe, anstatt sich in Heidelberg aufzuhalten, zu **Mannheim** wohne: die Bücher wären also sicher genug, um nicht von menschlichen Händen beschmutzet zu werden. Ueber diese Anekdote brach er in ein so lautes Gelächter aus, daß ich es mit Händen greifen mußte, einen Spottvogel vor mir stehen zu sehen. Nun kam er auf die Bibliotheken von **Gaybach** und **Zellerfeld** auf dem Harz; bei jener, fuhr er fort, ist der Hofgärtner Bibliothekar, und bei dieser ein Schichtmeister, der vorher Laquay bei dem Berghauptmanne gewesen; man kann wohl zugeben, lä-

chelte er, daß der Gärtner seinen Kohl und Rettig zu ordnen, und daß der Lakay die Kleider auszupauken verstehe, man sey aber darum so wenig zu einem Bibliothekar geschickt, als der Klosterkoch zu einem Apotheker. Endlich rückte er auch mit der Anekdote von Ihrer Kapuzinerbibliothek heraus, und lachte aus vollem Halse, da er mir erzählte, daß bei Ihnen der Einförmigkeit wegen alle Bücherrücken wären mit weisser Farbe übertüncht worden: die Herren schätzen also den Werth ihrer Bücher nur von außen, setzte er hinzu, und in diesem Falle wäre es gleichviel, wenn hölzerne Büchermodelle mit den Titeln auf den Rücken in dem Zimmer stünden, wobei man sich noch des Vortheiles zu erfreuen hätte, daß eine solche Bibliothek wohlfeiler als eitle Makulatur seyn würde.

Nun mußte ich meine Ordensregel überschreiten, und ich fiel aus vollem Eifer über den Religionsspötter her, daß er die Frechheit begieng, über eine Kapuzinerbibliothek seinen muthwilligen Scherz zu treiben. Der Frevler getraute sich kein Wort mehr einzuwenden, und er drehete sich mit den nämlichen Komplimenten wieder zur Pforte hinaus, wie er hereingekommen war. Gut! dachte ich, es bleibt beschlossen, keinem Fremdling die Bibliothek mehr zu zeigen, außer, er hat ein Attestat aufzuweisen, daß er ein ächter römischkatholischer Christ sey, und in seinen Jugendjahren auf irgend einer Klosterschule, oder in einem geistlichen Seminarium studirt habe: denn diese sind noch die einzigen, welche der Geistlichkeit einige Ehre wiederfahren lassen. Ich

warne Sie also, bester Freund! vor den fremden Bibliothekbeschnarchern, welche nur als lutherische Spione in Deutschland herumreisen, und zuletzt die heil. Einrichtung und Verfassung der geistlichen Orden lächerlich machen. Man kann sich vor den Religionsspöttern nicht genug verwahren; denn diese lassen es nicht dabei bewenden, daß sie mündlich ihren Scherz treiben, sondern sie begehen sogar die Ausgelassenheit öffentlich in ihren Schriften zu spotten. Sie sollten gehört haben, wie der gelehrte Stutzer den Doktor Semler rühmte und lobte; aber ich dachte bei mir: du magst rühmen, so lange du willst, genug ists: Herr Semler ist ein Protestant! also hinein mit diesem Ketzer in den Kerker der verbotenen Bücher. Das gieng noch ab, daß ein Religiose protestantische Bücher lesen sollte, woraus man nur Gift und schädliche Lehren gegen unsere Mutter, die alleinseligmachende Kirche schöpfet. Ist es nicht lächerlich zu fordern, daß wir Katholiken unsere Kirchengeschichte von den Protestanten herholen sollen, welche geschworne Feinde des Pabstwesens sind? Ich getraue mir zu wetten, Semler erzählet die Sache ganz anders, als unser hochberühmte Godeau oder Fleury: daher soll ein Religiose jenen gar nicht lesen, und ganz alleine bei diesen verbleiben. Am besten ist es, mit den Protestanten gar keinen Umgang zu pflegen, weder mit ihren Büchern, noch mit ihrer Person: sie meinen es nicht gut mit uns, und suchen uns nur auf Irrwege zu verleiten, oder uns gar dem Gespötte preiszugeben. Das Herrchen, wovon ich oben sagte, war gewiß ein Protestant, oder wenigst ein Ausspäher, der hernach seine gesammelten Nachrichten und Anekdoten irgend einem Schriftsteller mittheilte, um öffentliches Geklatsche zu erwecken. Ich versichere Sie, dergleichen Leute lassen alles drucken, was sie sehen und hören, um nur gelehrt scheinen zu können; bei den Protestanten ist es nicht so, wie bei uns Religiosen, wo

der Author zuerst sein Manuscript dem Prior oder Guardian überreichen muß, von denen es hernach den Lektoren zur Prüfung übergeben wird, und die zuletzt jedes Manuscript an den Ordensgeneral nach Rom senden, um dort von den orthodoxen Theologen und römischen Schriftgelehrten das Werk nochmal recht scharf feilen zu lassen. Wie gesagt, die Protestanten laufen mit jeder Anekdote nach der Presse, und wirklich habe ich eine **Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken** vor mir, die 1786. in **Erlangen** herauskam, wo alles, was ich Ihnen jetzt geschrieben, und was mir der gelehrte Stutzer von Heidelberg, Gaybach, Zellerfeld und Ihrer Kapuzinerbibliothek erzählet hatte, gedruckt stehet. Ich finde sogar meine eigenen Worte die ich wegen Hrn. **Semler** gesprochen haben soll, abgedruckt. So ist jetzt die gottlose Welt beschaffen! man kann keinen Schritt thun, ohne verlachet zu werden. Vor Zeiten hätte es jemand wagen sollen, über eine Klosterbibliothek zu spotten, man hätte den Frevler sicher exkommuniziret. Um also auch ferneren Spott zu verhüten, so wäre es am besten, wenn alle Klosterbibliothekschlüssel in das tiefe Wasser geworfen würden, bis wieder einmal eine Zeit käme, wo die Ordensleute ihre vorige Hochschätzung erhalten. Dieser Zeitpunkt würde sich gewiß durch ein Wunderwerk entdecken, wenn ein Fisch den Bibliothekschlüssel wieder im Munde daher trug, wie ein heil. **Benno** den ins Wasser geworfenen Schlüssel von einem Fisch erhalten hatte. Dieses wäre das untrüglichste Zeichen, daß die frommen Ordensmänner die alte Aszetik wieder hervorsuchen, und unter dem Volke verbreiten sollten. In dieser Hofnung ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Güntherode, Karl von

Korrespondenz der Heiligen aus dem Mittelalter; und Briefe der Narren aus den neueren Zeiten

Bd.: 1

Leipzig (1787)

H.eccl. 236 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10023905-4
VD18 80514774